This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,464



1837
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.

Fünfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Inhalts-Verzeichniß.

·3/6 ?65

verkündete, daß die hinter der Waldung versteckte Sonne sich der Linie des Horizontes näherte.

„Noch eine Stunde, und unter den Bäumen ist es so finster, daß ein gutes Auge dazu gehört, auf drei Schritte 'nen Mann von einem Sumachbusch zu unterscheiden," sprach er weiter, während sie langsam an dem Uferabhange hinschlichen, „bis dahin werden wir von den Burschen hören —" er brach ab und blieb stehen.

Ein von oben geworfenes Steinchen hatte ihn getroffen. Als Edward, der Richtung seiner Blicke mit den Augen folgend, hinauf sah, entdeckte er ein braunes Gesicht, das sich zwischen Kraut und Gestrüpp hervor über den Uferrand hinaus geschoben hatte und lebhaft zu Kintaluhsa sprach. Dieser hörte seine Mittheilungen anscheinend gleichmüthig. Nur einmal glitt es wie ein Schatten der Enttäuschung über sein ernstes Gesicht; dann beherrschte es wieder die ihm eigenthümliche ausdruckslose Ruhe.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," wendete er sich, sobald der braune junge Jäger sich in das Dickicht zurückgezogen hatte, an Edward, zugleich in einen schnelleren Schritt verfallend; „es ist die Stunde, in der die Patrouillen sich im Lager melden. Die beiden stromabwärts gegangenen Männer mögen bald kommen." Und weiter nach einer kurzen Pause: „Die Jungens sind echte Choctaws. Sie thun, als hätten sie ein halb Dutzend Leben zu verlieren. Der ältere ist als guter Freund in's Lager gegangen. Die Schurken mißtrauten ihm und legten ihn fest."

Sie waren vor der Uferhöhle eingetroffen, und den Baumstamm und dessen Geäst als Leiter benutzend, schlüpften sie hinein.

Mit der ersten Dämmerung war abendliche Stille eingetreten. Hier und da funkelte ein Stern auf. Dünste begannen dem Erdreich zu entsteigen und verhießen, zu

Nebel sich zusammenziehend, eine schwarze Nacht. Außer dem Plätschern und Gurgeln des Flüßchens war kein Geräusch vernehmbar. Höchstens daß ein Ziegenmelker seine seltsam klagende Stimme erhob oder wieherndes Lachen von der Feldwache herüber schallte. Dann folgten die üblichen Anrufe, die das Ablösen der einsamen Schildwache begleiteten, und diesen schloß das Geräusch der in dem Flußbett zurückkehrenden beiden Infanteristen sich an. Das Waten im Wasser meidend, kletterten sie über den niedergebrochenen Baumstamm und gelangten dadurch so dicht an die beiden Kundschafter heran, daß diese mit den ausgestreckten Armen ihre Bajonnette hätten packen können. Sorglos sprachen sie von allen möglichen Dingen; auch davon, daß sie lieber verdammt sein wollten, als auf solch verlorenem Posten ausharren, wo jede neue Nacht ihre letzte sein könne.

Sie waren kaum um den nächsten Vorsprung herumgebogen, als der zweimalige Ruf eines Ziegenmelkers von dorther ertönte.

„Der Weg ist frei," erklärte Kinta-luhsa. Ungesäumt verließen die beiden Gefährten ihr Versteck und begaben sich nach dem Vorsprung, von wo aus sie zuvor die Schildwache beobachteten. Wie der abgelöste Mann, stand auch sein Nachfolger, die Muskete als Stütze benützend. Vermöge ihrer niedrigeren Stellung zeichnete sein Oberkörper sich für sie vor dem westlichen, matt orangefarbigen Hintergrunde wie eine aus Zinkblech geschnittene Silhouette scharf aus. Ueber des Choctaws fernere Pläne war Edward im Unklaren. Unverständlich erschien ihm vollends, daß er, anstatt nunmehr den Uferabhang zu ersteigen, zumal in nächster Zeit keine Ueberraschung zu fürchten, und sich im Walde zu verlieren, wie zweifelnd dastand und keinen Blick von dem schattenähnlichen Wachtposten wendete.

Minute verrann auf Minute, und wie Kinta-luhsa,

verhielt auch Edward sich regungslos. Plötzlich gewahrte er, daß Jener, um genauer zu sehen, das Haupt weiter nach vorn neigte. Unwillkürlich folgte er mit den Augen der Richtung seiner Blicke und glaubte hinter der Schildwache eine unscheinbare Bewegung zu entdecken. Ein dumpfer Schlag tönte herüber, und den Kopf voraus, glitt der Mann sammt seiner Muskete den Abhang hinunter.

Edward erschrak. Auf seine Frage erklärte Kinta-luhsa gelassen: „Ich sagte es. Er war uns im Wege. Er mußte beseitigt werden."

„Der Bursche erschlug ihn hinterrücks," versetzte Edward schaudernd; denn so oft er während der drei Kriegsjahre im Schlachtengewühl über Leichen und Verstümmelte hinweggeschritten sein mochte, hatte nie ein Ereigniß ihn ähnlich erschüttert, wie das eben beobachtete.

„Hinterrücks," bestätigte der Choctaw ausdruckslos; „hätte er sich zuvor angemeldet, möchte er selber mit zerschossenem Schädel hinunter gestürzt sein. Das hätte Lärm verursacht. Jetzt bleiben wir zwei Stunden ungestört. Erscheint die Ablösung, glauben sie, er sei desertirt. Bevor der Tag leuchtet, sind wir weit."

Edward schwieg und folgte seinem Führer nach der verhängnißvollen Stätte.

Der junge Choctaw war bereits anwesend. Bedachtsam überzeugte Kinta-luhsa sich von dem Tode des Erschlagenen, worauf er gemeinschaftlich mit dem jungen Stammesgenossen die Leiche in tieferes Wasser schleppte und die Muskete ebenfalls versenkte. Dann begaben sich alle Drei nach dem Ufer hinauf, wo auf dessen Rande ein Pfad nach dem Lager führte. Diesem folgten sie so weit nach, bis sie den Schein eines verschwenderisch genährten Feuers in den Baumwipfeln zu unterscheiden vermochten. Dort sich niederlegend, drangen sie kriechend in den Wald ein, um im Bogen auf die Rückseite der Feldwache zu gelangen.

Fuß um Fuß hintereinander sich behutsam nach vorn schiebend und gedeckt durch üppig wuchernden Pflanzenwuchs und Wachholdergestrüpp, erreichten sie endlich einen Punkt, von wo aus sie zwischen Baumstämmen und Strauchwerk hindurch einen nothdürftigen Ueberblick über das Lager gewannen. Eine kurze Strecke von dem Fluß war es im äußersten Waldessaum aufgeschlagen worden, wo man des Schutzes der überdachenden Baumwipfel sich erfreute, außerdem aber die Aussicht über eine umfangreiche Wiese den Wachtdienst erleichterte. Anwesend waren zehn oder zwölf Mann. Die übrigen acht oder zehn thaten Dienst als Schildwachen und Patrouillen.

Jeden Schatten auf dem mit Vegetation bewucherten Erdboden vorsichtig ausnützend, wobei ihnen namentlich die breit verzweigten Wachholderbüsche zu Statten kamen, und begünstigt durch den flackernd beleuchteten Hintergrund, glitten die drei Kundschafter vollständig geräuschlos bis zur äußersten Grenze vor. Zunächst entdeckten sie den gefangenen Choctawburschen. Der Zufall fügte es, daß er ihnen den Rücken zukehrte. An einen hundertjährigen Baumstamm gelehnt saß er, und weit genug von dem Feuer, um die sich zeitweise um dasselbe bewegenden Leute nicht zu hindern. Anstatt ihm die Hände auf dem Rücken zusammenzuschnüren, wohl auch, um ihm das Essen zu ermöglichen, hatte man einen um die Knöchel geknoteten Strick von Hand zu Hand und um den Stamm herum gezogen, und zwar so, daß die Hände getrennt von einander blieben, und er nur eine zur Zeit zum Munde führen konnte. Dann achtete man des sich gleichmüthig in seine Lage Schickenden kaum noch.

Das Feuer war eben geschürt und mit dürren Aesten überdeckt worden. Knisternd sandte es seine Lohe bis in die Wipfel hinauf und überströmte, so weit die Vegetation ihm Spielraum gewährte, die Umgebung mit grellem

Schein. Ohnehin durch die Flammen, im Gegensatz zu der das Lager umringenden Dunkelheit, geblendet, wurde der Gesichtskreis der dort Beschäftigten noch dadurch beschränkt, daß zwischen Baum und Strauch fortgesetzt bewegliche Schatten und Lichtreflexe wechselten. Nicht minder begünstigte die verwegenen Kundschafter, daß man sich vor dem Feuer in vollständige Sicherheit wiegte und am wenigsten an eine Störung durch Feinde dachte.

Eine kurze Strecke vor dem Lager hatten die Gefährten sich von einander getrennt, um Jeder seinen eigenen Weg zu wählen, je nachdem Wachholdersträuche und Ginsterbüsche eine geeignete Gelegenheit zum Verbergen boten.

Eine Weile hatten sie solcher Weise verbracht, als Kinta-luhsa, alle Vortheile scharfsinnig erwägend, ein Grasblatt zwischen die Lippen legte, das täuschend ähnliche Wispern einer Heuschrecke erzeugte und in bestimmten Pausen mehrfach wiederholte. Der Gefangene verharrte in seiner stumpfen Ruhe. Nicht das mißtrauischeste Auge hätte ihm das Bewußtsein angemerkt, daß seine Freunde, um ihn zu befreien, gewissermaßen mit dem Tode spielten. Auf die Soldaten übte das geheimnißvoll ertheilte Signal keine andere Wirkung aus, als das dumpfe Poltern der Flammen oder das Knistern des in Asche zerfallenden Holzes.

Nachdem Kinta-luhsa den jungen Stammesgenossen gewarnt und auf die kommenden Dinge vorbereitet hatte, wollte er eben seine Lage ändern, als von der Wiese her drei Männer in dem Feuerschein auftauchten. Der Befehlshaber der Wache war es, ein junger Offizier, der in Begleitung zweier Gemeinen von einem Patrouillengange zurückkehrte. Er sprach noch mit dem während seiner Abwesenheit die Mannschaft befehligenden Korporal, als schneller Hufschlag ertönte und in geringer Entfernung von dem Waldessaum verstummte.

Zwei Reiter waren daselbst abgestiegen und warfen den sie begleitenden Dragonern die Zügel zu. Wer ihnen den nächtlichen Besuch abstattete, errieth Jeder vor dem Feuer. Es ging daraus hervor, daß Alle aufsprangen und in dienstlicher Haltung sich den näher Schreitenden zukehrten. Diesen Zeitpunkt ersah Kinta-luhsa, mit unglaublicher Gewandtheit und Sicherheit in dem von dem Baumstamm geworfenen breiten Schatten einige Ellen nach vorn zu gleiten und den um denselben liegenden Strick zu durchschneiden. Mit einem zweiten Griff schob er das eigene Beil mit dem Schaft halb unter den Gefangenen hin. Nachdem er ihn derartig für unvorhergesehene Fälle bewaffnet hatte, verschwand er, rückwärts kriechend, wieder zwischen den Wachholdersträuchen.

Der Wachtkommandant war dem Offizier, dem Befehlshaber einer weiter zurückliegenden größeren Rekognoszirungsabtheilung, dem der Adjutant auf dem Fuße folgte, mit der Meldung entgegengetreten, daß Alles in Ordnung und die letzte Patrouille eben eingetroffen sei.

„Die ganze Nacht hindurch muß die Hälfte der Leute in Bewegung bleiben,“ versetzte der Kommandeur streng, „wir befinden uns den Korps am Red-River zu nahe, um nicht zu jeder Stunde eines Ueberfalls gewärtig sein zu müssen. Wir sind noch nicht stark genug. Beim ersten unerwarteten Angriff würden wir überrannt werden.“

„Wenn General Price nur erst mit seinem Korps heran wäre,“ meinte der Lieutenant mißmuthig, „wie der letzte Kundschafter berichtete, schreitet das Abdämmen des Stromes schnell vorwärts. Es steht zu befürchten, daß die Flotte entschlüpft.“

„Arbeiteten sie mit verzehnfachten Kräften drei Monate, würden sie das Werk nicht vollenden. Je fester sie sich in den Plan verbeißen, um so mehr Zeit gewinnt Price.“

„Wann können wir seiner Ankunft entgegensehen?“

„Wen haben wir hier?“ fragte er in einem Tone, der unzweideutig verrieth, wie willkommen ihm jede Gelegenheit, seiner Grausamkeit freien Spielraum zu gewähren; „verdammt! Man scheint gute Wache zu halten, wenn es feindlichen Spionen gestattet ist, bis dicht vor's eigene Feuer hinzuschleichen.“

Edward war, anstatt in's Dickicht zurückzustürzen, unbekümmert um die etwaigen Folgen und nur den Eingebungen des Augenblicks folgend, aufgesprungen. Mit einem langen Schritt aus seinem Versteck tretend und sich hoch aufrichtend, stieß er mit einem Ausdruck unauslöschlichen Hasses den Namen „Griffith!“ aus.

Wie von einer unsichtbaren Waffe getroffen, prallte dieser zurück. Mit einem Namen angerufen zu werden, den er seit einer langen Reihe von Jahren nicht mehr hörte, schien ihm die Besinnung geraubt zu haben. Regungslos stand er, eine Haltung, die wiederum die der befremdet schauenden Leute bestimmte. Dann sich ermannend, sah er mit Unheil verkündender Ruhe auf Edward. Erst allmälig leuchtete teuflischer Hohn in seinem gallichten Gesicht auf. Es reifte in ihm der Plan, des unversöhnlichen Feindes mit einem Schimmer von Berechtigung sich auf immer zu entledigen, bevor er noch viel gesprochen und aus alten Zeiten verrathen hatte.

„Wer bist Du, Bursche?“ sprach er spöttisch, in der unverkennbaren Absicht, Edward zu reizen, „Dir muß verdammt wenig an Deinem Lumpenleben gelegen sein, daß Du in die Rolle eines vogelfreien Spions eingetreten bist.“

„Nicht als Spion stehe ich vor Dir,“ antwortete Edward herausfordernd, „sondern als Offizier in der Uniform seines Regiments, den die Dienste eines Kundschafters nicht entehren. Aber auch als nächster Verwandter der Frau Bianka Griffith, um Rechenschaft über den Verbleib ihrer hinterlistig geraubten Tochter von Dir zu fordern.“

Diese, vor den beiden Offizieren und der Mannschaft an ihn gerichtete Anklage steigerte Griffith's Wuth auf den Gipfel. Er beherrschte sich indessen unter dem Eindruck des Bewußtseins, den todesverachtenden trotzigen jungen Mann auf alle Fälle in seiner Gewalt zu haben. Wie um sich dadurch vor Uebereilung zu bewahren, in der That aber, um die Wirkung des ihm zugeschleuderten schweren Vorwurfs auf die Leute, namentlich auf seinen Adjutanten, einen tückisch schauenden Kreolen, kennen zu lernen, sah er langsam im Kreise um sich.

Die Mannschaft stand ehrerbietig in angemessener Entfernung. Sie sowohl wie die beiden Offiziere begriffen, daß besondere Beziehungen zwischen den erbitterten Gegnern walteten, wodurch es ihnen verwehrt war, ohne voraufgegangenen ausdrücklichen Befehl sich des verwegenen Feindes zu bemächtigen, und das war es, was Griffith mit teuflischer Berechnung zu vermeiden wünschte. Edward stand zu derselben Zeit hoch aufgerichtet da. Zu stolz zu einem Fluchtversuch, war er bereit, ohne einen Laut der Klage das über sich ergehen zu lassen, was er, im Vollgefühl seiner Rechtlichkeit, unbesonnen für sich heraufbeschworen hatte. Der Revolver steckte zwar handgerecht in seinem Gurt; doch hinderte eine gewisse Ritterlichkeit ihn, sich dessen anders als im äußersten Nothfall zu bedienen.

„Dem jagt der Wahnwitz die sinnlosesten Worte über die Zähne," sprach Griffith über die Schulter zu seinem Adjutanten. Zugleich legte er, wie von ungefähr, die Hand auf den Kolben seiner Pistole, eine Bewegung, die der gefangene Choctaw dadurch beantwortete, daß er verstohlen den Griff des Kriegsbeils packte. Dann wieder zu Edward gewendet, fuhr Griffith fort:

„Ich kenne Dich nicht. Für mich bist Du ein Spion, der an den Baumast gehört. Ich will indessen großmüthig

Deinem Stande Rechnung tragen —“ und mit hastigem Griff den Revolver aus dem Futteral reißend, feuerte er ihn auf den nur fünf Schritte weit vor ihm Stehenden ab.

In demselben Augenblick hatte sich seitwärts von ihm eine noch flinkere Bewegung entwickelt, und bevor einer der den Kommandeur gespannt überwachenden Zeugen es ahnte, war der junge Choctaw auf die Füße emporgeschnellt. Das Beil sammt dem noch um das Handgelenk befestigten Strickende flog blitzschnell um sein Haupt, und mit unheimlichem Knirschen traf die scharfe Schneide Griffith quer durch das Gesicht. Hatte der unvorhergesehene Angriff die Kugel in ihrem Fluge nicht gehemmt, so war deren Richtung durch den vor Griffith's Augen vorüberzuckenden Schatten doch beeinflußt worden, denn anstatt Edward's Brust zu durchbohren, hatte sie seinen linken Oberarm getroffen. Während der junge Choctaw im nahen Dickicht verschwand, taumelte Edward zurück, fühlte sich indessen an der Hand ergriffen und mit fortgerissen. Indem aber die Soldaten, vollständig verwirrt durch das weit außerhalb jeder Berechnung liegende Ereigniß, angefeuert durch die Offiziere zu den Waffen griffen, einzelne dagegen Griffith, der lautlos zusammengebrochen war, zu Hilfe sprangen, erwachte Edward's Selbsterhaltungstrieb.

Den Bewegungen Kinta-luhsa's nachgebend, drang er mit ihm tiefer in das Dickicht ein. Als erst bei dem Feuer geregelte Befehle ertönten, einzelne Schüsse hinter ihnen her krachten und Leute in verschiedenen Richtungen davon eilten, um den Flüchtlingen, wenn noch möglich, den Weg zu verlegen, lagen diese kaum zweihundert Schritte weit von dem Feuer im undurchdringlichen Schatten des verworrenen Gesträuches sicher geborgen. Sie sahen voraus, daß schwerlich Jemand sich in das Dickicht hineinwagen würde, wo hinter jedem Baumstamm hervor eine heimlich

gezückte Waffe ihn treffen konnte. Daher bedachtsam jedes verrätherische Geräusch vermeidend, warteten sie zunächst auf die Entfernung der ihnen planlos nachgesendeten Verfolger, um dann erst, wenn sie hoffen durften, keinem mehr zu begegnen, die Flucht fortzusetzen.

Viertes Kapitel.

Nach Ablauf einer Stunde hatten die Mannschaften sich wieder vor dem Feuer gesammelt. Man sah ein, daß in dem finsteren Walde an ein Auffinden der listigen Gegner nicht zu denken sei, und beschloß daher, die Verfolgung erst nach Tagesanbruch wieder aufzunehmen. Außerdem hatte der Lieutenant sich in Begleitung des Adjutanten auf den Weg begeben, um dem Hauptkommando den Fall des Kolonels zu melden und das Entsenden einer größeren Rekognoszirungsabtheilung zu veranlassen.

Die Flüchtlinge gewannen dadurch hinlänglich Zeit, in das Flußbett hinabzuschleichen und ihm bis zu der bekannten Rinne nachzufolgen. Erst in derselben, durften sie sich wenigstens vorläufig als einigermaßen gesichert betrachten. Es hinderte sie daher nichts, mit Rücksicht auf Edward's immerhin schwere Verwundung, die von Kinta-luhsa, um etwaigen Blutspuren vorzubeugen, in einfachster Weise verbunden worden war, ihre Bewegungen vorsichtig zu mäßigen.

Noch unter dem vollen Eindruck der Begegnung mit Griffith, schritt Edward wie im Traume einher. Wie ein Wunder erschien ihm, dem Tode entronnen zu sein. In der ihn umringenden Finsterniß auf die Führung der braunen Freunde angewiesen, hatte er bis zu einem gewissen Grade seine Selbstständigkeit verloren. Er hörte nichts, sah nichts; fühlte nur, daß der Erdboden mit zahlreichen

Hindernissen bedeckt war, über die Kinta-luhsa ihm mit erstaunlicher Sicherheit und Ortskenntniß hinweg half. Es überraschte ihn kaum, als dieser nach längerer Wanderung vorschlug, einige Stunden zu rasten. Aufschauend sah er eine als schwarzen Wall sich auszeichnende umfangreichere Gruppe junger Tannen vor sich, deren unterste Zweige mit den schwanken Enden den Erdboden fegten.

Während der eine junge Choctaw nach kurzer Berathung mit Kinta-luhsa sich entfernte, suchten die Zurückbleibenden Schutz und Obdach unterhalb des dichten Zweiggewebes. Durch den Blutverlust und das Brennen der Wunde erschöpft, entschlief Edward bald, und bis auf den gelähmten Arm neu gestärkt, erhob er sich lebhaft, als Kinta-luhsa ihn beim ersten Grauen des Morgens weckte. Ein Stückchen gedörrtes Wildfleisch für Jeden bildete das Frühmahl; dazu ein mäßiger Trunk aus der mit Branntwein gefüllten Feldflasche, und weiter wanderten sie, begünstigt durch das schnell zunehmende Tageslicht, auf dem unwegsamen Boden.

Immer wieder in die gewundene Rinne einbiegend, gelangten sie nach Zurücklegung einer erheblicheren Strecke bis dahin, wo das Quellbett durch sanft ansteigende Hügel und Felsblöcke eingeengt wurde, die endlich in massive Wände übergingen. Diese bildeten eine schmale, wild zerrissene Kluft, in der gerade zwei Menschen nebeneinander Platz fanden. Bevor sie in den schachtartigen Gang eintraten, wies Kinta-luhsa auf mehrere feuchte Flächen angeschwemmten Sandes, die das bisherige Kiesgerölle bedeckten. Nur die größeren Steine ragten daraus hervor.

„Wer sucht Menschen da drinnen?" fragte er, zu Edward gewendet, „und doch gingen welche hinein. Sie waren klug, folgten meinem Rath. Sie schritten von Stein zu Stein. Der Sand verräth nicht, daß sie hier gewesen. Wer sucht Menschen da, wo keine Fährten sichtbar? Die Rebellen

mögen kommen. Ihre Augen sind nicht die eines Falken, der von den Wolken herunter späht."

Edward verstand den ihm ertheilten Rath und folgte dem voraufschreitenden Choctaw in der vorgeschriebenen Weise. Höher wuchsen die bemoosten Gesteinsmassen empor und scheinbar neigten sie sich, je weiter nach oben, um so näher einander zu, bis die Kluft vor einer kleinen Erweiterung endigte. Die Kühle eines Kellers herrschte in dem abgeschiedenen Winkel, dessen Uferränder über dreißig Fuß hoch emporragten. Leises Plätschern verrieth, daß ein Wasserstrahl auf halber Höhe dem Gestein entrieselte und, gleichsam von Stufe zu Stufe springend, in ein natürliches Becken sich ergoß. Dessen Umfang war auf den ersten Blick nicht zu übersehen, indem gewaltige Felsblöcke neben kleineren dessen Grenzen verbargen und Zeugniß von dem tausendjährigen Wirken einer schwachen Wasserader ablegten. So hatte ein Stück der Felswand, allmälig unterspült, sich endlich von der mächtigen Deckschicht gelöst und um mehrere Fuß gesenkt, zugleich andere Blöcke zertrümmernd oder übereinander drängend. Es war ein schauerlich einsamer Ort. Cyklopen schienen daselbst gehaust zu haben.

Kurz bevor die Kundschafter die Erweiterung betraten, stand plötzlich derselbe Fremde vor ihnen, den Edward Tags zuvor kennen lernte.

„Ich wußte, daß es kein Anderer sein konnte, der hier eindrang," sprach er, zuerst dem Choctaw, dann Edward die Hand zum Gruß reichend.

„Wo ist der Bursche, den ich schickte?" fragte Kinta-luhsa.

„Er verließ die Grotte bei Tagesanbruch, meinte, nach dem Vorgefallenen seien die Rebellen rege geworden und böten Alles auf, sich des vermeintlichen Spions zu bemächtigen. Er fürchtete, sie könnten hierher kommen, und ging nach oben, um Wache zu halten."

„Es ist gut," versetzte Kinta-luhsa, „er sagte nicht zu viel. Hier sind wir sicherer, als auf jeder anderen Stelle."

Da hier der Erdboden ausschließlich mit Gestein oder Wasser bedeckt war, schwand die Ursache zu übermäßiger Vorsicht. Gleich darauf bogen sie um einen Felsblock herum, der bisher die Aussicht auf die Erweiterung verlegte.

Edward's erster Blick fiel auf ein schönes Mädchen, die Tochter des Fremden, die in der Bekleidung wie in dem sonnverbrannten Antlitz die sprechenden Merkmale einer langen, mühevollen Wanderung trug. Leicht an ein Felsstück gelehnt, stand sie, die Augen mit einem Gemisch von Neugierde und Besorgniß auf ihn gerichtet. Die wenigen Schritte bis zu ihr genügten Edward, sich mit ihrer Erscheinung einigermaßen vertraut zu machen. Zunächst fiel ihm auf, daß sie, wie er schon an ihrem Vater entdeckte, sich durch eine Haltung auszeichnete, die im vollsten Widerspruch mit der einfachen schwer arbeitender Farmer stand. Und so übte sie, zumal nach dem gefährlichen nächtlichen Abenteuer und inmitten der wild zerrissenen, fast beängstigenden Umgebung einen Eindruck auf ihn aus, als ob ein liebliches Gebilde aus seinen glücklichsten Träumen sich plötzlich vor seinen Augen verkörpert habe.

Schlank und doch kräftig gewachsen, zeigte ihre Gestalt alle jene Vorzüge, die der sorgsam gehegten und gepflegten, eben erschlossenen Jungfräulichkeit eigen. Obwohl fast ärmlich und in rauhe Stoffe gekleidet, ließ sich nicht verkennen, daß die Grazien ihr die holdesten ihrer Gaben als Angebinde in die Wiege gelegt hatten. Ein zerknitterter grauer Filzhut, unter welchem das nachlässig aufgesteckte lockige, tiefschwarze Haar keinen Platz fand, beschattete ein in Jugend und Gesundheit blühendes, überaus reizvolles Antlitz, das zwei dunkle, von schwarzen Brauen überwölbte langbewimperte Augen einschmeichelnd belebten.

Ursprünglich geschaffen, Frohsinn auszustrahlen, blickten sie jetzt ängstlich, während um die vollen Lippen ein schüchternes Lächeln spielte, welches man als ein sanftes Flehen um Wohlwollen hätte deuten können.

Auf die flüchtige Vorstellung, bei welcher Edward erfuhr, daß das Mädchen Ringlet mit Vornamen heiße, reichte sie Edward die Hand, theilnahmvoll erklärend, bereits von seinem Unglück gehört zu haben.

„Ein doppeltes Unglück, wenn man die Mittel nicht besitzt, ihm so zu begegnen, wie es unter anderen Verhältnissen durch eine geübte Hand mit besserem Erfolg geschehen könnte," versetzte der Fremde lebhaft bedauernd, worauf er Edward bat, einen neben dem Wasser emporragenden Felsblock zum Sitz zu wählen.

„Sie sind Arzt?" erwiederte Edward überrascht.

„Arzt, und Tenbroek ist mein Name," gab dieser bereitwillig zu. Als er aber Anstalt traf, Edward's Wunde zu untersuchen, wehrte Kinta-luhsa ihm.

„Nicht hier," sprach er mit einer gewissen Entschiedenheit, „färbt Blut den Stein und das Wasser, so wird es zum Verräther. Wer weiß, die Rebellenhunde mögen unseren Fährten nachgehen. Blut erkennen sie leicht. Es ist keine Spur im trockenen Sande," und dem Doktor und Edward voraus, zwängte er sich zwischen zwei Felsstücken hindurch, auf deren anderer Seite die in ihrer Lage gestörte Wand vor ihm lag. Dort zeigte sich, daß sie, wie nach unten, auch nach außen gewichen war, wodurch sich hinter ihr ein gegen drei Fuß breiter Raum gebildet hatte. Es war dasselbe Versteck, in welchem der Doktor, durch Kinta-luhsa über dessen Lage genau unterrichtet, mit seiner Tochter die Nacht verbrachte. Da stand noch seine Büchse und lagen zwei in Bündel zusammengeschnallte Decken, die zugleich ihren kärglichen Eßvorrath enthielten. Das Wasser des Beckens reichte eine kurze Strecke in den Raum hinein.

Es war somit das geboten, was in der augenblicklichen Lage am dringendsten erforderlich. Ohne Zeitverlust ging der Doktor nunmehr an's Werk, wobei Ringlet ihn mit offenbar geübter Hand unterstützte, und nach kurzer Zeit empfand Edward nicht nur die Wohlthat eines kunstgerechten Verbandes, sondern trug auch den Arm in einer Schlinge, wozu Ringlet ihr Halstuch freundlich dargereicht hatte. Ueber den Charakter der Wunde sprach der Doktor sich nur unbestimmt dahin aus, daß der Knochen unverletzt geblieben, und das Weitere von einer baldigen angemessenen Pflege zu hoffen sei.

Während dieser ganzen Zeit hatte Edward wie von einem Traum umfangen dagesessen. Kaum daß er wagte, zu Ringlet aufzuschauen, die mit rührendem Eifer sich allen von ihrem Vater geforderten kleinen Dienstleistungen unterzog. Er wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, ob die bezaubernde Anmuth sogar ihrer kleinsten Bewegungen, ob die Leichtigkeit der regsamen Hände, die nicht müde wurden, das geronnene Blut zu entfernen und das von Neuem fließende zu stillen, oder die innige Theilnahme, die sich in ihrer Stimme verrieth, aus ihren großen, in mildem Licht strahlenden Augen hervorleuchtete. Und als er ihr endlich seinen tiefempfundenen Dank aussprach, da lächelte sie befriedigt, als wäre sie selbst ihm zu Dank verpflichtet gewesen. Kein Wunder, daß sie ihm, dem seit Jahren im wilden Kriegsgetümmel heimischen Feldsoldaten, wie eine Heilige erschien, für deren Rettung aus der bedrängten Lage sterben zu dürfen er als ein Glück willkommen geheißen hätte. Und dann wieder die kindlich treue Sorge um den Vater, dem sie nach dem Tode der Mutter sein Eins und Alles geworden war. Er meinte, sich nicht satt an ihr sehen, nicht oft genug den süßen Klang ihrer sanften Stimme hören zu können. Vergessen war das, was er in seiner Begegnung mit Griffith er=

lebte, vergessen Alles, was noch vor ihm lag und wozu er sich wagemuthig verpflichtet hatte. Er vermochte nur zu schwelgen in dem Gefühl eines unendlichen Behagens, erzeugt durch die rührende Sorgfalt, die sie ihm zuwendete.

Das leichte Aufschlagen eines Gegenstandes auf den vorragenden Theil der Felswand ließ sich vernehmen. Gleich darauf drangen die Stimmen Kinta-luhsa's und seiner jungen Stammesgenossen in das Versteck. Sie sprachen gedämpft, aber ungewöhnlich lebhaft zu einander. Erst nach einer Weile erschien Kinta-luhsa und verkündete, daß der Aufbruch vielleicht bis zum Abend verschoben werden müsse. Der als Wache oben aufgestellte junge Mann hatte eine berittene Patrouille entdeckt, welche die Richtung auf die Quelle zu verfolgte, dann aber durch Baum und Strauch seinen Blicken entzogen wurde. Ungewiß, wo sie wieder zum Vorschein kommen würde, war ihm, um sich ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen, kein anderer Ausweg geblieben, als den Sprung in die Tiefe zu wagen.

Nach diesen Mittheilungen begaben Kinta-luhsa und die beiden jungen Leute sich in der Kluft so weit zurück, wie, ohne bemerkt zu werden, geschehen konnte. Von dort aus spähten sie, Jeder von einem besonderen Punkte aus, über das sich sanft senkende, mit lichtem Gehölz bedeckte Gelände hin, wo die Patrouille, sofern sie in der That auf dem Wege zur Quelle, in ihren Gesichtskreis treten mußte. Bevor sie ihrer ansichtig wurden, unterschieden sie die Stimmen mehrerer Männer, die laut zu einander sprachen. Erst nach einer Weile erblickten sie fünf oder sechs Dragoner, die offenbar kurz zuvor angehalten hatten, um sich über die weiter zu verfolgende Richtung zu einigen, und jetzt hinter einem Hain hervorritten. Den gangbarsten Boden für die Pferde wählend, hielten sie sich am Fuße der Hügelkette, mußten also binnen kurzer Frist vor dem Eingange der die Quelle bergenden Kluft vorüberkommen.

Bis zum letzten Augenblick säumten die drei Späher auf ihren Posten und sie hatten sich eben hinter den die Erweiterung begrenzenden Felsblöcken niedergekauert, wo Edward zu ihnen trat, als die Reiter vor der Kluftmündung ihre Pferde anhielten. Dann drangen die zwischen ihnen gewechselten Worte zwar gedämpft, wie durch ein Rohr gesprochen, jedoch verständlich zu den Flüchtlingen herein.

„Ich will verdammt sein, wäre das nicht ein Winkel, wo Jemand einen Unterschlupf gefunden haben könnte," hieß es sorglos.

„So müßte er hier auf dem Sande Spuren hinterlassen haben," lautete die Erwiederung.

„Wenn er dumm genug gewesen wäre, wie in einen Ladies-Parlour durch die Thür einzutreten. Lauert wirklich Jemand da drinnen, der nicht gesehen sein will, so ist er weiter oberhalb herunter geklettert."

Das Klappern von Hufen, die hier und da auf festes Gestein trafen, wurde vernehmbar und näherte sich langsam.

„Nichts von Fährten zu entdecken," ertönte es aus geringerer Entfernung, „und hereingeflogen kann Keiner sein," zugleich verstummte das Geräusch des vorsichtig schreitenden Pferdes; dann weiter: „Des Teufels will ich sein, wenn ich mit meinem Gaul so komfortabel herauskomme, wie ich hinein gerieth. Nebenbei muß dahinten Wasser sein. Der nasse Sand verräth's. Da möchten wir die Flaschen füllen."

„Wenn's Whisky wäre!" hieß es unter lautem Gelächter vor dem Eingang. „Hängen will ich, wenn ich um solchen Trunk auch nur 'nen Fuß aus dem Steigbügel ziehe."

Ungeduldiges Stampfen folgte. Edward errieth, daß der Reiter versuchte, umzukehren, dann aber das Pferd rückwärts schreiten ließ, bis er mehr Raum gewann. In der Hoffnung, daß die Leute sich nunmehr entfernen wür-

den, sah er sich indessen getäuscht. Eine Weile verhandelten sie noch vor dem Eingange, dann unterschied er schwere Schritte, und von Kinta-luhsa gedrängt, begab er sich in das Versteck zurück, wohin die Choctaws ihm folgten. Dort traf er den Doktor in äußerster Aufregung. Ringlet bewahrte ihre ruhige Haltung, aber ihre Wangen waren erbleicht. Die äußersten Kräfte bot sie auf, den Vater nicht durch Kundgeben ihres Grauens zu beirren. Zugleich suchte sie, wie Ermuthigung von ihm erwartend, Edward's Augen. Dieser verstand sie und flüsterte gleichsam beschwörend:

„Unser Entkommen auf die eine oder die andere Art unterliegt keinem Zweifel. Fünf Mann sind es, die uns bedrängen. Wir leben in Kriegszeiten, in denen Menschenleben leider keinen Werth haben; gerechtfertigt erscheint, was unter anderen Verhältnissen verdammungswürdig."

Ringlet, nunmehr auf alle Möglichkeiten vorbereitet, schauderte. Der Doktor drückte Edward die Hand. Dann trat Schweigen ein. Gespannt lauschte jedes Ohr auf das Geräusch der gemächlich näher Schreitenden. Vor dem Becken eingetroffen, prüften sie die Umgebung flüchtig, worauf sie die mitgeführten Feldflaschen füllten.

„Kühl, wie aus 'nem Eiskeller heraufgeholt," meinte der Eine während der Arbeit des Schöpfens.

„Heiß vom Feuer heruntergeholt mit 'ner kräftigen Beimischung, wäre mir verdammt viel lieber," versetzte der Andere. Beide lachten und weiter hieß es:

„Der Henker mag Jemand in 'nem Walde suchen, wo man keine hundert Schritte weit um sich sieht; wer so dicht an die Feldwache heranschlich, ist auch der Mann dazu, sich aus der Falle zu ziehen."

„Aber da redeten sie von 'nem flüchtigen Doktor und seiner Tochter, nach denen wir auslugen sollten. Hundert Dollars für's Ergreifen ist immerhin kein Hundelohn."

„Was helfen mir hundert Dollars, wenn's keine Gelegenheit gibt, sie zu verthun, oder sie nächstens Jemand meiner durchlöcherten Karkasse aus der Tasche zieht.“

„Sie sollen vorgestern in dieser Gegend gesehen worden sein.“

„Da könnten sie heut' schon im Red River ihre Hände gewaschen haben.“

„Aber auch den Unionisten Bericht über die Stellung unseres Korps erstatten.“

„Zum Teufel mit Beiden. Was versteht ein Doktor oder gar ein junges Frauenzimmer von Militärangelegenheiten? Schade um jeden Schritt, zu dem unsere Gäule um ihretwillen gezwungen werden.“

Die Flaschen waren gefüllt. Bevor sie schieden, kehrten sie ihre Aufmerksamkeit noch einmal der Umgebung zu.

„Immerhin 'ne feine Gelegenheit für 'nen Flüchtling,“ spannen sie ihre Unterhaltung weiter, „wir sollten wenigstens einen Blick da um den losgebrochenen Felsen herum werfen.“

„Und die Stiefel voll Wasser füllen? Verdammt, das fehlte mir gerade um solcher Ursache willen. Und wer bürgt dafür, daß der Block da nicht bei der ersten unvorsichtigen Berührung umschlägt und den ganzen Thurm losen Gesteins mit herunterreißt. Hängt er doch wie 'n reifer Kürbis an 'nem verfaulten Stengel. Es wäre ein elendes Ende, zerquetscht zu werden wie eine aufgeschnittene Citrone über 'nem Grogglas.“

„Ich will's wenigstens versuchen,“ lautete die Erwiederung, „ein Paar Stiefel sind bald getrocknet.“

Es folgte das Plätschern, mit welchem der Mann in das Becken trat, aber schon nach dem zweiten Schritt unter dem Hohngelächter des Gefährten umkehrte. Nicht vertraut mit dem unebenen Boden des Beckens, war er in eine Aushöhlung des massiven Felsens gerathen, wo ihm das Wasser

bis über die Kniee reichte. Unter bösen Verwünschungen suchte er durch Stampfen das Wasser aus seinen Stiefeln zu entfernen, und weiter sprach er zum Ergötzen des Gefährten ingrimmig:

„Hol' der Teufel alle Doktors, Spione und hübsche Mädchen; ich habe genug davon. Wo keine Spuren sichtbar, mag der Henker das Gesindel aufsuchen."

„Ueberlassen wir's dem Fußvolk," tröstete der Genosse spöttisch, „das ist ebenfalls auf den Beinen und hat Jungens ausgesendet. Wir müssen ihnen begegnen. Die wollen wir hierher schicken. Vielleicht sind deren Stiefel wasserdicht." Und leichtfertig scherzend schlugen sie den Rückweg ein. Bevor sie den Ausgang erreichten, befanden die Choctaws sich wieder in der Kluft, um sich über den Verbleib des Trupps zu unterrichten.

Die Zeit, während ihre Entdeckung an einem Haar hing, war den Flüchtlingen in tödtlicher Spannung verstrichen. Grauenerfüllt lauschte Ringlet auf die Bewegungen der nur wenige Schritte von ihnen befindlichen Feinde. Der Doktor und Edward erduldeten um ihretwillen Höllenqualen, wogegen die Choctaws mit geschäftsmäßigem Gleichmuth sich darauf vorbereiteten, von ihren Büchsen Gebrauch zu machen. Zuversichtlich rechneten sie auf die Mitwirkung Edward's und des Doktors; dann aber durfte kein Mitglied der Patrouille geschont werden, um, deren Pferde zur Fortsetzung der Flucht benutzend, einen guten Vorsprung zu gewinnen. Das Aergste war nicht auf sie hereingebrochen, und erleichtert athmeten Alle auf. Aber ein gefahrvoller Weg lag noch vor ihnen, während hinter ihnen neue Feinde das Gehölz durchschwärmten und, Bluthunden ähnlich, nach ihren Fährten spürten.

Endlich erschien Kinta-luhsa in dem Versteck und verkündete, daß der Weg frei sei, und keine Minute verloren gehen dürfe. Vorsichtig, wie sie die Kluft betreten hatten,

verließen sie dieselbe wieder, und nach kurzem Bergansteigen erreichten sie den Kamm der Hügelkette. Dort ordnete sich der Zug. Voran ging Kinta-luhsa. Ringlet, hinter sich den Vater, folgte in seinen Spuren. An diesen schlossen Edward und der eine Choctawbursche sich an. Der zweite blieb zurück, um einer möglichen Ueberraschung von dort her vorzubeugen.

Mit gemäßigter Eile traten sie die Wanderung an. Gesprochen wurde nicht mehr. Um so schärfer spannte Jeder die Sinne an. Argwöhnisch lauschten die Ohren in alle Richtungen, und wo nur immer in der wechselvollen Landschaft sich ein Durchblick bot, schweiften die Augen mißtrauisch in die Ferne. Bald im Waldesschatten auf ungebahnten Wegen schritten sie einher, bald über kleinere und größere Wiesenflächen, und immer wieder ließ Kinta-luhsa Edward's wegen eine kurze Rast eintreten. Dieser lehnte sich jedesmal dagegen auf, bekämpfte die allmälig fühlbarer werdende Erschöpfung, achtete nicht des eigenthümlichen Pulsschlages in dem verletzten Arm, nicht des von der Wunde ausgehenden schmerzhaften Ziehens.

Nur für Ringlet fürchtete er noch. Wie um dadurch seine Kräfte zu stählen, betrachtete er sie, so oft sie, ein Hinderniß umgehend, aus der Reihe bog, mit entzückten Blicken. Es berauschte ihn die unvergleichliche Anmuth, mit welcher der Oberkörper sich in den Hüften wiegte, und der schlanke Hals den kleinsten Bewegungen des aufrecht getragenen schönen Hauptes nachgab. Ihre Kleider reichten nach ländlicher Sitte nicht ganz bis zu den Knöcheln nieder. Vor Augen lag die Geschmeidigkeit, mit der die in feste Schuhe gekleideten schmalen Füße sich in den zierlichen Gelenken regten und so leicht und sicher auftraten, als hätten sie überhaupt kein Gewicht zu tragen gehabt. Auch Ringlet sah zuweilen rückwärts. Zärtliche Besorgniß webte auf ihrem Antlitz, wenn sie zu entdecken glaubte, daß der

Vater neue Zuversicht auf Rettung aus dem unveränderlich ruhigen Wesen des braunen Führers schöpfte. Begegneten aber ihre Blicke denen Edward's, dessen Mattigkeit unverkennbar, dann erhellte jedesmal ein süßes Lächeln der Theilnahme und der Ermuthigung ihre holden Züge.

Nach dem kärglichen Mahl auf dem Ufer eines Baches, wünschten der Doktor und Ringlet die Rast länger auszudehnen. Kinta-luhsa war damit einverstanden. Doch Edward, die wahre Ursache leicht errathend, wehrte beinah heftig. Wäre es ihm beschieden gewesen, auf dem Wege wie ein gehetztes Stück Wild zusammenzubrechen und zu verenden, so hätte er die ihm geltenden freundlichen Rücksichten verschmäht. Von den Gefahren sprach er, die jede unnöthig versäumte Minute im Gefolge haben könne, sich leichtfertig darauf berufend, nicht jene seinem Zustande dienende Ruhe finden zu können, bevor er den Red River vor sich sehe.

Und weiter ging es wieder Stunde um Stunde. Wenn Ringlet, wie mit den Sehnen eines jungen Hirsches ausgestattet, alle sich entgegenstellende Hindernisse besiegte, so lebte Edward unter dem Druck des beschämenden Vorgefühls, dennoch schließlich dem Zwange seines bedenklichen Zustandes sich unterwerfen zu müssen. Ob seine Glieder zeitweise gänzlich zu erlahmen drohten: immer wieder raffte er sich empor. Aber matter wurde sein Blick nach jeder neuen Ueberanstrengung, unsicherer sein Schritt. Wilder loderte zugleich seine Gehässigkeit auf, indem er sich Griffith vergegenwärtigte. Wie ein Wunder erschien ihm, dem tückischen Mordanfall entronnen zu sein, um dafür in eine Lage der Hilflosigkeit zu gerathen, der er den Tod vorgezogen hätte. Daß ein rächendes Geschick den erbitterten Feind vor seinen Augen vernichtete, gewährte ihm am wenigsten Befriedigung. Er gönnte ihm nicht den Vorzug, wie von einem Wetterstrahl getroffen, ohne jeglichen Todes-

kampf, aus dem Leben geschieden zu sein und ein Geheimniß mit in die Erde hinabgenommen zu haben, von dem nur er allein den undurchdringlichen Schleier hätte lüften können.

Und weiter und immer weiter ging es mit bedachtsam gemäßigter Eile, und ein langer Weg lag noch vor den Flüchtlingen, als endlich die Sonne in die Waldung hinabtauchte und die Dunkelheit einer mondlosen Nacht der voraufgegangenen Dämmerung beinah unmittelbar folgte. Sie hatten eben einen Landweg überschritten und Kinta-luhsa schaute nach einer geeigneten Stätte aus, um daselbst die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu verbringen, als plötzlich aus dem schwarzen Schatten eines Hains ein drohendes: „Halt! Wer geht da?" ihnen entgegentönte.

Wie durch den militärischen Anruf neu belebt, antwortete Edward gebieterisch: „Wer fragt danach?"

„Jemand, der Jeden über den Haufen schießt, der nicht zu den Unionisten steht!" hieß es trotzig zurück.

„Kapitän Evandale vom siebenten Regiment verlangt freies Passiren!" erklärte Edward nunmehr bereitwilligst, und in seiner Stimme offenbarte es sich wie Frohlocken, vom Zufall gerade vor die Postenkette einer Feldwache seines eigenen Regimentes geführt worden zu sein. Mit ihm aber frohlockten, nachdem in letzter Zeit sein Zustand ihnen die ernstesten Besorgnisse eingeflößt hatte, der Doktor und Ringlet. Sogar der sonst wortkarge Choctaw offenbarte seine Befriedigung darüber, daß nunmehr die letzte Gefahr überwunden sei.

Bald darauf wurden sie vor einem prasselnden Feuer von einem Kameraden Edward's willkommen geheißen, und was nur geschehen konnte, den Flüchtlingen nach der langen mühevollen Wanderung Erleichterung zu verschaffen, das wurde aufgeboten. Erst nach Stunden der lebhaftesten Unterhaltung folgte das Schweigen der Nacht. Es war verabredet worden, daß Edward, nunmehr bis zum Tode

erschöpft, folgenden Morgens in der Frühe den Rest des Weges zu Pferde zurücklegen sollte.

Fünftes Kapitel.

Seit zwei Stunden hatte die Sonne ein Werk beleuchtet, welches unter den erstaunlichsten Anstrengungen rastlos schaffender Hände Tausender von entschlossenen Männern dem Bett des Red River entstiegen war. Mit dem Emporwachsen der Dämme hatten die gestauten Fluthen gleichen Schritt gehalten. Kaum waren die durch unermeßliche Holz- und Steinlasten mit der Erdrinde gewissermaßen zu einem Stück verbundenen Wehre mit einer neuen festgerammten und durcheinander verflochtenen Schicht überdeckt, als auch schon das ungeduldig an seinen Fesseln zerrende Wasser, trotz der ihm gegönnten Abzugskanäle oder vielmehr Sicherheitsventile, darüber hinrieselte. Hier sandte es seinen Ueberfluß als schmale Strahlen, dort breiten Schleiertüchern ähnlich in die jenseitige Tiefe hinab, um ihn dort zwischen den die Stromschnellen verursachenden Geröllblöcken hindurch seinen Weg sich weiter suchen zu lassen. Und dazu das ununterbrochene Getöse geschwungener Aexte, krachender und stürzender Bäume, begleitet von den Tausenden von Stimmen der gruppenweise beschäftigten Männer, die sich gegenseitig anfeuerten oder ihre gemeinsamen Anstrengungen mittelst lauter Rufe regelten. Es war, als ob zwischen dem geknechteten Element und den Sterblichen ein Kampf wüthete, in welchem beide Theile das Aeußerste aufboten, sich gegenseitig zu vernichten.

Auf einer Stelle, von wo aus er das wechselvolle Bild nothdürftig zu überblicken vermochte, hielt, eben eingetroffen, Kapitän Evandale zu Pferde. Mit Widerstreben hatte er sich der Nothwendigkeit unterworfen, das bei der Feldwache einzige verfügbare Pferd zu besteigen und dem Doktor und

Ringlet anheim zu geben, in Gesellschaft der Choctaws ihn zu Fuß zu begleiten. Jetzt standen sie neben ihm, mit maßlosem Erstaunen ein Werk betrachtend, das in seiner Anlage und Förderung ihre kühnsten Erwartungen in so hohem Grade überstieg.

Wie in einem Chaos wirbelte es vor ihren Augen unter den zahlreichen, schwer arbeitenden und doch eine gewisse militärische Ordnung bewahrenden Männern durcheinander. Nur die Dampfer lagen in unregelmäßiger Reihe auf dem Strome vor ihren Ankern, als ob sie in tiefen Schlaf versunken gewesen wären. Anstatt des Zischens der Maschinenkessel herrschte tiefe Stille an ihrem Bord. Ausdruckslos starrten die sonst schwarze Rauchwolken und weiße Dämpfe speienden mächtigen Schornsteine gen Himmel. Festgelegt waren die Steuer, und wo in früheren Tagen gewaltige Schaufelräder die Fluthen schäumend aufwühlten, glitt zur Zeit kaum wahrnehmbar das Wasser friedlich an den glatten Schiffswänden hin. Ihre Bestimmung aber verrieth sich weithin sichtbar in der zum Theil seltsamen Nothpanzerung und den Geschützen, die hier und da aus überdachten Räumen und von den Verdecken ihre drohend gähnenden Mäuler aufrissen.

„So viel Mühe, so viel Arbeit, und nur um Menschenleben zu vernichten," bemerkte Ringlet scheu, wie im Selbstgespräch.

„Aber auch um Menschenleben zu erhalten," versetzte der Doktor düster; „wo aber hätten wir Schutz finden sollen, wenn nicht gerade hier und an der Hand unseres Freundes —"

„Kapitän Evandale, es scheint Ihnen schlecht ergangen zu sein," ertönte eine Stimme mit dem Ausdruck der Verwunderung von der Seite herüber.

Die Flüchtlinge kehrten sich ihr zu und erblickten einen höheren Offizier, der Edward schon von Weitem die Hand entgegenstreckte.

„Schlecht genug, und doch kann ich von Glück sagen," antwortete Edward; „wo finde ich den General?"

„Kommen Sie, ich führe Sie zu ihm. Mit großer Spannung sieht er Ihrer Rückkehr entgegen."

Freundlich bedeutete Edward seine Begleiter, ihm zu folgen, und gleich darauf befanden sie sich in dem Gewühl eifrig beschäftigter Männer, die den seine Tochter führenden vermeintlichen Farmer wohl neugierig betrachteten, jedoch ehrerbietig auswichen.

Den General trafen sie in eifrigem Gespräch mit dem Admiral Parker und dem alten Bailey. Auf dem Ufer des Stromes standen sie, mit reger Aufmerksamkeit das Fortschreiten der Arbeit überwachend und gelegentlich einige aufmunternde Worte an die in ihrem Bereich befindlichen Leute richtend.

Sobald der General Edward's ansichtig wurde, zugleich aber seinen Zustand erkannte, ging er ihm einige Schritte entgegen. Theilnahmsvoll wehrte er ihm, den Sattel zu verlassen, worauf er dringlich fragte: „Welche Kunde bringen Sie? Gelangten Sie nahe genug an die Rebellen heran, um von ihnen gezeichnet zu werden, so darf ich wohl verbürgte Nachrichten voraussetzen."

„Verbürgte, General," versetzte Edward. Und ihn hastig unterbrechend, schaltete der Admiral sichtbar besorgt ein:

„Bleibt uns Zeit, die Dampfer zu retten, bevor man uns stört?"

„Sechs Tage sicher — ich hörte es aus dem Munde eines Kommandeurs — wenn die ausreichen —"

„Drei genügen," fügte Bailey einfallend zuversichtlich hinzu, „aber je mehr, um so besser. Es hindert uns also nichts, bei Fortführung des Baues noch größere Vorsicht walten zu lassen. Die Dämme wachsen, aber auch die Wucht des Wassers."

Da reichte der General Edward die Hand. „Kapitän Evandale, wenn Ihr Bericht sich bewahrheitet, haben Sie uns einen Dienst von unschätzbarem Werth geleistet," erklärte er lebhaft, „mehr brauchen wir vorläufig nicht zu wissen. Jetzt sorgen Sie zunächst für sich selber. Ich werde Ihnen sofort einen Arzt zuschicken —"

„Für einen Schwerverwundeten ist das Zelt kein genügender Aufenthaltsort, so lange man Besseres zu bieten hat," unterbrach der Admiral ihn formlos; „ich rathe Ihnen daher, sich an Bord eines Dampfers zu verfügen. Wählen Sie da vorn den ‚Lexington'. Auf dem finden Sie eine komfortable Kabine; außerdem verdienen Sie, als Erster den Red River hinunter zu dampfen, um baldigst in einem Lazareth Unterkunft zu finden."

„Auf Wiedersehen an Bord!" fügte der General wohlwollend hinzu, als er Ringlet's und ihres Vaters ansichtig wurde. Offenbar betroffen durch den Anblick des lieblichen Mädchens, sah er fragend auf Edward.

„Doktor Tenbroek, dem ich verdanke, überhaupt den Red River noch einmal wiedergesehen zu haben, und Miß Ringlet, seine Tochter, der ich nicht minder verpflichtet bin," stellte Edward Beide vor, „ich hege daher den gewiß berechtigten Wunsch, mich fernerhin ihrer Pflege anzuvertrauen. Es wird ihnen dadurch zugleich die ersehnte Gelegenheit geboten, ihre Flucht auf sicherste Art fortzusetzen."

„Die Verpflichtung Kapitän Evandale's beschränkt sich auf den ärztlichen Beistand, der unter den obwaltenden Verhältnissen nur ein sehr geringer sein konnte," nahm der Doktor nunmehr das Wort; „er wird zehnfach aufgewogen dadurch, daß ich ihm meine und meiner Tochter Rettung aus einer verhängnißvollen Lage verdanke. Ist es mir erlaubt, ihn weiter zu behandeln, so bitte ich nur um das zu solchem Zweck Erforderliche."

„Gut, gut,“ schnitt der General ab, was Edward auf den Lippen schwebte, „das Weitere über Ihre abenteuerliche Fahrt mögen Sie mir zu gelegenerer Zeit erzählen. Jetzt beeilen Sie sich, an Bord zu gelangen, damit Ihre holde junge Freundin endlich mit dem Erröthen über die vielen ihr zugewendeten bewundernden Blicke abschließen mag.“ Er wendete sich an seinen Adjutanten: „Sorgen Sie für die schleunige Einschiffung der Herrschaften und schicken Sie unverzüglich einen Chirurgen mit Allem nach, was der Doktor nur irgend wünscht.“

Während die Choctaws noch bei dem General zurückblieben, wandten die drei Fluchtgenossen sich in Begleitung des Adjutanten auf dem Ufer zwischen den zahlreichen regsamen Leuten und Hindernissen hindurch nach der Stelle hin, wo bereits ein Boot zu ihrer Beförderung bemannt worden war.

Eine halbe Stunde später lag Edward bequem gebettet in der Kajüte auf einem Sopha. Bei ihm befanden sich der Doktor und Ringlet, unter Beihilfe des Chirurgen eifrig mit der Pflege und dem Verbinden der Wunde beschäftigt. Zu seiner peinlichen Ueberraschung fand der Doktor deren Zustand in einer Weise verschlimmert, daß ernste Bedenken in ihm erwachten. Es war weniger auf die Wirkung der Kugel zurückzuführen, als auf die heillose Vernachlässigung, die bei der ununterbrochenen schweren Anstrengung nicht vermieden werden konnte. Er verschwieg indessen seine Besorgniß, verständigte sich aber mit Ringlet durch einen Blick über die waltende Gefahr, die ihrerseits wieder ermuthigende Worte an Edward richtete. Dieser maß ihnen unbedingten Glauben bei, zumal die Wohlthat des kunstgerechten Verbandes sich sofort fühlbar machte. Dadurch getäuscht, bat er, auf der Plattform einen geeigneten Sitz für sich herstellen zu lassen, von wo aus er das geräuschvolle Treiben auf beiden Ufern wie auf dem

Strome selbst zu überblicken vermochte. Doch er hatte seine Kräfte überschätzt. Nur kurze Zeit betheiligte er sich an dem von dem Doktor eröffneten Gespräch, dann fielen ihm die Augen zu, es umfing seine Sinne die Bewußtlosigkeit eines festen Schlummers.

Wie lange er geschlafen hatte, ahnte er nicht; zwei Stunden mochten indessen darüber hingegangen sein, als betäubender Lärm sich auf allen Seiten erhob und ihn jäh ermunterte. Das Dröhnen wuchtiger Axthiebe hatte aufgehört; dafür erfüllten Tausende von Stimmen die Atmosphäre wie mit dem Brausen eines losbrechenden Sturmes. Dazwischen ertönten verworrene Befehle, Flüche und gellende Warnungen, jeder einzelne Laut mit dem Ausdruck äußerster Dringlichkeit entsendet. Edward rieb sich die Augen. Sein erster Blick fiel auf flüchtende Männer, welche, die Dämme zum Wege wählend, den Ufern zueilten. Mit derselben Hast suchten die Führer der das Baumaterial herbeischaffenden Flöße und Boote, gleichviel ob belastet oder leer, festen Boden zu gewinnen. „Alles verloren!“ schallte es wild durcheinander. — „Rette sich, wer kann!“ — „Heraus aus dem Wasser und die Fahrzeuge gesichert!“ — „Der Damm bricht!“

Entsetzt vernahm Edward den verhängnißvollen Ruf. Worauf er sich begründete, vermochte er von dem Dampfer aus nicht zu erkennen. Nur Diejenigen, die unterhalb des Hauptwehrs die Ufer belebten, erhielten einen vollen Anblick des sich vorbereitenden Ereignisses. Wo bisher das Wasser aus unscheinbaren Fugen sickerte, schossen jetzt breite Strahlen hervor. Zugleich begann es am Fuße der beinah ganz frei liegenden unteren Seite des Dammes unheimlich zu brodeln. Dumpfes Knirschen und Krachen, wie aus dem Innern der Erde hervordringend, ließ sich vernehmen. Als sei plötzlich eigenes Leben in ihm erwacht, zuckte und regte es sich in dem unförmlichen Bauwerk. Dessen schwere

Bestandtheile schienen sich durcheinander zu winden und gegenseitig verdrängen zu wollen. Hier und da lösten sich verworrene Massen, um in die Tiefe hinabzusinken und von den nachfolgenden Sturzbächen verschlungen zu werden.

„Alles verloren!" wiederholten Hunderte von Männern, als sie das Werk achttägigen unermüdlichen Schaffens sich gewissermaßen auflösen sahen.

„Nichts verloren!" antwortete der Admiral mit weithin tönender Kommandostimme. „Alle Hand an Bord! Die Steuer bemannt! Fertig zum Kappen der Ankertaue!" Und als wären ihnen Flügel verliehen worden, eilten die Schiffsmannschaften zu den Booten, die alsbald vor den heftig geschwungenen Riemen den Dampfern zuflogen, und binnen wenigen Minuten befand Jeder sich auf seinem Posten.

Vor der unwiderstehlichen Gewalt des bis zu einer beträchtlichen Höhe geschwollenen Wassers war inzwischen in der Mitte des Stromes der erste Durchbruch in der Breite von etwa achtzehn Fuß erfolgt, und mit wahrer Wuth stürzten die entfesselten Fluthen auf die Oeffnung ein. In dem wilden Kampfe bestrebt, mehr freien Raum für ihre Bewegung zu schaffen, fraßen sie nach beiden Ufern hin immer weiter. Baumstämme, Felsblöcke und Erdmassen rissen sie fort und wirbelten sie durcheinander, als wären es Hobelspäne gewesen. Wie oben sichtbar, wirkten sie auch unter Wasser zwischen den Fundamentschichten. Da gab es nichts, was unter Menschenhänden hervorgegangen war, das länger Widerstand zu leisten vermocht hätte, und binnen kurzer Frist hatte die gewaltsam gebrochene Schleuse sich bis zu einer Breite von fünfzig Fuß erweitert. Sogar die Dampfer schienen die erzürnten Gewässer der Vernichtung preisgeben zu wollen. Von der plötzlich losbrechenden Strömung gepackt, zerrten sie an den Ankertauen, daß sie sich zum Zerspringen anspannten. An Aufhalten war nicht

zu denken, aber auch keine Minute mehr zu verlieren. Dem Wehr zunächst lag der „Lexington". Ihm war zugedacht, den ersten Versuch zu wagen, über die Fälle hinüber zu gelangen.

Edward hatte in Voraussicht dessen, was folgen sollte, seinen Sitz verlassen und den Doktor und Ringlet bewogen, sich hart an der Brüstung zwischen Tauen und Ketten festzuklammern, worauf er sich ähnlich sicherte. Dann verhielten sie sich schweigend, die Blicke erwartungsvoll dahin gerichtet, wo vielleicht schon in der nächsten Minute über Leben und Tod entschieden werden sollte.

„Los den Lexington!" tönte das Kommando des Admirals über den brausenden und rauschenden Strom hin.

„Ankertau gekappt!" befahl der auf der Kommandobrücke befindliche Kapitän.

Die Axt fiel. Gleichzeitig setzte der Dampfer sich in Bewegung. Schneller und schneller schoß er auf die Höllenpforte zu, in der es wie in einem Hexenkessel kochte, schäumte und hoch aufbrodelte; schneller, bis seine Fahrt die Geschwindigkeit der Strömung angenommen hatte.

Es folgten bange Sekunden. Unheimliche Stille war ringsum eingetreten. Man hörte nur das Tosen, Zischen und dumpfe Dröhnen der stürzenden Fluthen. Mit athemloser Spannung hingen die Blicke vieler Tausende kriegsgewohnter Männer an dem mächtigen Schiffsgebäude, das nunmehr, dem Steuer kaum noch ein wenig gehorchend, ein Spielball des wüthenden Elementes geworden war. Jetzt trat es in die Oeffnung ein. Durch die Strömung mit verdoppeltem Gewicht nach vorn gedrängt, konnte es sich dem Wasserabhange nicht sofort ganz anschmiegen.

Einen Augenblick sahen die auf den Ufern Befindlichen klar unter dem Vordersteven hindurch. Es schien die verhängnißvolle Stelle überfliegen zu wollen. Dann aber schoß es abwärts, um gleich darauf seinen Bug tief in

einen Berg heulenden Gischtes und Schaumes einzubohren. Nachdem bisher die Strömung es in stetiger Fahrt erhalten hatte, schwankte und zitterte es nunmehr bis in die verborgensten Fugen hinein. In dem Kampf mit den hoch aufbrausenden Strudeln schien es unterliegen zu sollen. Wie gierige Arme umklammerten es gleichsam die zischenden Schaumsäulen. Nur die zuckenden Schwingungen des Schornsteins veranschaulichten sein schweres Ringen um das Gleichgewicht. Doch eben nur Sekunden dauerte die bange Ungewißheit, die alle Herzen schneller schlagen machte. Dann aber tauchte der „Lexington" aus dem weißen Gischt hervor, um, von donnerndem Jubel empfangen, auf dem sich vor ihm glättenden Wasserspiegel stolz, wie in dem Bewußtsein, Unerhörtes geleistet zu haben, noch eine Strecke stromabwärts zu gleiten.

Doch man sollte vorläufig nicht zu Athem kommen. Dem „Lexington" folgte gewissermaßen auf dem Fuße ein zweiter Dampfer, dieselbe Spannung erzeugend und von demselben Triumphgeschrei begrüßt. Ein dritter und vierter gelangten noch durch die Schleuse, als die Erschöpfung des Wassers oberhalb der Fälle alle ferneren Rettungsversuche des zurückgebliebenen Theils der Flotte abschnitt.

Um diese Zeit hatte Edward seinen Sitz wieder eingenommen. Neben ihm standen der Doktor und Ringlet. Auf ihren Zügen spiegelte sich die heftige Erregung, der sie während der abenteuerlichen Fahrt unterworfen gewesen. Edward dagegen blickte triumphirend. Sein Stolz über das Gelingen des kühnen Wagestücks und den sich daraus ergebenden, wenn auch nur theilweisen Erfolg kannte keine Grenzen. Sinnend theilte der Doktor seine Aufmerksamkeit zwischen den nachfolgenden Schiffen und dem Verwundeten. Die auf dessen Gesicht zurückgebliebene Fieberröthe war kein gutes Zeichen für ihn. Entgegengesetzt hatte auf Ringlet's Wangen die blühende Farbe sich noch nicht wieder

eingestellt. Sie bedurfte der Zeit, nach den inmitten der Strudel empfangenen furchtbaren Eindrücken ihre Gemüthsruhe zurückzugewinnen. Noch immer bebend, hielt sie des Vaters Hand fest umspannt.

„Das war eine große Stunde," bemerkte dieser nachdenklich, „eine ähnliche erlebt zu haben, dürfen wohl wenig Sterbliche sich rühmen."

„Eine Stunde, die auf mich die Wirkung heilender Kräfte ausübt," bestätigte Edward begeistert. Er gewahrte den theilnahmvollen Blick Ringlet's und fügte hinzu: „Einen glänzenderen Abschluß hätte Ihre Flucht aus Trübsal und Bedrängniß sicher nicht finden können."

„Eine Stunde," hob Ringlet auf einen bezeichnenden Blick ihres Vaters an, „die trotz der Schrecken werth ist, sie erlebt zu haben. Mit deren Ende tritt aber auch die Rücksicht auf Ihren Zustand wieder in ihre Rechte ein."

„Wohl gesprochen, meine Tochter," versetzte der Doktor gütig; dann zu Edward gewendet: „Ist Ihnen ernstlich daran gelegen, in den Vollbesitz Ihrer Kräfte zurückzugelangen, so werden Sie jetzt Ihr Lager aufsuchen und die Gelegenheit zu einer, Ihre Heilung fördernden ununterbrochenen Ruhe nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Es sind der Erregungen genug gewesen, um von mehr Nachtheil für Sie befürchten zu müssen."

Er rief den Chirurgen, um gemeinschaftlich mit ihm den Todesmatten nach der ihm eingeräumten Koje zu führen. Mit heimlichem Widerstreben fügte Edward sich in das Unabweisliche. Doch bevor die Sonne zur Rüste ging, trat der Rückschlag ein. Es bestürmten ihn wirre Fieberphantasien, die den Doktor bewogen, nicht von seiner Seite zu weichen. —

Ein Werk, an welchem acht Tage mit allen Kräften gearbeitet worden war, innerhalb weniger Minuten vernichtet zu sehen, wirkte auf Alle, die an dem Rettungs-

versuch betheiligt gewesen, niederdrückend ein. Nur Bailey verzweifelte nicht, und noch an demselben Abend wurden die unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen. Anstatt aber den Durchbruch zu schließen, suchte er Vortheil aus demselben zu ziehen. Weiter aufwärts ließ er neue Seitendämme ziehen, durch welche das Wasser des Stromes eingeengt und entsprechend vertieft in einem verhältnißmäßig schmalen Kanal den Fällen zugeführt wurde. Auf diese Weise gelang es binnen wenigen Tagen, die ganze Flotte zu retten und der Union eine schwere Katastrophe zu ersparen; den Rebellen dagegen, gleichsam in letzter Stunde, einen Vortheil zu entreißen, auf den sie bereits mit großer Zuversicht gerechnet hatten.

Als die Flotte ihre Fahrt stromabwärts antrat, folgte ihr manches grüßende Hurrah aus Kehlen nach, die nur zu bald auf ewig verstummen sollten. Glück und Unglück wogten auf beiden Seiten der kämpfenden Parteien durcheinander. So auch hier. General Banks wurde einige Wochen später von den Rebellen vollständig geschlagen und rettete sich mit den Ueberbleibseln seines Korps an den Mississippi, wogegen General Steel unter gleich empfindlichen Verlusten sich nach der Stadt Little Rock am Arkansas durchschlug.

Sechstes Kapitel.

Nicht weit von der Mündung des Red River in den Mississippi und binnen wenigen Stunden von New-Orleans aus auf einem Dampfer erreichbar, liegt ein im Wachsthum zurückgebliebenes Städtchen. Weniger von den Fluthwellen des mörderischen Krieges berührt, hatte es sich bis zu einem gewissen Grade sein friedliches Aeußere bewahrt. Wer dort, bald nachdem die gerettete Flotte vorüber gedampft war, vorsprach, empfing wenigstens keinen unfreundlichen Ein-

druck. Obwohl der April noch nicht weit vorgeschritten, herrschte der Frühsommer der südlichen Breiten in vollster Pracht. Im üppigsten mannigfaltigen Grün prangten Gärten und Felder, prangten Baum und Strauch im heiteren Gegensatz zu den düster gefärbten Cypressen. Abgelegen von den dem Kriegsverkehr dienenden Straßen und daher wenig geräuschvoll, hätte man unter den obwaltenden Verhältnissen für Sieche zu dieser Jahreszeit keine geeignetere Zufluchtsstätte wünschen können, als sie in einem von Gärten umringten Hause geboten wurde.

Dort hatte durch die Vermittelung Tenbroek's Edward Aufnahme gefunden, und mit ihm wohnten unter demselben Dach der Doktor selbst und seine Tochter. Acht Tage waren seit seinem Eintreffen verstrichen, und noch immer schwebte er zwischen Leben und Tod oder vielmehr Verstümmelung; acht Tage, in denen er das Bett nicht verlassen hatte und mit peinigender Ungeduld einer endgiltigen Entscheidung entgegen sah. Die zu seiner Beruhigung hinzugezogenen Aerzte hatten erklärt, daß, um sein Leben zu erhalten, der verletzte Arm abgenommen werden müsse, ein Ansinnen, welches er verbittert mit den Worten: „Lieber sterben!" verwarf. Von da ab blieb Doktor Tenbroek sein einziger Berather, Ringlet seine hingebend opferwillige alleinige Pflegerin. Beide hatten versprochen, nicht eher von ihm zu scheiden, als bis er ihrer Hilfe nicht mehr bedürfe, und das konnte noch über Wochen hinaus dauern.

In einem hellen, freundlich eingerichteten Zimmer, dessen Fenster der erquickenden Morgenluft geöffnet waren, lag er gewissermaßen im Schatten eines breitverästeten, mit Riesenblüthen übersäten Magnoliabaumes, dessen äußerste Zweige das vorragende Dach des Hauses fegten. Zu ihm herein drang der süße Duft von Rosen und Jasmin zusammen mit dem kosenden Gesang leichtherziger Vögel und

der von dem mexikanischen Golf heraufwehenden seefeuchten Brise.

Nachdem der Doktor den Verband erneuert und demnächst der Diener ihn beim Einnehmen der ersten Erfrischungen unterstützt hatte, war dieser auf seinen Wunsch hinausgegangen. Er wollte allein sein mit sich und seinen trüben Gedanken, ungestört nachhängen den herben Betrachtungen über die Wandlung, die stattgefunden hatte, seitdem er zum letzten Mal mit dem Vollbesitz der gestählten Gesundheit das Bewußtsein einer ihm innewohnenden, vor keinem Hinderniß zurückweichenden Kraft verband. Und wie war es heute? Vollständig abhängig von der Hilfe Anderer, erweckte sogar des Doktors und seiner Tochter unermüdliche Fürsorge bittere Empfindungen in ihm. Er konnte sich dem Argwohn nicht verschließen, daß die ihm erwiesene aufopfernde Güte Jemand gelte, dem man den Eingang in die Ewigkeit nach besten Kräften mit tröstlichen Bildern zu durchweben wünschte.

Leises Klopfen störte ihn in seinem dumpfen Brüten. Die Thür öffnete sich, und herein schritt Ringlet, die einstige muthige, ausdauernde Wandrerin durch gefahrvolle Wildnisse, doch nicht mehr in dem ihren Stand verheimlichenden Aufzuge, sondern in einer ihrem Herkommen entsprechenden Kleidung, wie eine solche zu beschaffen bald nach ihrem Landen des Doktors erste Aufgabe gewesen. Sorgfältig Alles vermeidend, was über die sie zierende, vornehme sittige Einfachheit hinausreichte, hatte sie ausschließlich helle leichte Stoffe gewählt, deren Zusammenstellung ihre tadellose Gestalt nur noch holdseliger hervortreten ließ. Auch jetzt war das schwarze Haar lose aufgesteckt, so daß es, von den weißen Schläfen nachlässig zurückgestrichen, vom Hinterkopf in Form einer schweren Schleife bis auf den Nacken niederfiel. Vor sich trug sie, das Bild einer von heiligem Eifer durchdrungenen, still wirkenden Sama-

riterin, ein Glas mit frisch geschnittenen und geschmackvoll geordneten Rosen.

Mit stiller Bewunderung sah Edward zu ihr auf. Förmlich ängstlich, wie jedesmal beim Wiedersehen, suchte er in ihren Zügen nach Merkmalen, aus denen er Schlüsse auf sein Schicksal hätte ziehen können. Glaubte er bisher, neben dem Ausdruck tiefer Theilnahme, Unruhe und Mitleid zu entdecken, wie man es wohl Jemand zollt, der auf den Grenzmarken seines Lebens steht, so strahlten heute ihre Augen in dem milden Glanz inniger Freude.

„Ich bringe Ihnen Frühlingskinder," sprach sie freundlich ermuthigend, indem sie die Blumen auf das Tischchen stellte, Edward zum Gruß die Hand reichte und sich neben seiner Lagerstätte niederließ, „mögen sie Ihnen als Symbol für Ihr Befinden gelten."

„Frühlingskinder, die durch einen Messerschnitt zum Tode verurtheilt wurden," versetzte Edward herbe.

„Und sterbend ihren Zweck, Menschen zu erfreuen, erfüllen," fügte Ringlet mit einem bezeichnenden sinnigen Lächeln hinzu, „doch ich komme im Auftrage des Vaters. Was er bei seinem Frühbesuch Ihnen hätte mittheilen können, verschwieg er mit Fleiß, um mir, wie so oft, wenn ein Schwerkranker unter unserer Pflege zu neuem Leben erwachte, die große Freude zu gönnen, die verheißende Kunde zu überbringen. Diese letzte Nacht war die entscheidende. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß Ihre vollständige Heilung bei fortgesetzter Vorsicht nur noch eine Frage der Zeit ist."

So lange Ringlet sprach, hielt Edward ihre Hand mit mattem Druck. Leichte Röthe eilte über sein bleiches Gesicht, als er in ihren Augen die Bestätigung der beglückenden Worte las.

„Heilung; wie klingt es entzückend," bemerkte er träumerisch, „sich wieder zu kühnem Hoffen und Streben empor-

schwingen zu dürfen. Und doch fällt damit zusammen, daß ein mißgünstiges Geschick meine theuersten Freunde entführt."

„Weshalb des Scheidens verfrüht gedenken?" fragte Ringlet tröstlich, während doch die eigenen Augen trüber schauten; „und rechnen Sie es für nichts, um Erinnerungen bereichert auseinander zu gehen, die nie verwehen können?"

Edward sah in's Leere. Unter den ihn aufmerksam überwachenden Augen hing er sichtbar schwermüthigen Betrachtungen nach. Sein Herz war so voll, und doch wußte er nicht, was er zum Ausdruck hätte bringen sollen. Was ihn bewegte, mochte er mit seiner Lage vergleichen, daß ein gleichsam selbstverspottendes Lächeln auf seine Lippen trat. Dann seufzte er tief auf.

„Wie wunderbar," hob er eigenthümlich entsagend an, „kaum erwacht neuer Lebensmuth, so eilt der Geist wieder der Zukunft voraus, als ob er mit Ewigkeiten zu rechnen hätte. Fern liegt mir, Anderer Geheimnisse durchdringen zu wollen; indem ich aber die gemeinsamen Erfahrungen mir vergegenwärtige, tritt in den Vordergrund der Argwohn, daß es ein rauher, wohl gar gefährlicher Weg, der sich vor Ihnen ausdehnt."

„Befremden kann es nicht, wenn Sie diesen Eindruck empfingen," erwiederte Ringlet zögernd, „sollte es aber wirklich der Fall sein, so besaß ich nie das richtige Verständniß dafür. Zu sicher geborgen fühle ich mich unter dem Schutze meines Vaters."

„Und doch ist es rathsam, o, streng geboten, einer glücklichen Zuversicht nicht die alleinige unumschränkte Herrschaft einzuräumen," erklärte Edward dringlicher. Dann brach er ab. Er schien sich zu fragen, wie weit er mit den Beweisen seiner ernsten Theilnahme gehen dürfe. Ringlet's Blicke hingen unterdessen mit ängstlicher Span-

nung an seinen Zügen. Hielt sie seine Besorgniß für gerechtfertigt, so scheute sie, es einzuräumen.

Endlich hob er wieder an: „Einer sehr, sehr traurigen Möglichkeit gedenke ich, und namentlich jetzt, da ich selbst noch unter den Folgen eines heimtückischen Angriffs leide. Wie jeder andere Sterbliche kann auch Ihr Vater—"

„Sprechen Sie es nicht aus, Kapitän Evandale," fiel Ringlet erschrocken ein, „zu furchtbar traf mich der Verlust meiner über Alles geliebten Mutter, um eine derartige, wenn auch in weiter Ferne liegende Möglichkeit in's Auge fassen zu können."

Edward nahm wieder ihre Hand, die sie ihm zuvor entzogen hatte, und mit tiefer Innigkeit in das plötzlich ernste Antlitz schauend, begann er in beschwörendem Tone: „Wie jedes anderen Menschen Pflicht, ist es auch die Ihrige, um nicht unter etwaigen plötzlichen Schicksalsschlägen ohnmächtig zusammenzubrechen, sogar die traurigsten Möglichkeiten nicht zu übersehen — nicht doch, theuerste Freundin," schaltete er ein, als Ringlet Miene machte, ihn zu unterbrechen, „lassen Sie mich aussprechen, wenn auch nur zu meiner eigenen Befriedigung, auf daß ich, nachdem die Trennung erfolgte, ohne folternde Selbstvorwürfe Ihrer gedenken mag. Sollte also einst das Schwerste über Sie verhängt werden; sollten Sie gänzlich vereinsamt dastehen, nicht wissen, ob es wahre oder falsche Freunde sind, die Ihnen rathen, dann geben Sie mir, von dessen Aufrichtigkeit Sie gewiß überzeugt sind, sofort Nachricht, und ich eile, gleichviel, wo auch immer sie mich findet, ohne Zeitverlust zu Ihnen. Ich besitze eine mütterliche Freundin, an welche die Banden der Dankbarkeit neben verwandtschaftlicher Anhänglichkeit mich fesseln. Tief gebeugt durch unersetzliche Verluste, zeichnet sie sich durch Edelmuth und Treue aus. Von ihr würden Sie mit offenen Armen empfangen und an's Herz gezogen werden. Sie würde Ihnen das zu

ersetzen suchen, was Sie verloren, aber auch selbst in Ihnen Ersatz für das finden, was ein feindliches Geschick ihr grausam entriß. Ich wiederhole daher meine inständige Bitte, und die in bösen Tagen zwischen uns gewebten Beziehungen berechtigen mich gewiß dazu, meines Vorschlages eingedenk zu bleiben, und sich darin durch keinerlei Einflüsse, deren Werth Sie nicht genau zu ermessen vermögen, beirren zu lassen."

Ringlet's Augen schimmerten feucht. Indem sie Edward erstaunt ansah, vertiefte sich die zarte Gluth ihrer Wangen. Zwei schwere Thränen, die an den langen Wimpern zitterten, suchten ihren Weg niederwärts.

„Ich will — ja, ich verspreche es," sagte sie hastig, wie um schnell darüber hinweg zu kommen, und ihre Hand sanft aus der Edward's lösend, fügte sie gefaßter hinzu: „Doch jetzt keine Bilder der Trauer mehr, von denen Sie selber nicht minder ergriffen werden, als ich. Und mein Vater hat mir noch ausdrücklich anbefohlen, in der Wahl der Unterhaltung mit Ihnen vorsichtig zu Werke zu gehen."

Sie trocknete ihre Augen, und als habe der Doktor nur darauf gewartet, schritt er über die Schwelle, nunmehr auch im Aeußeren das Bild eines vollendeten amerikanischen Gentleman.

Ringlet erhob sich. Edward hatte seine Aufmerksamkeit dem Eintretenden zugekehrt. Einen warmen Blick senkte sie auf ihn. Sie schien in seinem Innern lesen zu wollen, zu fragen, worauf seine Sorge um sie sich begründe. Wie von einem unlösbaren Räthsel zurücktretend, entfernte sie sich leise.

Edward streckte dem Doktor die Hand entgegen, und sobald dieser neben ihm Platz genommen hatte, sprach er begeistert: „Sie schickten einen Engel mit einer Himmelsbotschaft —"

„Und ich bin gekommen," fiel der Doktor lebhaft ein,

„den Ausspruch des ungeduldigen Mädchens zu bestätigen, welches derartige Aufträge als ein ihm zustehendes Recht beansprucht. Unser Einvernehmen in solchen Dingen kann Sie nicht überraschen; denn wer, wie sie, und schon als Kind an der Hand der unvergeßlichen Mutter, so oft an Krankenbetten wachte und die Leidenden mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit einer verständigen Matrone pflegte, der ist nur zu geneigt, einen großen Theil der Erfolge auf die eigene Rechnung zu schreiben. Kein Wunder, wenn sie dann jede Gelegenheit benutzt, wie heute bei Ihnen, gewissermaßen als Glück verheißende Schicksalsgöttin aufzutreten.“

„Und ich gehe in der That meiner vollständigen Heilung entgegen?“

„Zuverlässig. An dem Kriege werden Sie sich indessen wohl nicht mehr betheiligen. Es wäre wenigstens nicht zu wünschen, daß er über den Tag hinausdauert, an welchem Sie zum ersten Mal wieder als dienstfähig sich in den Sattel schwingen. Ich könnte Sie schon jetzt sich selbst überlassen; allein zuvor will ich noch mit Ihnen lustwandeln, um mich zu überzeugen, daß ich in meinen Voraussetzungen keinen Irrthum beging.“

„So ist Ihre Reise beschlossen?“ fragte Edward beinahe schüchtern.

„Unwiderruflich. Ich hätte sogar längst fort sein müssen, allein um der Ursachen willen, die mich fesselten, gereut es mich nicht, den Aufbruch so weit hinausgeschoben zu haben.“

„Wohin Sie gehen —“ hob Edward an, verstummte aber, als er entdeckte, daß ein Schatten über des Doktors Antlitz flog. Bevor er sich für eine andere Redewendung entschied, knüpfte Jener an seine Worte an:

„Wohin das Geschick mich verschlägt, ist mir selber noch unklar. Vermuthlich in weite Fernen.“

„Werde ich von Ihnen hören?“

„Sicher. Sind wir durch die gemeinschaftlichen Erfahrungen doch zu eng miteinander verbunden, um unsere Freundschaft leicht zu vergessen. Im Uebrigen beabsichtige ich, in nächster Zeit zu erproben, wie wir Einer ohne den Anderen fertig werden.“ Er lachte, als er Edward's Bestürzung gewahrte, und fuhr fort: „Nur auf zwei oder drei Tage, die ich dazu verwende, in New-Orleans meine äußeren Verhältnisse zu ordnen. Meine Tochter führt unterdessen die Oberaufsicht hier. Sie haben nur nöthig, deren Rathschläge pünktlich zu befolgen,“ und weiter sprach er in seiner gütigen, Vertrauen erweckenden Weise, bis Ringlet erschien und auf dem Tisch neben dem Bett das zweite Frühmahl für Edward anrichtete. —

Am dritten Tage nach diesem durch frohe Verheißungen geweihten Morgen verließ Tenbroek in einer der vornehmsten Straßen von New-Orleans das Haus eines der angesehensten Bankiers. Wohl eine Stunde hatte er dort in regerem Verkehr mit dem Chef verweilt, über erhebliche Geldsummen verfügend und Checks in Empfang nehmend, auf die er in jeder größeren Stadt, gleichviel welches Kontinentes, Gelder zu hohem Betrage erheben konnte.

Im Begriff, auf die Straße hinaus zu treten, prallte er beinah mit einem Herrn zusammen, der ihm bald nach Verlassen des Dampfers in angemessener Entfernung auf Schritt und Tritt heimlich gefolgt war. Dann vor dem Hause des Bankiers auf und ab wandelnd, hatte er die Gelegenheit erspäht, die scheinbar zufällige Begegnung herbeizuführen. Der Doktor hatte indessen kaum einen Blick auf ihn geworfen, als er fühlte, daß er erbleichte.

In ein gelbes Kreolengesicht mit dünnem Vollbart sah er, dessen stechende Augen sich wie Pfeilspitzen in die seinigen einbohrten. Sich nothdürftig beherrschend, schritt er an ihm vorbei auf die Straße hinaus, überzeugte sich aber

noch, daß Jener die Richtung nach dem Komptoir des Bankhauses einschlug. Er bezweifelte kaum, daß er sich dort nach seinem Aufenthaltsort erkundigen würde, ein Umstand, der ihn tief beunruhigte. Selbst nach seiner Heimkehr, als Ringlet ihn zärtlich empfing und er gleich darauf Edward begrüßte, wollte der peinliche Eindruck der unerwarteten Begegnung nicht von ihm weichen.

Ringlet, der es nicht entging, beschwichtigte er mit der Erklärung, daß er, wenn auch keinen Nachtheil, doch Unannehmlichkeiten bei dem Geschäftsabschluß erfahren habe. Erst nach Tagen trat seine träumerisch heitere Stimmung wieder in den Vordergrund, und nachdem erst zwei Wochen verstrichen waren, ohne daß er durch irgend einen besonderen Umstand an den tückisch blickenden Kreolen erinnert wurde, neigte er dazu, die ganze Angelegenheit zu vergessen, als er abermals, und zwar in erschreckender Weise, daran gemahnt wurde. Ringlet hatte Edward am Fenster sitzend verlassen und einen Morgenspaziergang unternommen. Früher, als der Doktor es ahnte, kehrte sie zurück, ihn alsbald in seinem Zimmer aufsuchend. Todtenbleich und mit fliegenden Pulsen trat sie vor ihn hin.

„Vater!“ rief sie klagend aus, und wie um den sichtbar Bestürzten zu beschwichtigen, schlang sie beide Arme um seinen Hals, „ich begegnete ihm — demselben Menschen, der damals in Begleitung des schrecklichen Vaughan auf unserer Farm vorsprach und mich so beleidigend anstarrte. Ich erkannte ihn auf der Stelle, denn Augen wie die seinigen und die jenes Vaughan vergißt man nie. Wie an einem Fremden wollte ich an ihm vorbeigehen, als er höflich grüßte und mich mit Harriet anredete. Trotz meines Schreckens besaß ich die Ueberlegung, ihm über die Schulter zu sagen, daß er sich in der Person irre, und ohne mich noch einmal nach ihm umzusehen, beeilte ich mich, aus seinem Bereich zu kommen.“

Der Doktor hatte inzwischen seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen und erwiederte tröstend: „Ein unangenehmes Ereigniß ist es allerdings, jedoch nicht in dem Grade, um deshalb die Besonnenheit zu verlieren. Ich beklage nur, heute noch mit Dir von hier verschwinden zu müssen. Wie ich Alles einrichte, um den Kapitän zu täuschen und ihm die Aufregung des Abschiedes zu ersparen, weiß ich noch nicht. Auf alle Fälle rüste Dich zur Abreise, die nach Einbruch der Nacht unausbleiblich erfolgen muß. Fasse Dich also; beherrsche Dich namentlich in Deinem Verkehr mit dem Kapitän, daß er aus Deinem Aeußeren oder Wesen die Wahrheit nicht heraus liest. Es ist durchaus nothwendig, Dich frei und ungezwungen zu bewegen. Das Weitere überlasse mir. Jetzt gehe, meine Tochter. Ich bedarf der ungestörten Muße, um einen bestimmten Entschluß zu fassen; und die größte Vorsicht ist ja geboten. Denn wo dieser unheimliche Geselle sich zeigt, da ist auch Vaughan nicht weit. Ihm aber auszuweichen, darf uns kein Opfer zu groß erscheinen."

Ringlet entfernte sich. Obwohl von kindlich blindem Vertrauen zu ihrem Vater erfüllt, lastete es doch wie traurige Ahnungen auf ihrem Gemüth. Vergeblich suchte sie sich deren zu erwehren. Nur der feste Vorsatz, schon allein um seiner selbst willen vor Edward die Wahrheit zu verheimlichen, verlieh ihr die Kraft, im Verkehr mit ihm eine, wenn auch etwas erzwungene Heiterkeit zur Schau zu tragen, wenn sie auch hin und wieder verstohlen ein Thränlein zerdrücken mußte.

Am späten Nachmittage unternahmen der Doktor und Ringlet in Edward's Begleitung einen größeren Ausflug, um, wie der Doktor sich scherzhaft äußerte, seine Kräfte zu erproben. Die freundliche Fürsorge Beider um ihn erleichterte ihnen die Täuschung, und die Sonne war bereits im Untergehen begriffen, als sie endlich heimkehrten. Nach

dem gemeinschaftlichen Mahl begleitete der Doktor den Uebermüdeten in sein Zimmer und blieb, bis er ihn zweckmäßig gebettet sah. Mit herzlichem Scheidegruß drückte er ihm die Hand, abermals betheuernd, daß seine Heilung nunmehr bis zum Ende glücklich verlaufen würde.

Bei dem gedämpften Schein der Lampe entschlief Edward bald. Seine Athemzüge verriethen einen festen, kräftigenden Schlaf. Zu derselben Zeit war hinter dem Garten des Hauses ein leichter Reisewagen vorgefahren, auf welchen Edward's Diener das Gepäck verlud. Er hatte den Auftrag erhalten, nur dann zu seinem Herrn hineinzugehen, wenn er durch die Glocke gerufen werden sollte, im Uebrigen aber auf die Beantwortung etwa an ihn gestellter Fragen sich zu beschränken.

Die Stille der Nacht hatte sich auf die Stadt und den vorüberrauschenden Strom gesenkt, als der Doktor und Ringlet sich von ihren Wirthen verabschiedeten. Dann begab Letztere sich noch einmal nach dem Krankenzimmer, behutsam öffnete sie die Thür, und kein Schatten hätte geräuschloser einherschweben können, als sie nach dem Bett hinüberschlich. Sie blieb davor stehen. Die Blicke auf das vom Lampenlicht nur leicht gestreifte Antlitz gesenkt, betrachtete sie es lange regungslos. In der Hand hielt sie einen geschlossenen Brief, den der Doktor ihr übergeben hatte, um ihn auf geeigneter Stelle niederzulegen. Aufmerksam lauschte sie Edward's ruhigen Athemzügen. Sie bedeuteten fröhliches Erwachen zu einem neuen Tage; sie wußte es aus vielfacher Erfahrung.

Die Thür wurde vorsichtig geöffnet. Ringlet kehrte sich darnach um. Ihr Vater stand dort, sie durch eine Geberde zur Eile mahnend. Sie winkte zustimmend mit der Hand und legte den Brief auf das Tischchen neben dem Bett so hin, daß beim Erwachen Edward's erster Blick ihn treffen mußte. Der Doktor war gegangen, und

wiederum betrachtete Ringlet den Schlafenden theilnahmsvoll. Es war, als hätte sie durch die geschlossenen Lider hindurch sich in seine Träume eindrängen wollen. Was sie dachte, was sie aus ihrem Verkehr mit ihm sich vergegenwärtigte, verriethen die Thränen, die langsam über ihre Wangen schlichen, verriethen die schlanken Hände, die sich leise ineinander rangen. Minute verstrich auf Minute. Sie schien vergessen zu haben, daß der Vater sie erwartete, war so vertieft in ihr schwermüthiges Sinnen, daß sie das abermalige Gehen der Thür überhörte.

„Harriet!" tönte es gedämpft, jedoch dringlich von den Lippen des Doktors.

Ringlet erschrak. Wiederum winkte sie beschwichtigend, begleitet von einem gleichsam gehauchten: „Ich komme!"

Einen letzten Blick senkte sie auf das ruhige Antlitz, dann sah sie sich nach der Thüre um. Der Vater war verschwunden. Hastig neigte sie sich über den Schlummernden hin, und während neue heiße Thränen in ihre Augen drangen, küßte sie ihn leise auf die Stirn. Wie über ihr Thun bis in ihr junges Herz hinein erschreckt, richtete sie sich auf. Sie sah noch, daß Edward sich verschlafen regte, und hinter ihr glitt die Thür in's Schloß. Eiligen Schrittes gesellte sie sich dem Doktor zu. Er stand neben dem Wagen. Nächtliche Schatten verschleierten seine Gestalt wie ihr schmerzlich erregtes Antlitz. Ungestüm ergriff sie seine Hand. „Vater," raunte sie ihm ergriffen zu, „verzeihe mein Säumen. Ich konnte nicht anders. War es doch ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen."

„Wer vermag in der Zukunft zu lesen," antwortete der Doktor, seine Bewegung verheimlichend. Gleich darauf hatten sie ihre Plätze eingenommen. Der Kutscher trieb die Pferde an, und dahin trabten sie durch Nacht und Dunkelheit dem Mississippi zu. Wer ahnte, wohin von dort aus der Weg sie führte? —

In der Hast, die Thür zwischen sich und Edward zu bringen, hatte Ringlet nicht die gewohnte Vorsicht walten lassen. Das Geräusch des zufallenden Schlosses hatte Edward's Schlaf gestört. Er öffnete die Augen. Nach wie vor brannte die Lampe ruhig, alle Gegenstände in dem Zimmer melancholisch beleuchtend. Nichts hatte sich geändert, seitdem der Doktor ihn verließ, und doch beschlich ihn die Empfindung, als ob warme Lippen seine Stirn berührt hätten, der Ruf: „Harriet!" zu seinen Ohren gedrungen wäre. „Harriet, Harriet?" grübelte er. Es konnte nur ein Traum gewesen sein, der ihn in vergangene Zeiten, nach Evandale zurückversetzte, wo ein liebliches Kind die ersten Gehversuche an seiner Hand unternahm. „Harriet, Harriet?" Wie um die Fortsetzung des Traumes herbeizuführen, schloß er die Augen. Er entschlief bei dem dumpfen Rollen eines sich entfernenden Wagens.

Als er folgenden Morgens erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Im Begriff, die auf dem Tischchen stehende Glocke ertönen zu lassen, entdeckte er den Brief. Hastig öffnete er ihn, dann las er:

„Theuerster Kapitän! Dem ewigen Juden gleich, muß ich wieder zum Wanderstabe greifen. Um uns Allen einen schmerzlichen Abschied zu ersparen, wähle ich diesen Weg, Ihnen meine und meiner Tochter Herzensgrüße zu übermitteln. Wir reisen beruhigt, denn wir wissen Sie ja außerhalb jeder Gefahr. Ob wir uns wiedersehen, ruht verborgen im dunklen Schoß der Zukunft. Von uns hören sollen Sie aber, sobald die Verhältnisse es ermöglichen. Ich wiederhole unsere innigsten Grüße und Segenswünsche und bitte für mich und meine Tochter um eine warme Stelle in Ihren Erinnerungen. Allezeit der Ihrige.

Tenbroek."

Zweimal las Edward den Brief, während ein eigenthümliches Weh seine Brust durchzitterte.

„Ob wir uns wiedersehen, ruht verborgen im dunklen Schoß der Zukunft," lispelte er unbewußt. Dann lehnte er sich ermattet zurück. Als der Diener endlich erschien, um sich von seinem Ergehen zu überzeugen, hatte er sich noch nicht gerührt. Aber seine Augen standen weit offen und starrten, während der Diener seinen letzten Verkehr mit den Scheidenden schilderte und ihre letzten Grüße übermittelte, in's Leere.

Siebentes Kapitel.

Drei Monate waren verstrichen, seitdem Doktor Tenbroek und seine Tochter sich von dem Kapitän Evandale trennten, als zur späten Abendstunde zwei Fußgänger, einen der lichtesten und belebtesten Theile der Stadt New-York verlassend, der Pearlstraße eine kurze Strecke nachfolgten und dann östlich abbogen. Sie befanden sich dort in dem noch aus den holländischen Zeiten herstammenden Viertel, das sich bis an den East River erstreckte. Es bestand aus einem Gewirre unsauberer Gassen und enger, krummer Straßen, in die ein anständiger Mann zur nächtlichen Stunde sich ungern hineinwagte. Der Mangel an ausreichender Beleuchtung wie der in der Atmosphäre schwebende Pesthauch und die über die schmalen, mit Kehricht und Schutt bedeckten Verkehrswege anscheinend sich hinneigenden Baulichkeiten mit nur spärlich zerstreuten, trübe erhellten Fenstern verliehen der Gegend einen gewissen menschenfeindlichen Charakter.

Leuten begegneten sie nur wenigen; unter diesen aber vereinzelten Gestalten, die ihnen eine verdächtige Aufmerksamkeit schenkten. Es erzeugte den Eindruck, als hätte die Erscheinung der beiden Fußgänger dort als etwas Unerhörtes gegolten und daher Argwohn erregt. Obwohl sie verhüllt waren, ließ sich trotz der dürftigen Beleuchtung unter-

scheiden, daß die eine Gestalt dem weiblichen Geschlecht angehörte, und ihr Begleiter, ein großer, kräftiger Mann, den linken Arm in einer Schlinge trug.

„Eine grauenhafte Umgebung," meinte die Dame während des langsamen Einherschreitens, und scheu ließ sie die Blicke von dem niedrigen Erdgeschoß des nächsten Hauses bis nach dessen in Finsterniß verschwimmender Bedachung hinaufschweifen; „es war vielleicht unvorsichtig, auf Grund einer unbestimmten Botschaft hierher zu gehen, zumal zu so später Stunde."

„Unbestimmt mag sie lauten, allein zu dringlich, um sie unbeachtet lassen zu dürfen," entgegnete Edward Evandale.

„Du hältst für möglich, daß nach den vielen Jahren mir wieder einmal ein Hoffnungsfunke leuchten könnte?" fragte Bianka lebhafter, „und dennoch, es wäre fürchterlich, ihn an solchen Orten suchen zu müssen."

„Glaube ich nicht daran, so halte ich doch für unabweislich, unsere Gewissen zu beruhigen. Wer vermag vorherzusehen, was den geheimnißvollen Nachrichten zu Grunde liegt?"

„Wer übergab sie Dir?"

„Ein an mir vorbeistreifender zerlumpter Negerjunge drückte mir den Zettel in die Hand. Ich rief ihn an, aber er wollte nicht Rede stehen. Ich könnte ihm zehnmal begegnen, und würde ihn nicht wiedererkennen. Sah ich doch nur seinen Rücken."

„Vielleicht will man uns in eine Falle locken. In diesen grauenhaften Zeiten geschieht Manches."

„Das befürchte ich nicht. Im Uebrigen bin ich auf alle Fälle vorbereitet."

Schweigend schritten sie weiter. Ihre Gedanken mochten in der Vergangenheit weilen. Seit zwei Monaten genoß Edward die liebevollste Pflege seiner mütterlich gesinnten

Verwandten und hatte sich in dieser Zeit so weit erholt, daß er nur noch aus Vorsicht eine Ueberanstrengung des verletzten Armes vermied. In einem kleinen, von Gärten umringten Landhause wohnten sie im äußersten Norden der Stadt. Dort hatte Bianka, seitdem sie von der Plantage vertrieben wurde, mit nur wenigen Dienern, unter diesen die alternde Susann, in tiefer Zurückgezogenheit gelebt.

Wie ein vom Himmel gesendeter Trost erschien ihr daher Edward, als er eines Tages unerwartet bei ihr eintraf, um die stille Einsamkeit mit ihr zu theilen. Ausbleiben konnte dann nicht, daß sie in ihren Gesprächen öfter das traurige Geschick ihres verlorenen Lieblings berührten und alle nur denkbaren Möglichkeiten erwogen, dennoch einmal auf dessen Spuren zu gerathen. Vorsichtig verschwieg Edward seine Begegnung mit Griffith und dessen Ende. Er sah voraus, daß mit der Schilderung der vollen Wahrheit der letzte Hoffnungsschimmer erlöschen würde, der nur in dem Glauben, daß Jener noch am Leben sei, seine Nahrung fand.

Gedämpfter Lärm, der hinter feuchten, verwitterten Mauern ertönte und durch die Begleitung von Fiedel und Ziehharmonika noch erhöhten Ausdruck erhielt, gab sie der Gegenwart zurück.

„Hoffentlich irrten wir nicht in der Straße,“ hob Bianka wieder an.

„Ich folgte genau den räthselhaften Anweisungen. Wurde keine Täuschung bezweckt, so ist jeder Irrthum ausgeschlossen.“

Eine düster brennende Laterne erhob sich vor ihnen. Neben sie hintretend, zog Edward einen zerknitterten, mit schwer leserlicher Schrift bedeckten Zettel hervor und prüfte ihn noch einmal aufmerksam. Bianka beobachtete ihn unterdessen mit heimlicher Besorgniß. Der Schein der

Laterne traf ihr Antlitz. Hager, bis zur Krankhaftigkeit verblüht und unsäglich herbe im Ausdruck, verbildlichte es gewissermaßen den sich stets erneuernden Gram fünfzehn langer Jahre. Andererseits verrieth ihre beinah starr aufrechte Haltung, daß ein Wille sich in ihr ausgebildet hatte, der den Körper in einer Weise beherrschte, daß er nicht gänzlich zerfallen konnte.

„Ueber diese Gasse waltet kein Zweifel," bemerkte Edward nach einer Pause, „es muß die richtige sein. Dann heißt es weiter: genau hundertunddreißig Schritte an der einzigen rothen Laterne vorbei werden Sie erwartet. Ist Ihnen an einer sehr wichtigen Nachricht gelegen, so scheuen Sie den weiten Weg nicht. Punkt halb zwölf Uhr sieht man Ihrer Ankunft entgegen."

„Deutlich genug," versetzte Bianka im Weitergehen nachdenklich.

Sie bogen um einen Winkel der Gasse herum, und wie ein Feuerauge leuchtete ihnen die rothe Laterne entgegen. Unwillkürlich beschleunigten sie ihre Schritte. Einzelne Männer, deren Aeußeres nichts weniger als vertrauenerweckend war, und deren von unmäßigem Branntweingenuß zeugende spöttisch-rohe Bemerkungen beachteten sie jetzt nicht weiter; nicht den unheimlichen Lärm, der schon aus der Ferne unterhalb der rothen Laterne hervor ihnen entgegenschallte. Es war, als ob hinter den verwitterten Mauern eine Höllenorgie gefeiert werde. Als sie vorüberkamen, regte es sich auf deren anderer Seite beängstigend. Keuchen, Stöhnen, Fluchen und Anprallen gegen die morsche Thür verrieth, daß man da drinnen Meinungsverschiedenheiten mit den Fäusten ausglich.

Bianka, von Natur beherzt, zagte jetzt dennoch. Fester schlang sie ihren Arm um den Edward's, ihn schneller mit sich fortziehend, um der grausigen Nachbarschaft zu entkommen. Gleich darauf befanden sie sich außerhalb der

rothen Beleuchtung. Dann noch einige Schritte, und wie von dem schwarzen Mauerwerk ausgespien, glitt ein nur als unförmlicher Schatten sich auszeichnender Gegenstand vor sie hin.

„Hier lauere ich seit 'ner halben Stunde," vernahm Edward eine ihm nicht unbekannte quäkende Stimme, „hab' gefürchtet, Sie möchten mir nicht trauen. Ich nur der arme Niggerjunge Dick, aber ehrlich. Doch jetzt aus dem Wege mit uns," flüsterte er geheimnißvoll, und Edward's Rock packend, zog er ihn und damit auch Bianka in eine Art Nische, die, zwei Gebäude von einander trennend, sich als schmaler Gang verlängerte.

Als Edward sein Befremden offenbarte, beruhigte er ihn mit den Worten: „Hier müssen wir warten eine und eine halbe Minute oder Viertelstunde. Er ist noch zu Hause. Hier muß er vorübergehen. Sitzt er erst hinter der rothen Laterne, ziehen ihn zehn Dampfer nicht heraus. Dann sind wir sicher. Aber nicht 'nen Ton reden. Leute hier kommen und gehen. Alle sind nach Whisky und Aergerem aus." Er säumte, bis mehrere lautstreitende Männer vorüber geschritten waren, und sprach in seiner dringlich vorsichtigen Weise weiter: „Keine Ursach' zum Fürchten. Ich Alles erstaunlich schlau einrichten, und Herrschaften auf anderem Wege wieder von dannen helfen."

Edward war im Begriff zu fragen, was er denn eigentlich erfahren solle, als der Junge bis in den Ausgang des Verstecks schlich und, behutsam um die Ecke lugend, die Gasse abwärts spähte, sich aber, so oft Jemand nahte, schleunigst zurückzog. So verstrichen Minuten, die den beiden Verwandten endlos erschienen. Stiegen wirklich Bedenken in ihnen auf, so vermieden sie es, diese vor einander zu offenbaren. Nur einmal bemerkte Edward leise: „Um nichts können derartige Sicherheitsmaßregeln unmöglich getroffen werden. Wir sind einmal darinnen

und müssen durch. Wer weiß, ob wir für unsere Mühe nicht entschädigt werden."

Bianka drückte ihm die Hand zum Beweise des Einverständnisses. Sie wollte eine Erwiederung ertheilen, als einige Häuser weiter abwärts eine Thür zugeschmettert wurde.

Schleunigst kehrte Dick zu ihnen zurück, sie abermals mit unverkennbarer Angst warnend. Keines wagte sich zu rühren. Dicht an die Mauer geschmiegt, lauschten alle Drei auf die Straße hinaus. Schwere Schritte näherten sich. Ein Mann, sich kaum von dem helleren Hintergrunde auszeichnend, verdunkelte flüchtig den Eingang. Er war nicht weit gegangen, da spähte Dick um die Hausecke herum ihm wieder nach und überzeugte sich, daß er unterhalb der rothen Laterne verschwand.

„Er ging hinein," erklärte er den sich ihm Zugesellenden triumphirend, und ihnen vorauf verließ er das Versteck. Erst im Freien schritt er so weit voraus, daß sie den ihnen etwa Begegnenden als nicht zu ihm gehörig erscheinen mußten, richtete aber seine Bewegungen so ein, daß er einen bestimmten Punkt zu einer Zeit erreichte, in der die Nachbarschaft verödet lag. Leise öffnete er eine Thür, und die Begleiter heranrufend, schlich er auf einen finsteren Hausflur, auf welchem feuchter Schimmelgeruch sie umfing.

„Ist keine Gefahr, daß der Mann, den Du zu fürchten scheinst, zurückkehrt und uns überrascht?" fragte Edward seinen Führer.

„Käme er, so brächte er mich um," antwortete Dick leichtfertig, „aber keine Noth. Der sitzt mit seinen Freunden beim Whisky, und das dauert bis gegen Morgen. Das ist so seine Art."

Er stieß eine Seitenthür auf. Mit der trüben Beleuchtung strömte ein warmer, widerwärtiger Dunst auf den engen Flurgang heraus.

„Mistreß!“ rief er vorsichtig hinein, „hier sind die Herrschaften. Ich brachte sie selber,“ und zur Seite weichend, forderte er die ihm Folgenden auf, einzutreten.

Seine Anmeldung beantwortete tiefes, schmerzliches Aufstöhnen. Dann hieß es mit einem ergreifenden Ausdruck der Verzweiflung: „Gott sei Dank! Mag Ihnen tausendfach gesegnet sein, was mir selbst den letzten, nur noch denkbaren Trost gewährt.“

Edward und Bianka waren in der Mitte des düsteren Zimmers stehen geblieben. Von mäßigem Umfange und mit niedrig hängender Decke, trug es den ausgeprägten Charakter großer Dürftigkeit. Doch Zeit zur Umschau blieb ihnen nicht. Ihre Aufmerksamkeit fesselte ausschließlich der Anblick eines ärmlichen Bettes, auf dem eine augenscheinlich Schwerkranke unter einer einfachen wollenen Decke ausgestreckt lag.

Die erschreckend hageren Arme mit den schlanken, knöchernen Händen ruhten schlaff auf derselben. Nur nothdürftig aufgestecktes rabenschwarzes Haar umrahmte ein ursprünglich edel geformtes Antlitz, dem der Tod seinen Stempel aufgedrückt hatte. Abgezehrt, wie es war, kontrastirten die großen dunklen Augen und schwarzen Brauen unheimlich zu der marmorweißen Hautfarbe. Mit unverkennbarer Angst waren sie auf die Herantretenden gerichtet. Sie kämpfte offenbar um einen Entschluß; doch bevor ein Laut die farblosen Lippen verließ, hob Bianka, ihr Grauen gewaltsam bekämpfend, theilnahmvoll an: „Sie befinden sich in einer schrecklichen Lage. Sagen Sie, was ich thun kann, um Ihnen Erleichterung zu verschaffen. Was es auch sei, Sie sollen nicht darauf warten.“

In die dunklen Augen drangen Thränen, und kaum verständlich vor innerer Bewegung hieß es zurück: „Wie das lieblich klingt! Wie die guten Worte mich erschüttern. Und doch werden Sie binnen Kurzem sich mit Abscheu von

mir wenden, und Derjenigen fluchen, die, wenn auch ahnungslos, ein schweres Verbrechen an Ihnen beging. Wollen Sie mich trotzdem hören, so sagen Sie es. Widerstrebt es Ihnen, dann beeilen Sie sich, die vergiftete Luft dieser jammervollen Stätte hinter sich zu legen. Dick, der Junge da, meine einzige Hilfe, soll Sie auf kürzestem Wege aus dieser unheilvollen Gegend führen."

„Sprechen Sie, sprechen Sie, arme Frau," versetzte Bianka unter dem Einfluß böser Ahnungen erregt, „ich will den Weg nicht umsonst zurückgelegt haben. Was es auch sei, dessen Sie sich anklagen, es soll mich nicht hindern, Ihnen Barmherzigkeit zu erweisen."

„Dick," wendete die Leidende sich an den Neger, „gehe hinaus und halte Wache. Sollte er wider seine Gewohnheit früher zurückkehren, dann eile hierher und benachrichtige uns."

Dick verschwand. Edward hatte unterdessen zwei Schemel herbeigeholt, und nachdem Bianka sich vor der Bettstelle niedergelassen hatte, hob die Leidende mit einer gewissen Hast an:

„Sie sind so menschenfreundlich, so gütig. Aber vielleicht gelingt es mir, meine Dankbarkeit dadurch zu beweisen, daß ich Ihnen die Mittel an die Hand gebe, auf die, wenn auch nur schwachen Spuren Ihrer geraubten Tochter zu gelangen —"

„Meiner Tochter!" rief Bianka in erschütterndem Klageton aus, „sollte das geschehen, so will ich es Ihnen auf den Knieen danken, selbst dann, wenn wirklich mit Rücksicht auf meine Person ein Vorwurf Sie träfe."

„Ich sagte nur: auf die Spuren," versetzte die Kranke ängstlich, „daß sie an das ersehnte Ziel führen, kann ich nicht verbürgen. Denn Derjenige, der sich Ihrer Tochter bemächtigte, ist eine gefühllose Hyäne. Aus Lug und Trug zusammengesetzt, kennt er nur Grausamkeit —"

„Griffith,“ warf Bianka schaudernd ein.

„Ja, Griffith,“ bestätigte die Leidende gehässig, „derselbe Mann, dem Sie zum Altar folgten, dem Vater Ihrer Tochter, dem nichts heilig gewesen, weder Eide noch Mutterliebe und Mutterleid.“

Sie ließ eine Pause eintreten, um nach dem heftigen Ausbruch ihrer Empfindungen neue Kräfte zu sammeln. In Bianka's dunkle Augen starrend, entdeckte sie eine an Todesangst grenzende Erwartung. Jeder Zug des längst verblühten Gesichtes mit den sprechenden Merkmalen jahrelangen Grämens und Härmens war angespannt. Was Bianka in der tiefen Erregung nicht in Worte zu kleiden vermochte, errieth die sichtbar dem Tode Verfallene aus ihren durchdringenden Blicken.

„Ja, auf nur schwache und sogar alte Spuren,“ hob diese wieder, jetzt aber ihren Athem schonend, ruhiger an, „mehr zu bieten vermag ich nicht. Um indessen verständlicher zu berichten, muß ich, schwer wie es mir fällt, harte Schläge nach Ihrem Herzen zu führen, zunächst von mir selbst sprechen. Was Sie jetzt vor sich sehen, die elenden, dem Grabe geweihten Reste einer Sterblichen, ist Alles, was von der einst gefeierten, viel umworbenen Tänzerin Lazarina blieb.“

Sie verstummte, sobald sie gewahrte, daß peinliches Erstaunen, gepaart mit aufloderndem Haß und Verachtung über Bianka's Antlitz eilte, und dadurch vollständig eingeschüchtert, sprach sie in flehendem Tone weiter: „Was ich ahnungslos an Ihnen verbrach, Sie sind für Alles gerächt. Was Sie aber litten und erduldeten, ist nicht schwerer als das, was zu tragen mir auferlegt wurde. Denn Ihnen blieb wenigstens eine letzte Hoffnung, die zu regerem Leben anzufachen mir das Sterben erleichtert, wogegen ich selbst dazu bestimmt bin, ohne den leisesten Trost in's Grab zu sinken.

Jahre bevor Griffith Sie kennen lernte, wie ich nachträglich erfuhr, hatte er mich durch seine Erscheinung wie die Schwüre ewiger Liebe und nie schwankender Treue umgarnt. In meiner Verblendung glaubte ich dem Elenden und wurde sein Weib. — Sie staunen und wissen nicht, ob Sie mir glauben sollen? Aber ich spreche die Wahrheit, als ob ich jetzt schon vor dem Richterstuhle Gottes stände.

Eine heimliche Trauung vereinte uns. Unter allerlei Vorwänden wußte er mich dazu zu überreden. Erst später erfuhr ich, daß ich schmachvoll betrogen worden, daß jene vermeintliche Trauung ungiltig, nur eine Komödie gewesen war. Von seiner Verheirathung mit Ihnen — wir waren meist durch weite Zwischenräume von einander getrennt — hörte ich erst, nachdem in die Oeffentlichkeit gedrungen war, daß nach der noch nicht dreijährigen Ehe deren Auflösung erfolgen sollte.

Bis dahin hatte ich in den alten, wenn auch zeitweise länger unterbrochenen Beziehungen zu ihm gelebt, mich für sein ihm gesetzlich angetrautes Weib haltend. Wäre ich in dieser Zeit über sein ehrloses Leben und Treiben unterrichtet worden, so hätte das genügt, mich mit Abscheu und Verachtung von ihm abzuwenden. Doch jetzt war es zu spät.

Als Ihre Tochter geboren wurde, war die meinige bereits ein halbes Jahr alt. Mit teuflischer Berechnung vollständig im Dunklen erhalten, fand ich mein Glück in der lieblichen Kleinen. Die Triumphe aber, die ich noch täglich feierte, trugen sicher nicht dazu bei, in meiner damaligen Lage die mir in Freude und Ueberfluß entschwindenden Tage zu bereuen.

Wie tief gebeugt ich war, nachdem ich die Beweise dafür erhielt, daß der ehrlose Verräther nicht allein mich schamlos hintergangen hatte, sondern auch, und zwar auf

noch verwerflichere Art, Sie, vermag ich nicht zu beschreiben. Das Einzige, was in meiner Vernichtung mir noch einen gewissen Trost gewährte, bestand in der Ueberzeugung, zu dem schweren Verhängniß, das auf Sie hereinbrach, nur unwissentlich beigetragen zu haben. Wohl verlieh ich meiner unsäglichen Verachtung und grenzenlosen Erbitterung den härtesten Ausdruck, jedoch nur, um seinen Hohn dafür zu ernten. Wenn ich aber, nachdem Ihre Scheidung von ihm beschlossen, was ich durch einen seiner nicht minder verworfenen Genossen erfuhr, die Hoffnung hegte, den zwar längst von mir Gehaßten zu bewegen, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so lag der Gedanke daran mir in meiner Lage zu nahe, als daß mich deshalb ein schwerer Vorwurf treffen könnte. Meine ersten verzweiflungsvollen Vorstellungen beantwortete er mit Vertröstungen auf die Zukunft. Vergeblich wies ich darauf hin, daß ich, unter dem empfangenen Schlage dahinsiechend, gezwungen sein könne, meinem Beruf zu entsagen. Er blieb unerschütterlich. Da verfiel ich in meiner Rathlosigkeit auf ein letztes Mittel, dessen Wirkung ich glaubte nicht bezweifeln zu dürfen. Ich ließ ihm mein Töchterchen zuführen, darauf bauend, daß er durch den Anblick des unschuldigen Engels über kurz oder lang an die Erfüllung seiner Pflicht gegen mich erinnert werden würde. Ich sollte fürchterlich enttäuscht werden!

Die Kleine, die — wie Ihr Töchterchen — den Namen Harriet trug, nahm er mit fort, und auch nur, weil ich brieflich mit den heiligsten Eiden gelobt hatte, im Weigerungsfalle seine Schandthaten, das Verbrechen einer gefälschten Trauung, der Oeffentlichkeit preiszugeben und, nachdem er vor allen ehrlich denkenden Menschen als Schurke gebrandmarkt worden, diese Anklage mit meinem Tode zu besiegeln. Hätte ich es nur über mich gewonnen, einem Leben zu entsagen, an das mich allein noch leere

Hoffnungen fesselten: wie manches schwere Leid, wie viel Gram, Elend und Entwürdigung wären mir erspart geblieben! Denn meine Tochter sollte ich nicht wiedersehen, und die mit den entschwindenden Jahren zunehmende Angst um das ihrer vielleicht harrende Loos war es vornehmlich, was mich mit der ganzen Welt verfeindete und endlich auf ein Krankenbett warf, von dem ich nicht mehr erstehen soll.

Den ersten Stoß erhielten meine Hoffnungen, als das Gerücht sich verbreitete, daß jener Teufel in Menschengestalt Ihre Tochter gewaltsam entführte oder entführen ließ, Sie also ebenso wenig wußten, wie ich, wo die beiden Kleinen untergebracht sein oder ihr Ende gefunden haben konnten. Erst in jüngster Zeit fügte es der Zufall, daß ich den Namen des Ortes erfuhr, wo er mit beiden Kindern gewesen sein und das eine zurückgelassen haben sollte. Ob Letzteres meine Tochter war oder die Ihrige, konnte ich nicht enträthseln; ebenso wenig, ob die Beklagenswerthe noch dort weilt oder anderweitig verborgen gehalten wird. Auf alle Fälle erschien mir möglich, daß wenn Sie, selbst eine um ihr Kind bangende Mutter, auf diesen Bericht hin weitere Nachforschungen anstellten, Sie auf Spuren stoßen würden, die zu beiden Verlorenen führen."

Bianka, die mit tödtlicher Spannung den klaren Mittheilungen, deren Wahrheit sie keinen Augenblick bezweifelte, gelauscht hatte, benutzte die plötzlich eingetretene Pause zu der Frage, wo Derjenige zu finden sei, dem sie die Kunde verdanke, und ob er nicht zu bewegen sei, gleichviel um welchen Preis, genauere Angaben zu machen.

„Von ihm ist nichts zu erwarten," versetzte die Leidende, und aus ihrer matten Stimme tönte bitterer Haß hervor; „was ihm in unbewachter Minute und unter dem Einfluß der Trunkenheit entschlüpfte, könnte nicht mit feu-

rigen Zangen im vollen Umfange aus ihm herausgepreßt werden, noch weniger durch Geld. Eines Missethäters Furcht ist stärker als seine Habgier, und wer weiß, mit welchen ränkevollen Plänen er sich trägt."

Abermals verstummte sie, und mit dem kraftlosen Arme neben sich in dem Bett suchend, zog sie einen augenscheinlich sehr alten zerknitterten Brief hervor, ihn mit bebender Hand Bianka darreichend.

„Daß die unbeabsichtigten Enthüllungen mich wenig befriedigten, ist begreiflich," fügte sie hinzu; „keine Stunde fand ich Ruhe vor ihnen, und so reifte allmälig der Entschluß, die gelegentliche Abwesenheit meines Mannes zu eingehenderen Nachforschungen zu benutzen. Unter den unsäglichsten Anstrengungen durchsuchte ich seine Kasten und Schubfächer, so weit sie mir zugänglich, ohne indessen mehr zu entdecken, als diesen mindestens vor zwölf, dreizehn Jahren geschriebenen Brief —"

„Von Griffith," schaltete Bianka finster ein, nachdem sie einen Blick auf die Aufschrift geworfen hatte.

„Ja, von Griffith," bestätigte die Leidende, „ist er alt, so enthält er doch Andeutungen, die namentlich beim Beginn des Nachspürens Sie oder vielmehr Denjenigen, den Sie entsenden, in der Wahl seines Zieles zu lenken geeignet sind. Denn ein muthiger Mann gehört dazu, der im Falle der Noth sich zu vertheidigen oder ihm Vorenthaltenes gewaltsam zu erzwingen weiß. Findet man das eine Kind, so muß der Weg zu dem zweiten ebenfalls zu erkunden sein. Halten sie aber nach errungenem Erfolg die eigene Tochter am Herzen, dann gedenken Sie meiner. Vergegenwärtigen Sie sich, welch' furchtbares Verhängniß auf mich hereinbrach, daß ich alle Ihre Leiden verschärft durchkostete, wie Sie, Jahre auf Jahre verzweiflungsvoll nach meiner Tochter bangte, und erbarmen Sie sich ihrer. Ich selbst werde sie nicht wiedersehen, denn mein Leben kann nur

noch Tage dauern. Empfange ich aber von Ihnen das Versprechen, die arme Waise nicht entgelten zu lassen, was deren Eltern an Ihnen verbrachen, so will ich getröstet und mit einem Segen für Sie auf den Lippen meine Augen schließen."

„Ich verspreche es," betheuerte Bianka erregt, denn die vor ihr eröffnete Möglichkeit, mit der Verlorenen wieder vereinigt zu werden, raubte ihr fast die Besinnung, „ja, ich gelobe es heilig; und wer weiß, es mag auch Ihnen vergönnt sein —"

„Nein, nein," unterbrach die Kranke sie in sanftem Klageton, „meine Zeit ist erfüllt. Ein so großes Glück würde ich nicht verdienen. Als ein Geschenk des Himmels begrüße ich schon, mit dem Bewußtsein sterben zu dürfen, daß meine Tochter — sie ist jetzt volle siebzehn Jahre alt — durch Sie beschirmt und in ihrer Reinheit erhalten wird, nie die Ursache erfährt, durch die sie von ihrer Mutter getrennt wurde —"

Die Thür öffnete sich geräuschlos und herein schlich auf den Zehen der Negerbursche. In seinem breiten Gesicht prägte sich Entsetzen aus. Erschrocken sahen Alle auf ihn hin. Bevor Jemand fragen konnte, erklärte er in sichtbarer Todesangst:

„Er kommt —"

„Fort — fort," hob die Leidende bestürzt an, und hastig fiel Dick ein:

„Es ist zu spät. Er wäre schon hier; aber zwei Männer sind bei ihm. Er redet mit ihnen. Geht Einer aus der Thür und er sieht's, gibt's ein Unglück."

„Dann in die Kammer, Dick," rieth die Unglückliche fast athemlos, „verberge sie, so gut es geht — schnell — folgen Sie ihm. Jede verlorene Sekunde kann verhängnißvoll werden."

Edward, gewohnt, in den ernstesten Lagen seine Ruhe

zu bewahren, ergriff Bianka's Hand. Wie von einer Lähmung befallen ließ diese sich mit fortziehen. Gleich darauf betraten sie die Kammer, die durch das von dem Vorderzimmer hereinfallende Licht matt erhellt wurde. Wie sie sonst beschaffen war, verlor sich in den nach allen Richtungen geworfenen Schatten. Dick, von Todesangst geschüttelt, war ihnen vorausgegangen. Vor der Rückwand und dicht in die Ecke geschoben, stand ein einfaches Lattengestell, an welchem einige Frauenkleider und Röcke aufgehangen waren. Ueber die untere Leiste hatte man getragene Wäsche und mehrere Handtücher geschlagen, die bis zu dem Fußboden niederreichten.

Auf Dick's leise gestammelten Rath begaben sie sich hinter die nothdürftige Schutzwehr, sie so weit von der Wand abschiebend, daß sie nebeneinander Platz fanden. Bianka, halb ohnmächtig, wählte die Mauerecke, wo sie sich anzulehnen vermochte. Den Ausgang deckend, stand Edward, den Revolver in der Faust und solcher Art für alle möglichen Fälle gerüstet. Dick war inzwischen in das Vorderzimmer geschlüpft, wo er sich neben dem Bett der Kranken niederließ und, in der Hand eine gefüllte Tasse, sich bereit hielt, sie im entscheidenden Augenblick an die Lippen seiner Pflegebefohlenen zu heben.

„Glaubst Du, daß sie unentdeckt bleiben?" fragte diese zagend.

„Sicher, Mistreß," hieß es ebenso leise zurück, „hinter dem Zeugständer haben sie sich versteckt. An den geht er nicht heran, ich weiß es. Wenn er nur nicht zu lange bleibt."

„Schwerlich, Dick. Fände er sie, wäre es mein Tod. Hoffentlich entfernt er sich bald wieder. Es verstieße wenigstens gegen seine Gewohnheit, hier zu übernachten."

Vor der Hausthür ließen sich murmelnde Männerstimmen vernehmen. Man verhandelte offenbar mit großem Eifer

über irgend ein Vorhaben. So verrann kurze Zeit, bis die Hausthür geöffnet und zugeschlagen wurde und der mit Herzklopfen Erwartete eintrat. Woodkirk, der einstige Genosse Griffith's, und kein Anderer war es, warf einen mürrischen Blick auf seine todkranke Frau. Er entdeckte, daß ihre eingefallenen Wangen in Fieberhitze glühten, ihre Augen wie entzündet glänzten.

„Ich hätte Dich nicht so früh erwartet," redete die Unglückliche ihn mit bebender Stimme an, „aber Du kommst, mich sterben zu sehen."

„Unsinn," versetzte Woodkirk unwirsch, „es stirbt sich nicht so leicht. Hast's schon öfter prophezeit und schwimmst immer noch oben. So wird's auch heute sein, und ich denke nicht daran, Dich lange zu stören."

Die Kranke sann flüchtig nach und erwiederte, offenbar um ihn zu lautem Sprechen zu bewegen, mit einer gewissen Todesverachtung: „Einmal muß das letzte Mal sein, und ich will meinem Schöpfer danken, wenn er mich aus einer Lage erlöst, in die ich durch Deine Schuld gerieth."

„Durch mich?" schnaubte der Wütherich, und sein rothes Gesicht färbte sich dunkler.

„Ja, durch Dich," hieß es unter Aufbietung der letzten Kräfte vorwurfsvoll zurück, „auf Deinen dringenden Rath gab ich mein Kind fort, ahnungslos, daß Du es nur aus dem Wege geschafft haben wolltest, und das zehrte von Anbeginn an meinem Leben."

„So? Das meinst Du? Wer war es denn, der durch das dumme Ding den Griffith, diesen ausgefeimten Schurken, wieder an sich zu locken gedachte? Ich gewiß nicht."

„Er gab wenigstens Geld, um mich nicht elend verkommen zu lassen. Wo sind die achttausend Dollars geblieben, die er Dir einhändigte?"

„Hol' Dich der Teufel mit Deinen verrückten Anklagen," versetzte Woodkirk nunmehr ingrimmig, „das Geld gab er mir dafür, daß ich Dich heirathete und Dir 'nen ehrlichen Namen gab. Ist's zum Henker gegangen, so lag's daran, daß Du nichts dazu verdientest."

„Womit sollte ich verdienen, nachdem ich die Fähigkeit dazu verlor? Meine Kleider, meinen Schmuck und die kostbaren Möbel hast Du, nachdem meine Ersparnisse zu Ende waren, verkauft und das Geld dafür sah ich nicht. Und ich sollte vor den Leuten tanzen mit gebrochenem Herzen und siechem Körper? Für mich gab es nur noch einen Todtentanz, und der hat nunmehr schon an die zehn Jahre gedauert."

„Arg genug, daß ich mit 'nem kranken Weib mich durch's Leben schleppen mußte. Und da wunderst Du Dich, wenn ich auf anderen Stellen mich komfortabler fühle, als hier?" Er sah sich nach Dick um. In dem abgelegensten Winkel kauerte er auf der Erde. Von ihm in dem Hader mit seiner Frau gehört zu werden, erbitterte ihn noch mehr. „Verdammte schwarze Brut, was thust Du hier?" rief er in seiner Wuth drohend aus, und einen Schemel ergreifend, bewegte er sich auf ihn zu. Doch Dick war auf seiner Hut. Wie ein Aal glitt er aus seinem Winkel. In zwei Sätzen war er aus der Thür, und bevor er sie geschlossen hatte, krachte das ihm nachgeschleuderte Geräth gegen die morschen Bretter.

„Diese hinterlistige Kröte," hob der halbtrunkene Wütherich zu seiner Frau gewendet an, als diese ihn mit den angstvoll ausgestoßenen Worten unterbrach:

„Vertreibst Du ihn, wer soll mich davor bewahren, in grauenhaftester Weise zu verhungern und zu verdursten?"

„Wen noch hungert, der hat auch Lust zum Leben. Ich hab's überhaupt satt mit Deinem ewigen Gewinsel."

„So sage mir wenigstens, wo mein Kind geblieben ist, und ich verspreche es Dir heilig, so lange das bischen Athem mir vergönnt ist, mich ohne Murren in alle Deine Launen zu fügen."

„Frage Deinen Freund Griffith," höhnte Woodkirk, „der nahm's mit fort sammt der Brut seiner geschiedenen Frau, muß also Auskunft ertheilen können, wo es untergebracht wurde und ob's überhaupt noch lebt. Wird's wohl in die Lehre zu 'nem Tanzmeister gethan haben."

„Du kennst den Ort, wo Griffith sich aufhält."

„Um mir das zu verrathen, hätte er ein weniger schlauer Hund sein müssen."

Ein leichter Doppelschlag traf die Fensterlade.

„Da —" fuhr Woodkirk wild auf, „mit Deinem Gewinsel hast Du mich über die Zeit aufgehalten. Verdammt! Ich habe Besseres zu thun, als Deine verrückten Litaneien anzuhören."

Er ergriff die Lampe und begab sich in die Kammer. Die Kranke schloß die Augen. Wie Bewußtlosigkeit legte es sich um ihre Sinne. Trotzdem lauschte sie mit einer Anstrengung, daß sie den Athem endgiltig zu verlieren meinte. In jedem neuen Augenblick fürchtete sie, die Ausbrüche seiner Raserei zu hören, die bei der Entdeckung der Fremden sich seiner ohne Frage bemächtigte, das Getöse eines Kampfes, bei dem es sich um Leben und Tod handelte.

Bianka, durch das Vernommene ohnehin bis zum Sterben entsetzt, fühlte ihren Pulsschlag stocken, als Woodkirk's Schritte in der Kammer ertönten. Nur unter Aufbietung ihrer äußersten Kraft erhielt sie sich aufrecht; es stählte die Vergegenwärtigung der möglichen Folgen, wenn die Entdeckung unvermeidlich geworden, ihren Willen, jedes verrätherische Geräusch zu unterdrücken. Edward bewahrte nach wie vor seine unerschütterliche Kaltblütigkeit. Die

Waffe in der Faust, hielt er sich bereit, jedem Angriff des Rasenden, dem das Furchtbarste zuzutrauen, mit Nachdruck zu begegnen.

Woodkirk war unterdessen nach der Fensterwand hinübergegangen und hatte, wie Edward zwischen den Kleidungsstücken hindurch unterschied, irgend einen Gegenstand von einem Nagel genommen. Dann schritt er geraden Weges auf das Kleidergestell zu. Laut dröhnten seine schweren Füße auf den hohl liegenden Brettern, daß Bianka jedesmal die Empfindung hatte, als ob ein scharfer Gegenstand über ihr Gebein hingleite. Edward packte seine Waffe fester; sonst rührte sich keine Muskel seines Körpers. Jetzt stand Woodkirk vor dem Gestell.

Edward hörte deutlich seinen keuchenden Athem, meinte den Branntweinduft zu unterscheiden, der den häßlichen Lippen entströmte. Er gewann sogar einen flüchtigen Blick auf das von der Lampe voll beleuchtete breite rothe Gesicht, wie auf das eine, infolge gewohnheitsmäßigen Blinzelns kleiner erscheinende Auge. Hätte ein Gefühl völliger Sicherheit Woodkirk nicht beherrscht, nur eine Spur von Argwohn ihn beschlichen, so war die Entdeckung unausbleiblich. Doch anstatt die Kleider zu berühren, bückte er sich vor dem Ständer zu einer an der Wand liegenden Anhäufung klirrender Eisengeräthe nieder, und nachdem er eine Weile darin umhergestört und mehrere in die Tasche geschoben hatte, begab er sich wieder in das Vorderzimmer.

„Vor Tagesanbruch werde ich schwerlich zurück sein,“ bemerkte er beiläufig, indem er die Lampe auf den Tisch stellte, und ohne die von Grauen geschüttelte Kranke weiter zu beachten, verließ er das Haus.

Längere Zeit verstrich in tiefer Stille. Wie Frau Woodkirk ihre Stimme nicht zu erheben wagte, verhielten auch Edward und Bianka sich ebenfalls regungslos. Erst als

Dick hereinschlich und den Verborgenen verkündete, daß er Woodkirk eine Strecke nachgefolgt sei, und daß jetzt keine Gefahr mehr drohe, traten sie wieder neben das Krankenbett.

Wie ihre Verzeihung erflehend, richtete die Unglückliche ihre großen Augen auf sie.

„Was habe ich gelitten in Ihrer Seele," flüsterte sie kaum verständlich unter dem vollen Eindruck des überstandenen Entsetzens, „und dennoch war es vielleicht gut, daß Sie aus dem mit ihm geführten Gespräch entnahmen, was unmittelbar Ihnen anzuvertrauen mir der Muth gefehlt hätte. Sie haben dadurch ein Bild von Demjenigen gewonnen, den ich als einen Mitschuldigen jenes Griffith bezeichnen muß, der mich durch seine Ränke schamlos der Gewalt dieses Missethäters überantwortete. Was Sie nur irgend erfahren konnten, Sie wissen es jetzt. Ich rathe Ihnen daher, sich schleunigst zu entfernen. Unbesorgt mögen Sie sich Dick's Führung anvertrauen."

Bianka, noch immer unter der Nachwirkung des ihr eingeflößten Grausens, sah verstört um sich. Wohin sie sich wendete, gewahrte sie Merkmale größten Mangels, hier und da auch wohl unter den Möbeln und den auf die Wände genagelten Gegenständen vermorschte und vergilbte Erinnerungszeichen aus einer in Glanz und Ueberfluß entschwundenen Vergangenheit. Dazwischen hing das verblichene Bildniß einer kurz geschürzten, blumengeschmückten Tänzerin. Unwillkürlich einen Vergleich anstellend, sah sie auf die Leidende. Ein Schauder durchrieselte sie Angesichts der traurigen Wandlung von Anmuth und Schönheit zu Elend und Hinfälligkeit. Ihr Herz schwoll vor Jammer und Mitleid. Sie sah in ihr nicht mehr das Wesen, dem sie, wenn auch nur mittelbar, den größten Kummer ihres Lebens verdankte, sondern eine vom Geschick furchtbar heimgesuchte Märtyrerin, und fragte theilnahmsvoll:

„Vermag ich irgend etwas dazu beizutragen, Ihre Lage erträglicher zu gestalten, so bekennen Sie es offen. Es würde mir zur Beruhigung gereichen, könnte ich die Ueberzeugung mit fortnehmen, Sie nicht gänzlich hilflos in der Gewalt eines Verworfenen zurückgelassen zu haben."

„Nichts, gar nichts," antwortete die Unglückliche mit beinah rauher Entschiedenheit, und die Worte schienen sich ihrer Brust unter Qualen zu entwinden; „das Einzige, was ich von Ihnen erhoffte, haben Sie mir gewährt. Ein Mehr würde ich selbst um den Preis der Verlängerung meines kurzen Lebensrestes nicht annehmen." Ebenso entschlossen erhob sie Widerspruch, als Edward sich erbot, sich wieder nach ihr umzusehen. „Meiden Sie eine Atmosphäre, die mit unzähligen Flüchen durchwebt ist," schloß sie ihre Ablehnung jedes ferneren Beistandes.

Dick steckte den Kopf durch die Thür. „Die Luft ist rein," sprach er dringlich, „kommen Sie schnell, bevor wieder Jemand vorüber geht."

„Gottes Segen begleite Sie; er schenke Ihnen den Erfolg, den ich mit meinem letzten Athem für Sie erflehe!" flüsterte die Kranke, und sich mühsam der Wand zukehrend, bekundete sie den Willen, weitere Abschiedsworte zu vermeiden.

Bianka legte ihren Arm auf den Edward's. Gleich darauf folgten sie Dick durch das häßliche Gassengewirre. Nach längerer Wanderung gelangten sie in einen ihnen vertrauteren lichteren Stadttheil. Als Dick sich von ihnen verabschiedete, händigte Edward ihm einige Goldstücke ein.

„Ich halte Dich für ehrlich," redete er ernst auf ihn ein, „und setze voraus, daß Du das Geld der Kranken zu Gute kommen läßt. Verrathe nicht, von wem es kommt, weder der armen Frau noch dem schändlichen Manne, oder es ist Alles vergeblich."

Dick versprach das Beste und trabte davon.

Schweigend schritten die beiden Verwandten einher. Es rief den Eindruck hervor, als hätten sie das Erlebte zuvor noch einmal vor ihrem Geiste vorüberziehen lassen müssen, um es im Gespräch zu berühren.

„Das war eine fürchterliche Stunde," bemerkte Bianka endlich wie im Traume vor sich hin, „und dennoch würde ich sie als eine Gnade des Himmels preisen, erwiesen die Offenbarungen der Unglückseligen sich als den zu erneuernden Nachforschungen förderlich. Nach den vielen schmerzlichen Täuschungen wage ich kaum noch, auf Erfolg zu hoffen."

„Die erste Kunde war es, die man als wirklich verheißend bezeichnen möchte," versetzte Edward, „es handelt sich nur darum, sie vorsichtig auszunutzen. Denn erhält dieser Woodkirk, dem ich zutraue, daß er um den Verbleib der beiden Mädchen weiß, auch nur eine Ahnung von unseren Plänen, so ist vorauszusehen, daß er das Aeußerste aufbietet, sie heillos zu durchkreuzen."

„Aber wie, wenn die Spuren bis vor seine — ich meine Griffith's Thür führen!" wendete Bianka nachdenklich ein.

Edward zögerte mit einer Antwort. Vor seinen geistigen Blicken erstand Griffith, wie er unter dem furchtbaren Schlage des jungen Choctaw leblos zu Boden sank.

„So müssen wir das Beste davon machen," erklärte er nach einer kurzen Pause, „so weit hinaus zu denken ist es erst an der Zeit, wenn wir wirklich untrügliche Spuren vor uns haben."

Unter einer Laterne blieb er stehen, und den ihm kurz zuvor von Bianka eingehändigten Brief oberflächlich lesend, bemerkte er:

„Wenn auch nicht viel hier gesagt ist, genügt es doch, eine Aufgabe vor mir erstehen zu lassen, die mich dafür

entschädigt, daß mir versagt ist, an dem seinem Ende sich zuneigenden Kriege mich zu betheiligen."

Hier stockte die Unterhaltung wieder. Beide beschäftigten sich zu ernst mit den durch die unglückliche Frau angeregten Betrachtungen. Außerdem war Bianka erschöpft. Schwerer hing sie am Arme ihres getreuen Eckart; langsam schritten sie durch die verödeten Straßen dem Norden der Stadt zu, bis sie endlich auf eine leere Miethskutsche stießen, die sie binnen kurzer Frist nach dem heimathlichen Landhause brachte.

Vier Tage waren verstrichen, als Edward's Blicke beim Lesen der Zeitung auf den Namen Woodkirk fielen. Dann las er weiter:

„Einer der gefährlichsten Gauner und Fälscher der Stadt ist endlich dingfest gemacht worden. Die Polizei hatte schon lange den berüchtigten Woodkirk im Auge, ohne ihm recht beikommen zu können. Erst vor drei Tagen gelang es ihr zur noch dunklen Morgenstunde, die Hand auf ihn zu legen. Sie überraschte ihn, als er mit zwei Genossen nach dem Besuch im Hause eines Kaufmanns eben im Begriff war, dessen Garten zu verlassen. Leider entkam der eine Einbrecher mit der Beute. Die anderen Beiden sitzen hinter Schloß und Riegel."

Einige Tage später entdeckte Edward abermals eine Anzeige, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Sie lautete:

„Ein gefallener Stern. Viele entsinnen sich wohl noch der einst so begeistert gefeierten Tänzerin Lazarina, die später plötzlich spurlos verschwand. Gestern wurde sie von der Armenverwaltung beerdigt. Sie, die einst in Brillanten strahlte, mit denen ihre Augen an Feuer wetteiferten, für deren Lächeln Mancher gern ein Vermögen hingegeben hätte, wurde ohne Sang und Klang nach dem Friedhofe gefahren. Nur ein zerlumpter Negerjunge begleitete sie auf ihrem letzten Wege."

Eine Woche war seitdem verstrichen, als dieselbe Zeitung mit fettem Druck folgende Nachricht brachte:

„Der Einbrecher Woodkirk befindet sich wieder auf freiem Fuße. Wie es ihm gelang, aus dem Gefängniß zu entspringen, erscheint räthselhaft. Man vermuthet indessen, daß der mit dem Raube entkommene Kumpan ihm hilfreiche Hand leistete, um dem Verrath von Seiten des gefangenen Genossen vorzubeugen."

Achtes Kapitel.

Die südliche und umfangreichere der beiden Halbinseln, die den Staat Michigan bilden, wird von den großen Süßwasserseen, dem Huron- und Michigansee umspült. Ihre nördliche, bis zur Straße von Mackinaw hinauf reichende Verlängerung hatte sich bis in die Neuzeit hinein theilweise den Charakter entschwundener Jahrhunderte bewahrt. Es war dies abhängig von der Bodenbeschaffenheit, die, im Vergleich mit der südlichen Inselhälfte, verhältnißmäßig wenig besaß, was geeignet, den Ackerbauer anzulocken. Es fehlte zusammenhängendes dankbares Erdreich, welches dazu hätte bewegen können, dem ungelichteten Urwalde größere Flächen abzuringen.

Unter den spärlichen, nahe der Küste hausenden Ansiedlern befanden sich vereinzelte, die sich an dem im Stillen blühenden Seeraub betheiligten oder wenigstens mit den schlauen Piraten in Verbindung standen. Diese, im Besitz leichter, flinker Segler, dienten offen dem tadellosen Handelsverkehr, was sie nicht hinderte, in der Nachbarschaft größerer Handelsplätze die von Helfershelfern unterschlagene Beute nächtlicher Weile zu verladen und nach Kanada hinauf, oder von der Ostküste der Halbinsel herum nach der Westküste und umgekehrt zu verschiffen und bei vertrauten Genossen zur Verwerthung abzusetzen. Geriethen sie trotz

ihrer Vorsicht in Bedrängniß, so verschwanden sie in den Mündungen kleiner Gewässer, oder, je nachdem die Gelegenheit sich bot, zwischen den in der kanadischen Georgianbai lagernden zahlreichen Inseln. Dort fanden sie Verstecke in Fülle für ihre Waare. Nur im äußersten Nothfall entschlossen sie sich dazu, das geraubte Gut über Bord zu senden.

Einige dieser listigen und verwegenen Freibeuter hausten auf der Westseite der Halbinsel in der Nachbarschaft der tief in das Festland einschneidenden Saginawbai. Dort galten sie bei den Ansiedlern als rechtschaffene Leute, die bei der Verschiffung der Landeserzeugnisse durchaus gewissenhaft zu Werke gingen und sich durch Pünktlichkeit und mäßige Frachtpreise auszeichneten. Es war dies um so werthvoller für die dortigen Bewohner, weil die schweren Seedampfer nur selten von der gewohnten Fahrstraße abwichen und daher die zu versendenden Ladungen nach günstiger gelegenen Anhaltepunkten geschafft werden mußten. —

Die Sonne eines klaren stillen Spätsommertages stand bereits tief im Westen. Weit hinaus auf den Huronsee sandte sie die Schatten der gelben schroffen Küstenabhänge und der sie krönenden Waldungen. Sie beglänzte zugleich einen schlanken Leuchtthurm, der auf dem Nordkap der Saginawbai hoch in den reinen Aether emporragte. Freundlich kontrastirte seine und des zu ihm gehörenden Wächterhauses weiße Farbe zu dem satten Grün des hinter ihm sich aufbauenden Waldes und dem blauen See. Wie ein Spiegel dehnte er sich weit hinaus, um in scharf begrenzter Linie dem Himmel zu begegnen. Er schien zu träumen.

Weder Dampfer noch Segler waren sichtbar. Außer den träge umherschweifenden Möven belebten die stille Wasserfläche nur zwei seltsam geformte Kanoes, von welchen aus mehrere Schippewä-Indianer hin und wieder einen Speer in die Tiefe sandten, um ihn mit einem Lachs beschwert an langer Schnur zu sich heran zu ziehen. Das

dem Leuchtthurm gegenüber liegende Fahrzeug war nur mit zwei Menschen bemannt.

Vorn über den Bug geneigt stand ein älterer Krieger, dessen braune, sehnige Gestalt nur mit dem Schurz bekleidet war. Mit der linken Hand sich leicht auf den fingerbreiten Bootsrand stützend, hielt er den Speer wurfbereit in der rechten. Mehrere große Fische, die hinter ihm lagen, zeugten von seiner Geschicklichkeit. Regungslos, wie eine aus Nußbaumholz geschnitzte Figur stand er da. Sogar das schwarze Haar, das zu beiden Seiten des geneigten Antlitzes lang niederfiel, schien, abhängig von der Windstille, aus einer festen Masse zu bestehen. Nur die Augen verriethen Leben, indem sie in beschränktem Umkreise die wunderbar klaren Fluthen überwachten und in der Tiefe nach einem Ziel für den Speer suchten.

Aehnlich verhielt sich ein noch nicht lange dem Kindesalter entwachsenes Mädchen, das auf dem anderen Ende des Kanoes saß und mittelst eines kurzen Schaufelruders das bei der geringsten Erschütterung bedenklich schwankende Fahrzeug gewissermaßen fesselte. Den Schippemä fest im Auge, wartete es darauf, nach seiner Bewegung die eigene sofort abzumessen.

Bei einem oberflächlichen Hinblick hätte man die freundliche Erscheinung wegen ihres stark von der Sonne gebräunten Antlitzes wie des rabenschwarzen Haars ebenfalls für ein Mitglied oder vielmehr für verwandt mit der braunen Rasse halten können. Diese Vermuthung fand indessen ihre Widerlegung, sobald man die schönen, kaukasisch geschnittenen Gesichtszüge aufmerksamer prüfte. Wohnte in den großen, schwarzglühenden Augen ernste Spannung, die durch einen gewissen Jagdeifer bedingt wurde, so spielte um die blühenden Lippen des feingeschnittenen Mundes, die sanft gebogene Nase wie auf den rosigen Wangen ein Liebreiz, den man als den Ausdruck eines unschuldreinen

kindlichen Gemüthes hätte bezeichnen mögen. Auch die ungewöhnlich kleinen Hände, die von den weiten Jackenärmeln umflatterten Unterarme und die schmalen Füße, deren einzige Bekleidung die vor ihr liegenden indianischen Mokassins, waren stark gebräunt, jedoch ohne dadurch im Aussehen beeinträchtigt zu werden. Ein Kranz von herbstlich rothen Sumachblättern schlang sich um Stirne und Haupt; er fesselte zugleich das seidenweiche Haar, das, von den Schläfen zurückgestrichen, in dichten Wellen tief über den Nacken niederfiel. Bekleidet war sie mit einem blauen Flanellrock und einer nach indianischem Muster geschnittenen rothen Kattunjacke, die oberhalb der Hüften durch einen Riemen zusammengeschnürt wurde. Und so kauerte sie da wie ein liebliches Räthsel, geduldig auf die Gelegenheit wartend, eine Probe ihrer Kraft und Gewandtheit abzulegen.

Jetzt regte sich der Schippewä. Kaum wahrnehmbar hob die bewehrte Faust sich höher und höher, und fester packte das Mädchen sein Ruder. Zischend sauste der Speer in die Tiefe, kam indessen mit dem Schaftende alsbald wieder zum Vorschein, um abermals zu verschwinden. Zugleich rollte die Schnur sich ab, wurde aber schnell von dem Schippewä ergriffen und vorsichtig eingezogen. Das Mädchen arbeitete unterdessen angestrengt, um das kiellose Fahrzeug, das nur aus einem leichten Holzgerippe und darüber gezogener und verpichter Birkenrinde bestand, vor dem Umschlagen zu bewahren. Endlich fiel ein ansehnlicher Lachs in das Kanoe. Während darauf der Schippewä sich beeilte, die Widerhaken des Speers aus dem Fleisch des nach allen Seiten schnellenden Thieres zu lösen und es zu tödten, redete das Mädchen ihn mit den Worten an:

„Gume-Gabow, das ist der fünfte, Du aber bist der geschickteste Speerwerfer, der jemals sein gutes Gesicht in

dem Huron spiegelte," und ein wunderbares Lächeln des Muthwillens begleitete den letzten Ausspruch.

„Viele Lachse da unten," antwortete Gume-Gabow, trotz der eingestreuten Schippewäworte in verständlichem Englisch. „Feu follet soll noch zwei, drei mehr sehen. Ein guter Tag heute."

Feu follet*) überzeugte sich durch einen Blick vom Stande der hinter der hoch ragenden Waldung verschwundenen Sonne und zog die Mokassins durch ihren Gürtel.

„Sage Deiner Frau oder Tochter, sie möchten mir neue Mokassins anfertigen. Diese halten nicht mehr lange," rief sie dem Alten freundschaftlich zu.

„Feu follet mag nach meinem Zelt kommen, da findet sie fertige," antwortete Gume-Gabow. „Andere weiße Mädchen gehen in festen Schuhen. Warum nicht meine junge Freundin? Ihr Vater verdient Geld. Er soll ihr Schuhe kaufen. Durch hartes Leder stechen die Dornen nicht."

„Mein Vater?" fragte Feu follet sorglos lachend, „der kauft keine Schuhe, und müßte ich bis an die Kniee im Schnee waten."

„So ist er ein schlechter Vater," hob Gume-Gabow an. Er wurde gewahr, daß Feu follet den Bug des Kanoes gedreht hatte und landwärts ruderte. „Da in dem seichten Wasser stehen keine Lachse," sprach er belehrend.

„Aber da steht der Leuchtthurm, wo Onkel Well auf mich wartet."

Der Alte fügte sich in den Willen des ihn tyrannisirenden anmuthigen Geschöpfes und begann wieder: „Du gehörst nicht in das Haus des alten Blount."

„Weshalb nicht?"

„Dein Vater trägt das Haar eines Fuchses im Früh-

*) Die französische Bezeichnung für „Irrlicht".

ling. Das Deiner Brüder ist gelbes Maisstroh. Ihre Mutter ist eine Bisamratte. Deine Locken sind schwarz. Die Tochter eines Fuchses und einer Bisamratte kann keine Schwarzdrossel sein. Ich sagte es schon früher."

„Unsinn, Gume-Gabow," erwiederte Feu follet belustigt, „wenn nicht die Blounts, wer sollten meine Eltern sein?"

„Die kanadischen Jäger gaben Dir den Namen Feu follet. Die Schippewäs lernten es von ihnen. Die Amerikaner rufen Dich: Will o' the Wisp.*) Warum? Du bist ein Irrlicht. Ich hatte einen guten Traum. Der sagte mir: Irrlichter kennen keine Eltern. Sie kommen aus dem Sumpf. Meine Freundin ist ein Irrlicht."

Feu follet stellte ihr Rudern ein und sah vor sich nieder. In dem verhaltenen Lächeln offenbarte sich, daß sie darüber nachsann, wie der weise Ausspruch ihres braunen Freundes am besten zu verwerthen sei. Durch vieljährigen Verkehr mit den Eingeborenen vertraut mit deren Sitten und Gebräuchen, befremdeten die eben vernommenen Anschauungen sie nicht. Sie aber wäre die Letzte gewesen, sie zu bekämpfen. Im Gegentheil, sie dachte sich fröhlich in sie hinein, was ihr die Herzen der, bizarren Vorstellungen huldigenden Schippewäs noch weiter öffnete. Endlich lachte sie hell auf.

„Das laß ich gelten, Gume-Gabow!" rief sie, „jetzt, da Du mich daran erinnerst, wird mir Alles klar. Ich bin wirklich ein Irrlicht, und meine Heimath ist der große Sumpf auf der anderen Seite der Berge. Da tanzte ich viele hundert Jahre in finsteren Nächten. Dann wurde es mir zu einsam. Ich löschte daher eines Abends meine Laterne aus und schlüpfte in den Bau des nächsten Nachbarn, der war zufällig Blount, mein jetziger Vater."

In einer Anwandlung von Muthwillen hatte sie das

*) Die englische Bezeichnung für „Irrlicht".

Märchen ersonnen und sorglos erzählt. Am wenigsten ahnte sie, daß sie dadurch einen nicht unwesentlichen Einfluß auf ihre nächste Zukunft ausübte.

Gume-Gabow aber wiegte zu ihrem Ergötzen sein Haupt mit dem Ausdruck heiliger Ueberzeugung und erwiederte ernst: „Weshalb suchtest Du Dir keinen besseren Vater? Blount ist schlecht gegen Dich. Seiner Frau bist Du eine Fremde."

„Wohl wahr, guter Gume-Gabow. Ich bereue heute noch, nicht zu Dir gegangen zu sein. Ich wäre jetzt ein Schippewämädchen. Doch das läßt sich nicht mehr ändern. Wären da nicht der Onkel Well, seine Frau und meine Schippewäfreunde, möchte ich längst in meinen Sumpf zurückgekehrt sein," und ihre harmlose Spottlust verheimlichend, griff sie wieder zum Ruder.

„Auch die Weißen sind Deine Freunde," bemerkte Gume-Gabow, „Du bist nicht wie andere Mädchen."

„Wodurch unterscheide ich mich von ihnen?" fragte Feu follet, und kindliche Neugierde sprühte förmlich unter dem rothen Blätterkranz hervor aus den dunklen Augen.

„Du bist muthig, wie ein junger Krieger. In schwarzer Nacht findest Du Deinen Weg durch Wald und Moor. In Dir wohnt ein großer Zauber. Du bist ein Medizinmädchen."

„Das ist Irrlichter-Art," erklärte Feu follet übermüthig, „zeichne ich mich vor Anderen aus, so weiß ich nichts davon. Ich lebe, wie es mir gefällt; gehe, wohin es mir beliebt, und bin glücklich und zufrieden trotz aller Frühlingsfüchse, Bisamratten und Maiskolben."

Der Boden des Kanoes streifte den glatten sandigen Grund. Feu follet legte das Ruder zur Seite und erhob sich. Gegen fünfzig Ellen betrug es noch bis zu dem schmalen Strande. Nachlässig ergriff sie die beiden Fische, die Gume-Gabow mittelst einer Schnur zum bequemen

Tragen für sie hergerichtet hatte, und nahm freundschaftlich Abschied von ihm. Ihre Röcke aufraffend, stieg sie über Bord. Langsam, mit unverkennbarem Behagen watete sie durch das kühle Wasser. Dasselbe Behagen verrieth sich, als sie, um die Füße zu trocknen, eine Strecke durch den von der Sonne erwärmten lockeren Sand schlurfte, dann niederkauerte, die Mokassins anlegte und um die zierlichen Knöchel festschnürte.

Gume-Gabow saß noch immer müßig in dem Kanoe. Als hätte die junge Freundin nach dem jüngsten Gespräch erhöhte Anziehungskraft für ihn gewonnen, blickte er ihr nach. Besaß er wirklich eine Empfindung dafür, daß sie durch unvergleichliche Anmuth und wunderbare Geschmeidigkeit der Glieder wie den elastischen Schritt sich vor allen weißen und braunen Frauen seiner Bekanntschaft auszeichnete, so erstaunte er kaum noch darüber. Wie er es sich erklären sollte, wußte er freilich nicht; auf alle Fälle aber konnte auch von klarer urtheilenden Menschen ihre Irrlichtnatur nicht abgeleugnet werden. Erst nachdem Feu follet mit der Gewandtheit eines Eichhorns den steilen Abhang überwunden hatte und oben zwischen dem Gesträuch verschwunden war, griff er wieder zu dem Ruder. Feu follet dagegen hatte die heitere Unterhaltung mit ihm bereits wieder vergessen. Was fragte sie darnach, ob die Menschen sie mit einem Irrlicht verglichen? —

Auf dem Vorplatz des in dichtes Grün gleichsam eingenestelten Häuschens, von wo aus man zugleich die Saginawbai zu überblicken vermochte, saß unter einem, beim Bau mit Bedacht verschonten hundertjährigen Hickorybaum der Leuchtthurmwächter Blackwell, der nunmehr schon seit einer längeren Reihe von Jahren seines Amtes gewissenhaft waltete. Ursprünglich Hochbootsmann in der Vereinigte Staaten-Marine und auf Grund einer im Dienst erlittenen Fußverletzung zu dem Ruheposten berufen, er-

freute er sich an der Seite einer erst spät angeheiratheten Frau eines bequemen, sorglosen Daseins. Dergleichen prägte sich wenigstens auf seinem knochigen Gesicht aus, welchem die vielen Jahre schweren Seedienstes ihre unvertilgbaren Spuren aufgetragen hatten. Es erschien wie aus lauter Lederrunzeln zusammengefügt. Aus dem früheren Beruf hatte er, neben einem ergrauten, das Kinn umrahmenden Bart, die Gutmüthigkeit eines Kindes mit in den neuen herübergenommen, ferner eine gelegentliche Anwandlung bissiger Grobheit, außerdem aber eine Unzahl von Schrullen und Eigenthümlichkeiten, die ihm weit und breit die Abkürzung seines ehrlichen Namens in das nicht ungern gehörte zutrauliche „Onkel Well“ eintrugen.

Neben ihm auf der mit dem Erdboden vereinigten Bank vor einem ähnlich hergestellten Tisch saß ein älterer Mann, dessen bartloses, breites, rothes Gesicht mit dem einen zuweilen unbewußt zwinkernden Auge zu dem des würdigen alten „Theer“ genau so kontrastirte, wie die aus dem Wasser hervorragende dreieckige Haifischflosse zu dem ehrenfest darein schauenden Gallion eines Kriegsschiffes.

Windhook, wie der Fremde sich nannte, hatte soeben seine Absicht ausgesprochen, längere Zeit in der Gegend zu bleiben und zum Zweck des möglichen Ankaufs die benachbarten Farmen zu besichtigen, als aus dem hinter dem Hause beginnenden Walde der mit großer Kunstfertigkeit gepfiffene Yankee-Doodle herübertönte.

Ueber Blackwell's hartes Gesicht flog ein Freudenschimmer. Er zog die Taschenuhr, verglich den über den See sich weithin ausdehnenden Schatten mit dem Stande der Zeit und nickte befriedigt.

„Vielleicht ein Enkel, der sich in so munterer Weise bei seinem Großvater anmeldet?“ fragte Windhook, der das Gesicht seines Gastfreundes aufmerksam betrachtete.

Blackwell lächelte verschmitzt, nahm die kurze Thon-

pfeife aus dem Munde und erwiederte herablassend: „Zu 'nem Großvater gehört, daß er sich früh genug verheirathet, um Kindern und Enkeln Zeit zum Heranwachsen zu gönnen. Damit ist's nicht, wie mit 'ner Kraft, die man halb fertig vom Stapel laufen läßt. Aber ein Bursche ist's, der da pfeift, bei Gott, der schon um der patriotischen Melodie willen eine herzige Begegnung verdient."

Näher kam das Pfeifen, und um den aus Quadern hergestellten Unterbau des Thurmes herum trat Feu follet, in der linken Hand die Fische, mit der rechten eine noch mit vereinzelten Blättern versehene Gerte nach dem Takt der Melodie schwingend. Erst als sie des Fremden ansichtig wurde, stellte sie ihr Pfeifen ein. Kaum aber entdeckte sie den vor der Hausthür kauernden Indianer, der Windhook auf dem nächsten Wege nach dem Leuchtthurm geführt hatte, als sie zu ihm ging, ihm freundschaftlich die Hand drückte und ihre Befriedigung über das Wiedersehen offenbarte.

Blackwell hatte sich lange mit unverhohlenem Stolz an dem Erstaunen geweidet, das sich in dem Gesicht seines Gastes ausprägte, dann rief er scherzhaft tadelnd nach dem Hause hinüber: „Halloh, Feu follet! Man erlebt sonst nicht oft, daß bei der Begrüßung die Indianer den Weißen vorgezogen werden," und munter antwortete Feu follet über die Schulter:

„Mir ist der braune Gentleman genau so viel werth, wie jeder unbekannte Weiße. Wabasso ist mein Freund obenein; auch geht Mutter Well Allen vor."

Sie hatte den einen Lachs dem Indianer eben mit der Weisung eingehändigt, ihn im Vorbeigehen bei ihren Eltern abzugeben, als Frau Blackwell, eine runde wohlthuende Erscheinung, in die Thür trat. Blitzschnell warf sie den anderen Fisch auf die nahe stehende Bank, und mit dem Ruf: „Der ist für Dich, Mutter Well!" packte sie die

zärtlich auf sie Hinschauende an beiden Ohrläppchen. Einen schallenden Kuß drückte sie auf ihre Lippen, und sich kurz umkehrend, schritt sie ehrbar nach dem Hickorybaum hinüber.

„Also Feu follet?" hatte der Fremde seinen Gastfreund gefragt.

„Feu follet," bestätigte Blackwell aus vollem Herzen.

„Eigentlich kein christlicher Name," meinte Windhook beiläufig, und wie um die Ehre des Namens zu retten, erklärte Blackwell, seine Bartfraise ausreckend, ungeduldig:

„So wurde sie schon gerufen, als sie noch in den ersten Schuhen stand, und einen Grund dafür gibt es ebenfalls, und der ist, daß sie auf keinen anderen mehr hört."

„Aber sie besitzt einen anderen," fragte Windhook, der seit ihrem Erscheinen kaum einen Blick von ihr gewendet hatte.

„Sicher, und zwar einen so ehrlichen, wie nur je einem mit Wasser getauften Christen beigelegt wurde, nämlich Harriet."

Windhook blinzelte mit dem linken Auge, als wäre ihm ein Körnchen Schnupftabak hinein geflogen. Flüchtig nagte er auf der Unterlippe und forschte weiter: „Und der Zuname?"

„Der ihres Vaters, Mann," versetzte Blackwell, den die ihm überflüssig erscheinenden Erkundigungen verdrossen, mit verstecktem Hohn.

Feu follet trat heran. Ohne den Fremden zu beachten, reichte sie ihrem alten Freunde die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Die vergessene Rose.

Historische Erzählung von Silvester Frey.

Mit Illustrationen von R. Knötel.

(Nachdruck verboten.)

1.

Zarskoje-Selo ist eine herrliche Sommerresidenz der Herrscher, welche die Krone des Zarenreiches tragen. Das von Elisabeth 1744 erbaute, von Katharina II. ausgeschmückte Schloß legt Zeugniß ab von dem Reichthum, welcher seinen Bewohnern zu Gebote steht. Die phantastische Pracht des Ostens sowohl, als auch der künstlerisch geläuterte Geschmack des Westens wohnen nachbarlich in den Gemächern, welche sich in unabsehbarer Flucht aneinander reihen, in den Sälen, welche strotzend von Gold und geschmückt mit den Erzeugnissen der vornehmsten Künste für die Feierlichkeiten des Hofes bestimmt sind.

Zarskoje-Selo ist aber auch reich an historischen Erinnerungen. Fast jeder der Herrscher, welche seit Peter dem Großen den Thron des Zarenreiches inne hatten, erlebte einen Antheil an Freude oder Wehe, welche ihm das Geschick beschieden, gerade in diesem Schlosse. An düsteren Ereignissen fehlt es nicht, ebenso wenig aber auch an Heiterkeit und Glück, wie es eben das Menschendasein so mit sich bringt.

Einmal besonders schien das Glück wie lauter Sonnenglanz über den Zinnen von Zarskoje-Selo zu liegen.

Zar Nikolaus, der jugendliche Herrscher auf dem Throne der Romanoffs, führte die Hohenzollerntochter, die Schwester des späteren ersten deutschen Kaisers, als Gattin in das Schloß. Die ehemalige preußische Prinzessin Charlotte verlebte als Kaiserin Alexandra Feodorowna die ersten Jahre ihrer jungen Ehe meist in den weiten glänzenden Räumen von Zarskoje-Selo.

Es war ein lieblicher Sommerabend des Jahres 1826, wie er nicht oft im hohen Norden vorkommt; der Mond goß sein volles Licht über die Erde aus. Die Tochter Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise hatte soeben einen Brief in die Heimath geschrieben.

„Jawohl," hieß es in demselben, „ich bin glücklich, so weit das möglich ist, wenn man fern von euch zu leben gezwungen ist. Der Zar liebt mich; er trägt mich auf Händen; jeden meiner Wünsche sucht er mir aus den Augen herauszulesen und dann sofort zu erfüllen. Aber das verhindert nicht, daß eine tiefe, stete Sehnsucht in meinem Herzen haften geblieben ist. Zumal wenn ich, wie in diesem Augenblicke, allein bin und somit Muße habe, meine Gedanken in die theure Heimath abirren zu lassen. Dann taucht das Bild derselben deutlich auf vor meinem Auge. Ich spiele mit meinen Geschwistern an den lieblichen Ufern der Havel; die einfach-schmucken Häuser von Potsdam blinken durch das Grün, welches sie umgibt; an der Seite der seligen Mutter gehe ich im Garten von Sanssouci spazieren, oder an der Deinigen, lieber Vater —"

Alexandra Feodorowna legte die Feder aus der Hand. Das Zimmer lag zur ebenen Erde. Die Thür, welche auf eine Terrasse führte, stand offen. Die hohe Frau trat in dieselbe und blickte sinnend in den Abend hinaus.

War sie in der That glücklich?

Gewiß, sie liebte den ritterlich-schönen Nikolaus, sie konnte auch davon überzeugt sein, daß sie sein Herz besitze.

Wer bürgte ihr aber dafür, daß dies Glück von Dauer sein werde? Sie weilte hier in einem Lande, dessen Anschauungen und Gepflogenheiten ihr wenig zusagten. Obwohl Herrscherin desselben, fühlte sie sich fortdauernd als Fremde. Nur das Bewußtsein, daß der Mann, welchem sie die Hand vor dem Altar gereicht, der Liebe, welche sie für ihn empfand, würdig sei, hielt sie hier zurück. Der Gedanke jedoch, daß sie das Herz des Gatten verlieren könne, genügte, um ihre Brust mit tiefem Weh zu erfüllen.

Ein Zittern durchlief den schlanken Körper. An den langen, seidenen Wimpern erglänzten Thränen.

Sie war hinaus auf die Terrasse getreten.

Die würzige Luft that ihren brennenden Schläfen wohl. Um die trüben Gedanken zu verscheuchen, beschloß sie einen Spaziergang in den Park zu unternehmen.

Die Lindenbäume blühten. Von Zeit zu Zeit flötete die Nachtigall im Gezweig des Weißdorns. Abendkäfer trieben ihr Spiel in dem Strahlennetz, welches der Mond über die Erde flocht.

Der Park von Zarskoje-Selo dehnt sich weit aus. Laubengänge, die schnurgerade gehalten und kunstvoll beschnitten sind, durchziehen ihn. Aus den Nischen blinken die weißen Glieder antiker Marmorstatuen, und in weite Becken fällt plätschernd der Springbrunnen, ein in Milliarden von Tropfen zerstäubter Strahl.

Wenn Alexandra Feodorowna gehofft hatte, daß der Aufenthalt im Freien ihre düsteren Gedanken zerstreuen werde, so täuschte sie sich. Im Gegentheil schien diese Stimmung zuzunehmen. Die Sehnsucht nach der Heimath wuchs, je weiter sie in den Park schritt. Die Aehnlichkeit, welche er mit den Gärten von Sanssouci und dem Neuen Palais hatte, trug wohl die Schuld. Es war ihr schließlich so, als ob sie in jenen wandle, wie einst in den glücklichen Tagen der Kindheit.

Tag und Nacht mit einem Posten besetzt ist. — Doch, nun wollen wir uns nicht weiter um einander kümmern! Ich habe Dir ohnehin länger Rede gestanden, als es ein Soldat darf, der sich auf Schildwache befindet!"

Damit begann er sein monotones Auf- und Niederschreiten von Neuem, und die Zarin wandelte langsam dem Schlosse wieder zu.

2.

Kaiser Nikolaus galt für den schönsten Mann seiner Zeit; auch die Hohenzollerntochter war reich mit Reizen des Körpers wie des Geistes ausgestattet. Im Vollbesitze von Schönheit, Jugend und Macht, hätte demnach das hohe Paar ein ungetrübtes Glück genießen müssen, wenn nicht fortwährend geheime Ränke gegen dasselbe gesponnen worden wären.

Schon damals gab es in Rußland eine Partei, welche jeder Verbindung mit Deutschland entgegen arbeitete. Man sah mit Verdruß, daß eine Hohenzollerntochter den Thron der Romanoffs einnahm, weil man den Einfluß fürchtete, welchen das Germanenthum in dem slavischen Staate gewinnen könne. Hand in Hand mit dieser Partei der Stockrussen ging eine andere, welche gleichfalls von wüthender Feindschaft gegen die Kaiserin entflammt war. Sonst hatten am Hofe von St. Petersburg alle Laster zügellos walten dürfen: Völlerei und Sittenlosigkeit gediehen nach dem Beispiel, welches ihnen vom Throne aus gegeben wurde. Das war mit einem Schlage anders geworden, seitdem der Zar und seine Gemahlin denselben einnahmen. Nicht allein, daß das eigene eheliche Leben derselben musterhaft war, es wurden auch Vergehen in dieser Hinsicht, die man anderswo sah, gebührendermaßen gerügt. Der russische Adel, außer sich darüber, daß er sein leichtfertiges Leben aufgeben sollte, maß die Schuld allein der Zarin



Die Kaiserin trat näher. (S. 94)

bei. Man sagte sich mit Recht, daß sie es gewesen, welche diese Umgestaltung herbeigeführt hatte.

Es galt also, eine Bresche zu legen in das Verhältniß des Zaren zu seiner Gemahlin. Sein Blick sollte auf eine andere Frau gelenkt werden. Diese würde dann das Werkzeug bilden, ihn für die Zwecke, welche man erstrebte, gefügig zu machen.

Diese Frau hatte man bereits gefunden.

Es war die Gräfin Eudoxia Rasumin, ebenso schön wie ränkevoll, dabei reich und aus einem der vornehmsten Geschlechter Rußlands; zwar ohne höhere Bildung, aber im Besitz jener gesellschaftlichen Tünche, welche man schon damals am bequemsten aus Frankreich bezog.

Einmal bei Hofe eingeführt, ging sie direkt auf ihr Ziel, den Kaiser zu umgarnen, los.

Die Zarin begriff schnell, welche Feindin sie in ihrer Nähe hatte. Aber Eudoxia Rasumin hütete sich klüglich, mehr als nöthig in den Vordergrund zu treten. Sie wollte sich ihres Sieges erst freuen, wenn sie ihn wirklich davon getragen. Der Ort, von wo aus sie den Kampf führte, war der Palast ihres Oheims, des Fürsten Odaschkoff. Hier wohnte sie, hier fanden die Zusammenkünfte statt, in welchen man verbrecherische Pläne wob, wie das eheliche Glück der Kaiserin zu untergraben sei. Der Fürst gab auch große Feste, deren Mittelpunkt seine Nichte war. Zu den Gästen gehörte nicht nur der gesammte hohe Adel Rußlands, sondern zuweilen auch die kaiserliche Familie. Dann entwickelte Eudoxia Rasumin alle Künste, über welche sie verfügte, um das Herz des Zaren zu bestricken.

Ohne sich dessen bewußt zu sein, war dieser allmälig unter den Bann gerathen, welchen die schöne Frau ausübte, und die Zarin erkannte deutlich, daß ihr Glück nur noch an einem Haar hing. Um dies zu zerreißen, zerrte unaufhörlich eine fremde, freche Hand daran. Dabei sah

sie keinen Ausweg, wie das drohende Unheil abzuwenden sei. —

Das waren die Gedanken der Kaiserin, als sie den einsamen Spaziergang in den Park unternahm, und die Begegnung mit dem Soldaten hatte wenigstens das Gute, daß er denselben eine andere Richtung gab.

Die Lichtung im Walde mit dem stillen Platz wollte nicht aus ihrer Erinnerung weichen. Stets hörte sie den gleichmäßigen Schritt des Postens und sah sein Gewehr im Mondlicht blinken.

Ob hier nicht ein Geheimniß vorlag?

Indem sie darüber nachgrübelte, worin es wohl bestehen mochte, kehrte sie in das Schloß zurück.

Erst jetzt, wo sie auf den Weg achtete, ward sie dessen inne, wie weit sie in den Park gerathen war. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie sich durch die Kreuz- und Quergänge, welche sie durchirren mußte, zurecht gefunden hatte.

Der Zar war gleichfalls schon in Zarskoje-Selo anwesend. Schneller als er gehofft, konnte er von St. Petersburg, wo er, wie alltäglich, die Regierungsgeschäfte erledigte, in die Stille des Landlebens zurückkehren. Nun stand er auf der Terrasse und harrte ihrer.

Alexandra Feodorowna flog in die Arme des geliebten Mannes.

„Deutsche Schwärmerin!“ sagte er mit leisem Vorwurf. „Daß Du doch immer dieselbe bleibst! Nun, was für Geheimnisse haben Dir denn die Bäume zugeraunt?“

Mit raschen Worten erzählte die Kaiserin, was sie erlebt hatte, und fragte nach dem Zwecke des Postens.

Nikolaus legte sinnend die Hand an die Stirn.

„Ich erinnere mich wirklich nicht, weshalb der Posten dort aufgestellt ist. Aber ich werde der Angelegenheit auf den Grund gehen. Morgen wirst Du Auskunft erhalten.“

Die nächsten Tage aber war Zar Nikolaus verschlossen

und mürrisch. Seiner Gemahlin, welche sich Mühe gab, ihn heiterer zu stimmen, erwiederte er, daß er mit Regierungsgeschäften überhäuft sei. Er weilte vom frühen Morgen bis spät zum Abend in St. Petersburg und schien die Angelegenheit mit dem Posten völlig vergessen zu haben.

Alexandra Feodorowna war fast ganz auf sich allein angewiesen und ging oft und viel im Parke spazieren. Bei einem dieser Spaziergänge begegnete ihr der General v. Klinger, der Militärbevollmächtigte ihres Vaters, des Königs Friedrich Wilhelm III., am russischen Hof, ein alter freundlicher Herr, welchen der preußische König nicht zum Mindesten deshalb nach St. Petersburg gesandt hatte, damit seine dort weilende Lieblingstochter unter den fremden, oft recht schwierigen Verhältnissen einen Beistand und Berather habe.

„Ich glaubte Sie in Berlin," sagte Alexandra Feodorowna, sichtlich erfreut über das Zusammentreffen.

„Seit gestern bin ich nach St. Petersburg zurückgekehrt. Natürlich beeilte ich mich, Eurer Majestät meine Aufwartung zu machen. Zugleich überbringe ich die innigsten Grüße von der Heimath und den Lieben, welche dort weilen."

„Erzählen Sie," bat die Kaiserin mit vor Erregung zitternder Stimme.

So gingen sie Beide nebeneinander durch die Wege des Parkes, die hohe schlanke Frauengestalt einherschreitend wie im Traume an der Seite des grauköpfigen Kriegsmannes, auf dessen Arm sie sich vertraulich stützte. Während der General berichtete, lauschte die Kaiserin mit verhaltenem Athem, damit ihrem Ohr keines der Worte, welche von seinen Lippen kamen, verloren ginge.

„Leider," fuhr der General fort, „treffe ich den Zaren nach meiner Rückkehr in einer Stimmung, die so unerfreulich wie möglich ist. Er ist zerstreut, unzugänglich selbst für seine Freunde. Der geringste Anlaß regt ihn

auf. Ich dachte zuerst, daß ihn eine hochpolitische Angelegenheit beschäftige, bis ich schließlich erfuhr, daß ein Posten die Veranlassung zu all' diesen Verdrießlichkeiten gegeben habe."

„Ein Posten?" wiederholte die Kaiserin mechanisch.

„Jawohl! Die Sache wird Eure Majestät nicht weniger in Erstaunen setzen, als uns Alle. Es handelt sich um eine Schildwache, welche hier im Parke von Zarskoje-Selo ihren Platz hat. Plötzlich kommt es nämlich dem Zaren in den Sinn, darnach zu forschen, welche Bewandtniß es mit diesem Posten habe. Da stellt sich die überraschende Thatsache heraus, daß nicht ein einziger Mensch die gewünschte Auskunft zu geben im Stande ist. Der Zar ist außer sich. Alle Behörden werden in Bewegung gesetzt, überall die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt: man kann ihm keinen Bescheid geben! Das Einzige, was man in Erfahrung brachte, besteht darin, daß die Pflicht, den Posten aufzustellen, aus der Zeit stammt, da Zar Alexei regierte."

„Alexei, Alexei," murmelte die Kaiserin, in der Erinnerung nachsuchend. „Ich muß gestehen, daß ich herzlich wenig von ihm weiß! Berichten Sie mir doch —"

„Wahrhaftig, Eure Majestät verlieren nicht viel daran!"

„Ah! Sie machen mich neugierig!"

Man war bis zur Terrasse gelangt, welche sich an das Schloß anlehnt. Die hohe Frau löste den Arm aus demjenigen ihres Begleiters und ließ sich auf einem der Gartenstühle nieder. Zugleich forderte sie mit einer Geste, die ebenso anmuthig als vertraulich war, den General auf, daß er neben ihr Platz nehme.

„Nun möchte ich Ihrem Vortrage mit aller Muße lauschen!"

„Darf ich ohne Rückhalt sprechen?"

„Ich bitte sogar darum."

„Aber Eure Majestät sind heute die Herrscherin dieses Landes, und was ich erzählen soll, bildet ein dunkles Kapitel in der Geschichte desselben."

„Allerdings, mein Gemahl dürfte nicht Zeuge sein, wenn ich auf solche Weise mein Wissen bereichere. Er hat eine Abneigung dagegen, daß ich mich mit der Vergangenheit seines Hauses beschäftige. Aber es ist wohl schwerlich ein Unrecht, wenn ich mir diese nunmehr auf eine andere Weise zu verschaffen suche."

Der General hob an: „Es war einmal eine deutsche Fürstentochter. Ebenso gut wie schön, so gebildet wie tugendhaft, verdiente sie, daß das Glück sie mit seinem Füllhorn überschütte. Sie selber kannte in der Bescheidenheit, welche ihr vielleicht als schönstes Gut anhaftete, nicht einmal diese ihre Vorzüge. Um so mehr aber wurden sie von Anderen bemerkt und gebührendermaßen gerühmt. Alle prophezeiten ihr eine große Zukunft. Da geschah etwas Außergewöhnliches. Eines Tages ging durch die Fürstenfamilien Europas das Gerücht, der junge Großfürst Alexei, der zukünftige Herrscher Rußlands, wolle sich vermählen. Aber entgegen dem Brauche, daß Derjenige, welcher eine Gattin heimzuführen gedenkt, selber Umschau hält und als Freier auftritt, sollten ihm die Fürstentöchter, welche in Frage kamen, zur Auswahl nach St. Petersburg geschickt werden."

„Ein seltsames Ansinnen," fiel die Kaiserin ein.

„Zugleich erging an einen jeden Hof, wo eine heirathsfähige Prinzessin weilte, die betreffende Einladung. Da nahm man wohl Anstoß an der ungewohnten Art, in welcher die Brautschau stattfinden sollte. Aber die Aussicht, den mächtigen Zarenthron theilen zu dürfen, brachte schließlich alle Bedenken zum Schweigen. Zu den Prinzessinnen, welche zu der Wahl berufen worden, gehörte auch Charlotte von Braunschweig. Feinsinnig, tiefgebildet,

wollte sie sich zuerst durchaus nicht dazu bewegen lassen, die Reise nach St. Petersburg anzutreten. Allein das Machtwort der Eltern duldete keinen Widerstand. Dazu kam, daß man aus politischen Gründen dem mächtigen Zarenreiche zu Willen sein mußte. In Gesellschaft ihrer Mutter machte sich also Charlotte von Braunschweig auf den Weg. In St. Petersburg angekommen, fand sie bereits die übrigen Mitbewerberinnen um die Hand des Cäsarewitsch vor. In Menge waren sie, meist deutsche Fürstentöchter, herbeigeströmt. Alle bemühten sich, ihre Vorzüge erstrahlen zu lassen. Es war ein Wetteifern ohne Gleichen und leider oftmals ohne Grenzen. Nur Charlotte von Braunschweig hielt sich davon fern.

Aber gerade darin lag wohl ein Reiz, welcher den Ausschlag gab. Denn während die übrigen Prinzessinnen ohne Erfolg heimziehen mußten, wurde ihr die Auszeichnung zu Theil, nach welcher Alle gegeizt hatten. Alexei erwählte sie zur Gattin."

Sporen erklangen, ein Säbel rasselte über den Kiesweg, und Alexandra Feodorowna erhob das Auge.

„Der Kaiser kommt," flüsterte sie, „sprechen wir von etwas Anderem!"

3.

Die nächsten Tage brachten eine plötzliche, der Zarin gar nicht erwünschte Abwechslung.

Bei seinem letzten Besuche in Zarskoje-Selo hatte der Zar, nachdem er einen langen, prüfenden Blick auf das Antlitz seiner Gemahlin geworfen, plötzlich gesagt: „Ich glaube, Du lebst zu einsam! Da ich leider nicht in der Lage bin, stets um Dich zu sein, ist es meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß Du Dich zerstreust. Es mag ja sein, daß dies stille zurückgezogene Leben den Idealen entspricht, welche Dir vorschweben. Aber wir leben nicht in Deutsch-

land, wo solche Anschauungen gepflegt werden. Ueberdies bist Du Herrscherin eines mächtigen Staates, und es liegt Dir darum ob, diesen Platz in jeder Hinsicht auszufüllen."

Es lag ein Gemisch von Strenge und leichtgefärbtem Spott in diesen Worten.

Gleich darauf nahm die bunte Jagd von Vergnügungen aller Art ihren Anfang.

Offenbar wollte der Zar, daß seine Gemahlin davon geradezu überfluthet werde. Sie fand kaum Zeit, allein zu sein oder mit Personen, die ihr Vertrauen besaßen, die Gedanken auszutauschen. Selbst des Generals v. Klinger konnte sie nicht für eine längere Zeit habhaft werden.

Im Vorübergehen flüsterte sie ihm einmal zu: „Sie sind mir immer noch den Schluß der Geschichte schuldig!"

„Ich weiß, Majestät! Bei der ersten Gelegenheit, welche sich mir bietet, werde ich mir erlauben, sie zu Ende zu bringen."

Aber die Gelegenheit blieb aus. Statt dessen nahm das geräuschvolle Leben zu. Zarskoje-Selo wimmelte von Gästen. Es war, als ob der Karneval mitten in den Sommer verlegt worden sei.

Einige Tage später war der General zur Tafel geladen.

„Ah," sagte die Kaiserin erfreut, als sie Muße fand, mit dem verehrten Manne einige Augenblicke zu plaudern, „heute werden Sie also Ihr Versprechen einlösen?"

„Ich thäte es gewiß sehr gern, wenn ich Eurer Majestät nicht eine andere und vorläufig um Vieles wichtigere Mittheilung zu machen hätte."

„Das wäre?"

„Fürst Odaschkoff trifft morgen hier ein."

Ueber die Lippen der Kaiserin kam ein leiser Ausruf des Erstaunens.

„Selbstverständlich ist er von seiner Nichte begleitet. Der Zar hat Beide eingeladen, auf einige Zeit seine Gäste

zu sein. Doch möchte ich Eure Majestät inständigst bitten, keiner vorzeitigen Entmuthigung Raum zu gewähren. Es ist ja immerhin ein Erfolg, welchen unsere Gegner davon getragen haben, wenn sie es überhaupt durchzusetzen vermochten, daß Eudoxia Rasumin eine solche Auszeichnung erfährt. Allein ihrem eigentlichen Plane sind sie darum noch um keinen Schritt näher gekommen. Der Zar sieht im Fürsten Odaschkoff nur den Vertreter der Partei, deren Ziele auch die seinigen sind. Die Nichte jenes Mannes hat schon infolge der hohen Stellung, welche sie unter dem Adel Rußlands einnimmt, ein Anrecht darauf, bei Hofe gewisse Bevorzugungen zu erfahren. Jede weitere Absicht, darauf möchte ich schwören, liegt dem Zaren fern. Im Grunde liebt er Eure Majestät viel zu innig, als daß er sich einer anderen Frau zuwenden sollte. Allerdings —"

„Es gibt also doch eine Einschränkung!" fiel die Kaiserin nicht ohne Bitterkeit ein.

„Allerdings möchte ich Eure Majestät bitten, nichtsdestoweniger auf der Hut zu sein. Eudoxia Rasumin wird alle Hebel in Bewegung setzen, um ihren Zweck zu erreichen. So kann es immerhin zu einem Kampfe kommen, der, wenn auch im Stillen geführt, unter dem Firniß der gesellschaftlichen Höflichkeit, mit größter Heftigkeit stattfinden und von größter Tragweite für Alle, die daran betheiligt, sein dürfte.

Die Stimme der Kaiserin zitterte, als sie erwiederte: „Zu einem Kampfe? Nein, mein Freund, dahin wird es nicht kommen! Eine Hohenzollerntochter hält es für unter ihrer Würde, sich der Ränke zu erwehren, welche man wider sie spinnt! Raubt man mir das Herz meines Gatten, so werde ich gewiß darum trauern, denn der Himmel ist mein Zeuge, wie sehr ich ihn liebe! Aber bei all' dieser Trübsal bleibe ich dessen eingedenk, daß ich einen Vater habe, welcher die Sache seiner Tochter zu der seinigen

macht, Geschwister, die treu zu mir halten, ein Vaterland, eine Heimath!" —

Am nächsten Tage kam Eudoxia Rasumin nach Zarskoje-Selo.

Schön war sie in der That, von jenem dämonischen Zauber, welcher hinreißt. Die dunklen Augen sprühten Feuer, das Lachen klang verführerisch. In ihrem Wesen lag ein Uebermuth, welcher Jedermann elektrisirte.

Ihr Ziel verfolgte Eudoxia Rasumin mit ebensoviel Klugheit wie Ausdauer. Hätte sie es versucht, den Zaren durch Gefallsucht an sich zu locken, so wäre diese Mühe gewiß vergebens gewesen. Nikolaus war nicht der Mann, sich durch ein so alltägliches Mittel fesseln zu lassen. Sie begann vielmehr damit, in ihrer Kleidung so prunklos, in ihrem Wesen so zurückhaltend wie nur möglich zu sein. Nichtsdestoweniger heftete sie sich wie sein Schatten an den Zaren. Wenn es irgend anging, folgte sie ihm oder tauchte plötzlich vor ihm auf.

Den scharfen Blicken der Kaiserin entging alles das nicht — den Blicken der Frau, die den Gatten liebt und sich auf jede irgend mögliche Weise seinen Besitz zu sichern bestrebt ist.

Man war in den Gemächern, welche auf die Terrasse hinausgehen. Sämmtliche Gäste, welche das Schloß beherbergte, fanden sich hier zwanglos zusammen. Jeder vertrieb sich die Zeit nach eigenem Belieben und vor Allem ohne peinliche Rücksicht auf den Anderen. So hatte es der Wille des Zaren angeordnet, welcher wollte, daß sich seine Gäste wie zu Hause fühlen sollten.

Die Kaiserin hatte in der letzten Zeit die Wahrnehmung gemacht, daß die Art und Weise, in der man sich unterhielt, ein ganz bestimmtes Gepräge gewann. Früher sprach man aus Rücksicht auf sie und weil sie des Russischen erst allmälig mächtig zu werden begann, in diesen Gesellschaften

stets deutsch. Das hatte aufgehört, seitdem Eudoxia Rasumin in Zarskoje=Selo anwesend war.

„Sie singen auch?" fragte Nikolaus, als sich Eudoxia



Rasumin eines Abends an den Flügel setzte und leise, wie nach einer Melodie suchend, einige Töne anschlug.

„Ein wenig," versetzte sie, „und mit Eurer Majestät allergnädigster Erlaubniß —"

„Gewiß.“

Nun sang sie ein Lied. Weise und Text trugen ein echt slavisches Gepräge. Die erstere klang bald in melancholischer Schwermuth, bald in fanatisch auflodernder Wildheit. Dazu paßten die Worte, welche den Inhalt bildeten. Zuerst ergingen sie sich in düsterer Verzweiflung, daß das große slavische Volk sich noch immer in einer Lage befinde, welche seiner eigentlichen Macht so wenig entspräche. Das komme daher, weil man fremden Einflüssen gehorche. Erst wenn diese abgeschüttelt, niedergetreten, über die Grenzen gewiesen, werde das heilige Rußland groß dastehen. Nur dürfe man nicht zögern, das Schwert in der Hand, das Banner aufgerollt, den Anfang zu machen.

Der Kaiserin war es, als ob jedes dieser Worte wider sie gekehrt sei. Ihr Blick fiel auf den Zaren, der dicht neben dem Flügel stand.

Sein Auge brannte von einem heimlichen Feuer. Er schien hingerissen von einer Begeisterung, die ihn mit elementarer Gewalt erfaßt hatte.

Die Hohenzollerntochter preßte die Rechte auf das laut pochende Herz.

„Die Katastrophe beginnt,“ murmelte sie tonlos; „bald muß sich entscheiden, ob ich sie überstehe, oder mein Glück dabei in Scherben geht!“

4.

In Zarskoje-Selo hatten sich die Hofschranzen und die Dienerschaft im Geheimen allerhand zu erzählen. Der Zar brachte jede freie Stunde, welche er den Regierungsgeschäften abringen konnte, in Gesellschaft der gluthäugigen Frau, welche hier als Gast weilte, zu. Es war kein Zweifel: Eudoxia Rasumin kam dem ersehnten Ziele stets näher. Die siegesgewisse Miene, welche sie in jüngster

Zeit zur Schau trug, bewies, daß sie sich ihrer Erfolge vollkommen bewußt war.

So vergingen einige Tage, ausgefüllt durch jenes bunte, abwechslungsvolle Leben, wie es nunmehr in dem sonst so stillen Bau seinen Einzug gehalten hatte.

Der General v. Klinger beobachtete die Vorgänge, welche sich hier abspielten, mit unablässiger Aufmerksamkeit.

„Wie müssen Eure Majestät leiden!“ sagte er, als er wieder einmal Zeuge war, wie Eudoxia Rasumin ihre Sirenenkünste unter den Augen der Frau, auf deren Gatten sie es abgesehen, schillern ließ.

„Gott weiß es!“ versetzte die Kaiserin, „aber das soll mich nicht abhalten, meine Pflicht zu erfüllen. Uebrigens habe ich noch immer keine Veranlassung, über meinen Gatten ernstlich Klage zu führen. Es ist wahr, er steht unter dem Banne jenes Weibes, allein in der Huldigung, welche er ihr darbringt, liegt bisher keine Verletzung der Pflicht, welche er mir schuldet.“

„Wenn er sich aber zu Ungunsten Eurer Majestät entscheidet —“ wagte der General einzuwerfen.

„Dann, mein Freund, ist mein Entschluß gefaßt. Ich verlasse sofort dieses Land, an welches mich ohnehin nichts als die Liebe zu meinem Gatten fesselt.“

Sinnend hörte der General zu, entgegnete aber nichts.

Die wenigen Stunden der Muße, welche die Kaiserin jetzt ab und zu fand, benutzte sie am liebsten dazu, den geheimnißvollen Platz im Park aufzusuchen. Wie mit magischer Gewalt zog es sie hierher. Es war ihr, als sollte dies Fleckchen Erde mit dem tiefen, abgeschiedenen Frieden, welcher darüber gebreitet war, noch einmal entscheidend auf ihr Geschick wirken.

Einen Menschen traf sie niemals hier an, nur den Posten, welcher in mechanischen Schritten der vorgeschriebenen Wachtpflicht oblag.

Inzwischen war der Zar unablässig bemüht, den Grund, weshalb der Posten aufgestellt war, zu erforschen. Aber ebenso beharrlich scheiterten seine Anstrengungen. Es war, als ob der Schleier, welcher über diesem Geheimniß lag, niemals gehoben werden solle. Eine Natur, wie Nikolaus von Rußland, konnte sich jedoch in einen solchen Zustand nur schwer schicken. Ehern in seinem Willen, gewohnt, die Forderungen desselben durchzusetzen, sah er sich mit einem Male vor Schranken, welche selbst seine Macht nicht bewältigen konnte. Dazu kam, daß man sich im Geheimen über ihn lustig machte. Spottgedichte kursirten, in denen geschildert wurde, wie der Mann, welcher der gesammten Welt Befehle ertheilen wollte, nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, weshalb in seiner nächsten Nähe ein Soldat seinem Wachtdienst genügte.

Anscheinend hatte er die Angelegenheit bereits vergessen. Er sprach niemals davon. Aber in seinem Innern glomm sie wie ein einmal angefachter Funke weiter. Man brauchte nur die Asche fortzublasen, um den Zorn, nunmehr zu seiner vollen gefährlichen Macht aufgerüttelt, emporlohen zu sehen.

Jedermann hütete sich davor. Es war, als ob man durch gemeinsames Uebereinkommen zu diesem Entschlusse gekommen sei. Ein Verbot, dessen Nichtbefolgung die strengste Strafe im Gefolge hat, konnte nicht peinlicher befolgt werden.

Eudoxia Rasumin wob unterdessen stets weiter an dem Netz, in welchem sie den Zaren fangen wollte. Einige Male glaubte sie bereits, daß der kostbare Vogel sich in den kunstvoll gefügten Maschen verstrickt habe. Aber bei näherem Zusehen stellte sich heraus, daß er wieder fortgeflattert sei. —

Es war am Vormittage. Eudoxia Rasumin lag auf einem Divan. Das dunkle Haar fluthete aufgelöst über

Hals und Schulter. Unter das Haupt hatte sie die Hände geschoben. So brütete sie, die Augen nach oben gerichtet.

Sie hatte es sich doch leichter vorgestellt. Als sie herkam nach Zarskoje-Selo, meinte sie, den Sieg schon halb davongetragen zu haben. Nun weilte sie schon so lange hier, ohne eigentlich von der Stelle gekommen zu sein.

Eudoxia Rasumin sprang auf.

Ueber die rosigen Lippen kam ein derber Fluch. Mit dem kleinen Fuß stampfte sie auf, daß der Boden erzitterte.

Es gibt Naturen, welche die Geduld verlieren, sobald sie nicht geraden Weges das Ziel erreichen, welches sie sich gesteckt haben. Sie überhasten sich, sie begehen Thorheiten. So bringen sie schließlich selber den Wagen aus dem Geleise, auf welches sie ihn zuerst mit so großer Mühe und Vorsicht geführt hatten.

Ganz so war es mit Eudoxia Rasumin der Fall.

„Was machst Du, mein Täubchen?“ fragte Fürst Odaschkoff verwundert. „Glaube mir, das ist nicht die Art und Weise, wie Du das Herz des Zaren dieser Fremden abwendig machst. Wohin ist die Vorsicht, welche Du zuerst gezeigt hast? Ich kenne den Zaren. Ein unüberlegtes Wort, eine Bewegung, welche ihm mißfällt, und Alles ist verloren!“

Sie lachte schneidend auf. In ihrem Herzen tobte es. War es Liebe, war es Haß — sie wußte es selber nicht! Das allein war ihr klar, daß es nicht so weiter gehen könne. Sie war dessen müde, sich fortwährend zu verstellen, damit ja nicht die geheimen Wünsche, welche sie hegte, zum Durchbruch kämen.

„Ganz gleich,“ murmelte sie, „so oder so! In jedem Falle muß ich es zur Entscheidung bringen!“

5.

In den prächtigen Festräumen von Zarskoje-Selo wogten die Gäste auf und nieder. Die kostbarsten Schüsseln wurden herum gereicht, der Champagner perlte in den Gläsern.

„Sire!"

Zar Nikolaus wandte sich um.

Alexandra Feodorowna war zu ihm getreten.

„Ich möchte Eure Majestät bitten, die Prinzessin Rasumin im Auge zu behalten. Die Art und Weise, wie sie sich benimmt, scheint mir nicht in Einklang zu stehen mit den Gesetzen des Taktes, der hier seine Stätte hat!"

Die Stimme der Kaiserin zitterte, ihr schönes Antlitz war bleich vor Zorn.

Der Zar blickte auf.

Da stand Eudoxia Rasumin innerhalb eines Kreises, der sich um sie gebildet hatte. Die Augen funkelten. Wahrscheinlich hatte der Wein, welchen sie getrunken, das Blut in Wallung gebracht. Denn darauf deutete ihr Lachen, wie es übermüthig, laut vernehmbar über die Lippen quoll, und eine gewisse Leidenschaftlichkeit in jeder einzelnen Bewegung, welche den schönen Körper durchzuckte.

Jawohl, Eudoxia Rasumin war schön! Vielleicht niemals mehr, als eben jetzt, wo sie sich ganz und gar so gab, wie sie dachte und empfand! Aus den Augen brannte eine Leidenschaftlichkeit, die keine Bändigung ertrug.

Die Stimmung des Zaren schwankte offenbar vom Unwillen zur Bewunderung. Dann sagte er, indem er begütigend die Hand der Gattin nahm:

„Ich glaube, theure Freundin, Du fassest die Sache zu tragisch auf. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß ich das Betragen der Prinzesin Rasumin entschuldige. Nur übersiehst Du die Verhältnisse, in welchen wir uns nun einmal befinden. Am Hofe zu Berlin oder Potsdam

hat man gewiß Recht, wenn man streng auf die Regeln der Etikette hält. Allein wir leben hier in einem Lande, wo die Kultur nur schrittweise vorwärts dringt. Es ist alles erst im Werden, im Entstehen. Da halte ich es für nicht mehr als billig, daß ich gegenüber manchen Erscheinungen und Aeußerungen, die sonst wohl eine Rüge verdienen, gnädig die Augen zudrücke. Und ich darf wohl erwarten, daß die Frau, welche meinen Thron theilt, eine gleiche Duldsamkeit und Nachsicht an den Tag legt!"

Die Worte waren kaum verflogen, als Eudoxia Rasumin geradeswegs auf den Zaren zukam; ihre lange Schleppe aus schwerster Seide räschelte über die Parkettflächen dahin. Die Armspangen von massivem Golde klirrten bei jedem Schritt, welchen sie vorwärts that, und schon von Weitem rief sie: „J'y pense!"

Das männlich-schöne Antlitz des Zaren wurde von einer tiefen Röthe übergossen.

Sich zu seiner Gemahlin wendend, sagte er: „In der That, das hatte ich ganz vergessen! Da sieht man, wie leicht wir Männer doch von den Frauen überlistet werden können! Als wir gestern beim Dessert saßen, fand sich in einer Mandelschale ein prächtiger Doppelkern. Die Fürstin war so liebenswürdig, ihn mir anzubieten; ich nahm ihn an, aber nur unter der Bedingung, daß wir ihn theilten. Wir aßen also ‚Vielliebchen'! Trotzdem ich mir nun fest vornahm, die eingegangene Wette in der Erinnerung zu behalten, muß ich gleichwohl eingestehen, daß ich sie verloren habe."

Eudoxia Rasumin stand jetzt dicht vor dem Herrscherpaar.

„Majestät gestatten mir also eine Bitte an Sie zu richten?"

„Das ist Ihr gutes Recht!" entgegnete der Zar.

Sie schien sich eine Weile zu besinnen.

Im Raume herrschte tiefes Schweigen. Alle Anwesenden waren herzugetreten. Jeder stand unter dem Eindrucke, daß ein bedeutungsvoller Moment gekommen sei.

Der Zar saß auf einem Sessel. Einen andern, welchen er galant herbeizog, bot er seiner Gemahlin an. Eudoxia Rasumin zögerte noch immer, als besänne sie sich auf die Bitte, die sie aussprechen wollte.

„Nun, Fürstin!“ scherzte der Zar. „Ist das Anliegen, welches Sie haben, so groß, daß Sie es nicht auszusprechen wagen?“

Eudoxia Rasumin schüttelte leicht mit dem Haupt. „Im Gegentheil,“ erwiederte sie, jetzt ganz wieder in ihren übermüthigen Ton verfallend. „Die Wünsche, welche ich erfüllt sehen möchte, pflegen immer bescheiden zu sein. Ich möchte demnach Eure Majestät nur bitten, mir allergnädigst mitzutheilen, welche Bewandtniß es mit dem geheimnißvollen Posten hat, der hier im Parke von Zarskoje-Selo steht?“

Wie vom Blitze getroffen, zuckte der Zar zusammen. Sein hoch entwickeltes Selbstgefühl war auf das Tödtlichste verwundet.

Im Raume herrschte tiefes Schweigen — dasjenige des Staunens über die Frau, welche den Muth besaß, den Zaren an eine Angelegenheit zu erinnern, welche ihm so peinlich war.

Ja noch mehr! Sie verlangte etwas Unmögliches von ihm! Sie verspottete ihn sogar! Denn indem sie ihn aufforderte, ihr den Grund mitzutheilen, weshalb jener Posten im Park von Zarskoje-Selo aufgestellt sei, gemahnte sie ihn zugleich an seine Ohnmacht, da sie ebenso gut wie jeder Andere im Schlosse wissen mußte, daß der Zar nicht im Stande sei, diesem Verlangen Folge zu leisten.

Was in aller Welt war also dieser Frau in den Sinn gekommen?

Es gibt Augenblicke, wo auch der Klügste unter uns seiner Sinne nicht mächtig ist, wo wir wie unter einem Zwange handeln, welcher dämonische Gewalt über ihn gewonnen hat. In einem solchen Zustande schien sich Eudoxia Rasumin zu befinden. Sie hätte sonst niemals gewagt, eine so verwegene Frage zu stellen und den Zorn des Gewaltigen zu reizen.

Der Zar war aufgesprungen. Das sonst männlich gebräunte Antlitz war dunkel geröthet, auf der Stirn traten die Adern dick hervor. Alles zitterte. Man erwartete allgemein einen furchtbaren Ausbruch seines Zornes. Und dieser Zorn war zerschmetternd.

In diesem gefahrvollen Augenblicke trat General v. Klinger hinzu.

„Gestatten Eure Majestät," sagte er, indem er sich vor dem Zaren verneigte, „daß ich in dieser Angelegenheit einige Worte spreche? Ich glaube nämlich, die gewünschte Auskunft geben zu können!"

Im Kreise der Anwesenden machte sich ein Gemurmel des Erstaunens vernehmbar, und die Züge des Zaren erhellten sich.

„Ah," sagte er sichtlich ruhiger. „Das nenne ich Hilfe zur rechten Zeit, damit ich — mein Vielliebchen einlösen kann!"

Dabei warf er einen Blick auf Eudoxia Rasumin, welcher ihr ebenso gut wie der kühle Ton dieser Worte zeigte, daß sie einen unheilbaren Fehlgriff gethan hatte. Doch sie schien dies nicht zu bemerken. Regungslos verharrte sie in der einmal angenommenen Stellung. Einer Statue konnte sie verglichen werden, wenn nicht der brennende Blick aus den dunkeln Augen verrathen hätte, daß Leben in diesem Körper wohne.

Der Zar hatte sich wieder in den Sessel gesetzt, an die Seite seiner Gemahlin, die pochenden Herzens dem Fortgang dieser Angelegenheit beiwohnte.

„Also erzählen Sie," sagte er, sich in stets wachsender Freundlichkeit an den alten General wendend.

„Aber wenn ich nun bei Eurer Majestät Erinnerungen streife, welche —"



„Die Wahrheit bedarf niemals einer Entschuldigung," entgegnete Nikolaus. „Sprechen Sie!"

Der General begann: „Wir wissen Alle, unter wie seltsamen Umständen Zar Alexei seine Gemahlin, die schöne Charlotte von Braunschweig heimführte. Unter den vielen

Prinzessinnen, welche nach der Ehre geizten, neben ihm den Thron über dieses mächtige Reich einzunehmen, war sie es gewesen, welche den Sieg davon getragen hatte. Sie verdiente übrigens eine solche Auszeichnung vollkommen. An ihrer Wiege hatten die Grazien gestanden; sie war ebenso schön wie tugendhaft. Die Ehe gestaltete sich auch so glücklich wie nur möglich: Zar Alexei kannte kein größeres Glück, als in die Augen seiner Gattin zu schauen, und sie vergalt die Liebe, welche er ihr darbrachte, durch volle Hingebung."

Alexandra Feodorowna sog jedes der Worte, welche von den Lippen des alten Freundes kamen, begierig von seinen Lippen. Es war ja, als erzählte er ihre eigene Geschichte.

„Allein nicht Jedermann war von dem Glücke erbaut, welches der jugendliche Zar genoß," fuhr der General fort. „Am Hofe hatte sich eine Partei gebildet, welche scheelen Blickes auf die Kaiserin sah. Man mißgönnte ihr den Einfluß, welchen sie auf den Gatten ausübte. Man warf ihr vor, daß sie eine Fremde sei, die in Rußland niemals festen Boden fassen werde. Darin, daß die Sehnsucht nach der Heimath, den Eltern und lieben Geschwistern hin und wieder bei ihr zum Durchbruch kam, erblickte man einen Verrath an dem neuen Vaterlande. Jene so edlen Gefühle, die Anhänglichkeit, die Treue, wurden also geradezu zum Verbrechen gestempelt."

Die Stimme des Generals hatte an Kraft zugenommen, das Auge sah streng unter den graubuschigen, dichten Brauen hervor.

„Da man wußte, daß der Zar seiner jungen Gemahlin mit inniger Liebe zugethan sei, hütete man sich natürlich, ihn diese Gesinnung erkennen zu lassen. Dafür versuchte man einen anderen gewichtigen Anschlag gegen das Glück der Kaiserin. Der eheliche Friede sollte vernichtet werden, man wollte ihr den Gemahl abwendig machen."

„Ganz wie bei uns," hauchte Alexandra Feodorowna tonlos.

„Man muß es dem Zaren nachrühmen, daß er jedem Ansturm, mit welchem man seine Sinne zu bethören suchte, mannhaften Widerstand entgegensetzte. Seine Liebe zur Kaiserin schien nur noch zu wachsen. Die zartesten und sinnigsten Beweise derselben suchte er ihr vor aller Welt zu geben. Endlich aber schien man die geeignete Persönlichkeit gefunden zu haben. Es war eine Georgierin, die Gräfin Helene Darikoff, ebenso schlau wie schön, rücksichtslos wie ehrgeizig. Ihr war die Mission zugedacht, den Zaren zu bestricken."

Eudoxia Rasumin fühlte, daß in diesem Augenblick jedes Auge auf sie gerichtet war. Allein sie rührte sich nicht, sie zuckte mit keiner Wimper. Kalt, gleichgiltig, als wenn diese Erzählung sie absolut nichts anginge, stand sie da. Ihre Fassung war bewundernswerth.

„Der letzte Akt der Intrigue, welche das Glück der Kaiserin bedrohte, sollte auf einem Balle stattfinden, welchen ein Verwandter der Gräfin zu eben diesem Zwecke gab. Weder der Zar noch seine Gemahlin wußten, was auf dem Spiele stand. Sie hatten die Einladung angenommen und hegten auch die Absicht, dort zu erscheinen. Es war im Sommer, und der Hof residirte in Zarskoje-Selo, das damals freilich noch ein sehr bescheidener Wohnsitz war. Während die Kaiserin Toilette machte, ging der Zar im Parke spazieren. Plötzlich kam er auf einen Platz, auf dem die schönsten Blumen wuchsen. Unter diesen entdeckte er eine wundervolle, eben sich entfaltende Rosenknospe von der Art und Farbe, wie sie die Kaiserin so sehr liebte. Er beugte sich nieder, um den Duft derselben einzuathmen. Schon streckte er die Hand darnach aus, um sie zu brechen. Da fiel ihm ein, daß in einigen Tagen der Geburtstag seiner Gemahlin sei. Welches sinnigere Geschenk konnte er ihr darbringen, als gerade

diese Blume, die ohnedies so selten war, daß sie kaum anderswo ausfindig gemacht werden konnte! Gewiß, die Kaiserin würde auf das Angenehmste davon überrascht sein! Um aber zu verhüten, daß eine andere Hand inzwischen die Rose brach, mußte sofort ein Posten aufgestellt werden, welcher Tag und Nacht Wache zu halten hatte."

„Ah!" Ein Lächeln erhellte das Gesicht des Zaren.

„Doch nun," fuhr der General fort, „kommt die Tragik, in welche diese so zarte Idylle ausläuft. Wenige Stunden darauf fand der Ball beim Fürsten Darikoff statt. Der Zar unterlag den Verführungskünsten der Georgierin. Gattin, Pflicht, Rose — Alles vergaß er unter der neuen Leidenschaft. Die seltene Blume verblühte bald unter den sengenden Sonnenstrahlen, der Posten aber zieht seitdem noch immer auf den Platz. Denn wenn der Zar einen Befehl gibt, bleibt er in Kraft, bis er selbst ihn zurücknimmt, und sollten auch Menschenalter darüber vergehen!"

Nikolaus blickte auf seine Gemahlin. In ihren Augen blinkten Thränen. Sie schien nur mühsam die Fassung zu bewahren.

Der Zar hatte sich erhoben.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, mein lieber General," sagte er, indem er dem alten Krieger zugleich die Hand reichte. „Die Geschichte ist übrigens sehr lehrreich; sie thut dar, zu welchen erbärmlichen Mitteln man zuweilen greift, um die eigenen egoistischen Pläne durchzuführen. Was mich betrifft, so bin ich jedoch keine Natur, wie Zar Alexei. Die Rose, welche ich meiner Gattin ausgesucht hätte, wäre nicht in Vergessenheit gerathen und verblüht! Das mögen sich alle die gesagt sein lassen, welche vielleicht bisher Zweifel daran gehegt haben!"

Dabei neigte er sich herab und küßte der Kaiserin vor den versammelten Gästen die Hand.

„Dank, tausend Dank," flüsterte sie leise. „Niemals werde ich Dir diesen Augenblick vergessen!"

6.

Ueber Zarskoje-Selo war wieder tiefer Friede gebreitet. Die Schaar der Gäste, welche die letzten Wochen hier gehaust, hatte das Schloß wieder verlassen. Allen voran Eudoxia Rasumin, geleitet von ihrem Oheim, dem Fürsten Odaschkoff. Noch an demselben Abend, an welchem der soeben geschilderte Vorgang stattgefunden hatte, jagte sie auf ihrem Rappen durch das hohe Gitterthor hinaus in die Wälder, welche ringsum wie schwarze Schatten aufstiegen, in eine Zukunft, welche dunkel war, wie jene.

Im innigsten Familienleben verlebten dafür der Zar und seine Gattin die holden Sommertage, welche jetzt folgten. Sie hatten sich wiedergefunden, nachdem der unholde Spuk, welcher sie getrennt, glücklich gebannt worden war.

Während des Tages saß Alexandra Feodorowna am liebsten auf der Terrasse, welche sich längs des Schlosses hinzog, mit einer Stickerei beschäftigt oder in einem Buche lesend. Am Abend kam der Zar, um im Kreise der Seinen Erholung und Zerstreuung zu finden von der Wucht der Sorgen, welche die Regierung des so mächtigen Reiches auf seine Schultern warf.

Selbstverständlich fehlte auch General v. Klinger nicht. Die Gunst der Kaiserin hatte er ja stets besessen; nun bestrebte sich jedoch auch der Zar, ihm die seine im vollsten Maße zu Theil werden zu lassen.

Man sprach viel über die jüngsten Ereignisse, wobei Nikolaus dem greisen Krieger gegenüber eine Vertraulichkeit an den Tag legte, die man bei seinem sonst so strengen und verschlossenen Wesen kaum für möglich gehalten hätte.

„Ich habe Eudoxia Rasumin niemals geliebt," sagte er, als er einmal mit dem General allein war. „Aber

ich gestehe offen, daß jene Frau nahe daran war, Gewalt über mich zu gewinnen. Sie verstand es zu geschickt, ihre eigenen Wünsche unter dem Deckmantel eines glühenden Patriotismus zu verbergen."

„Sie soll St. Petersburg verlassen haben," bemerkte der General.

„Ich ließ ihr die Weisung zukommen, daß sie besser thue, einen anderen Aufenthaltsort zu wählen. Ich will Ruhe haben. Man sagt, sie habe sich nach Paris begeben: dort mag sie immerhin Ränke spinnen, ihre Netze nach einem Anderen auswerfen."

Die beiden Männer saßen eine Weile schweigend nebeneinander.

„Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?" fragte der Zar.

„Eure Majestät sind zu huldvoll!"

Nikolaus reichte dem General eine Havanna, indem er zugleich für sich selber eine andere dem gefüllten Etui entnahm. Gleich darauf stiegen bläuliche Ringel auf, gefüllt mit einem Wohlgeruch, wie sie nur das edelste Kraut auszuströmen vermag.

„Ich wollte Sie eigentlich schon längst fragen, lieber General, wie Sie in die glückliche Lage gekommen sind, Licht in die Geschichte mit dem Posten zu bringen," begann der Zar das Gespräch von Neuem.

„O, die Sache ist so einfach wie möglich! Haben Majestät nie von Sonja gehört?"

„Von Sonja? Nein, niemals!"

„Sonja Porfyrowna ist die lebende Chronik der Dörfer, welche um Zarskoje-Selo liegen, ein steinaltes Mütterchen, welches in der Nähe haust. Als junges Mädchen diente sie hier im Schlosse. Alles nun, was sie gehört oder selber erlebt hat, liegt in ihrer Erinnerung aufgespeichert. Sie wahrt es als ihren besten Schatz in dem sonst nicht eben

freudvollen Dasein, und wenn sie Jemand davon mittheilt, muß sie die Ueberzeugung haben, daß er dessen vollkommen würdig sei!"

„Wie kamen Sie zu dieser seltenen Bekanntschaft?"

„Sonja sammelt im Sommer allerhand Kräuter, mit denen sie das Landvolk in den Stunden der Gefahr versieht. So stieß ich einmal auf sie, als sie im Parke von Zarskoje-Selo diesem menschenfreundlichen Berufe nachging. Es war in der Nähe des geheimnißvollen Platzes, welcher uns Allen so viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Das runenvolle Haupt in die Hand gestützt, hockte sie zwischen Farrenkräutern und blickte unverwandt auf den Posten. Ein Wort gab das andere. Da wir Beide alt sind, war das Vertrauen bald hergestellt. So gelang es mir sonder Mühe, jene Kunde zu erhalten, welche das Räthsel lösen sollte."

Während der General sprach, war die Kaiserin hinzugetreten.

„Gestattest Du," fragte sie den Gatten, indem sie leise den Arm um seinen Nacken legte, „daß ich Sonja einmal sehe?"

„Du liesest mir den eigenen Wunsch aus der Seele," entgegnete Nikolaus. „Suche sie auf oder laß sie kommen; wir wollen dafür Sorge tragen, daß ihr Lebensabend durch keinerlei Entbehrung getrübt wird."

Sonja Porfyrowna erhielt aus der Privatschatulle des Zaren eine Pension, welche es ihr gestattete, behaglich die Tage abzuspinnen. Zu den vielen Erzählungen, welche sie in ihrem Gedächtniß aufbewahrte, konnte sie nunmehr eine neue fügen. Diese handelte von der Güte des Zaren Nikolaus und seiner schönen Gemahlin.

— — — — — — — — — — — —

Wieder vergingen einige Wochen.

In Zarskoje-Selo war es während dieser Zeit still. Das Herrscherpaar hatte sich in ein deutsches Bad begeben.

Der Gesundheitszustand der Kaiserin wies infolge der seelischen Erregungen, welche sie zu bestehen gehabt, allerhand Schwankungen auf, so daß die Aerzte eine Kur für absolut nothwendig erklärten.

Auf dem Boden der Heimath fand sie die ersehnte Hilfe.

Als man nach Zarskoje-Selo zurückkehrte, zeigte eben der Spätsommer die letzten schönen Tage. Das Laub der Bäume hatte gesättigte Farbentöne gewonnen; Drossel und Dompfaff flöteten ihre Melodien.

Den ersten unbewachten Augenblick, welchen die Kaiserin erhaschen konnte, benutzte sie dazu, in den Park zu eilen. Mit magischer Gewalt zog es sie zu jenem Platze, der eine so wichtige Rolle in ihrem eigenen Leben gespielt hatte. Aber welches Staunen ergriff sie über die Veränderung, welche inzwischen hier stattgefunden. Der Posten war verschwunden; wo sonst Ginster und Haidekraut sorglos emporwucherten, blühte ein Meer von Rosen.

Ein Ruf der Freude kam über die Lippen der hohen Frau.

Als sie sich umwandte, blickte sie in die Augen des Zaren.

„Welche sinnige Ueberraschung hast Du mir bereitet," sagte sie gerührt, indem sie das Haupt an die Schulter des hochgewachsenen Mannes legte.

Er küßte sie auf die Stirn.*)

„Es sind Deine Schwestern," versetzte er, auf die Blumen zeigend. „Sie kommen aus den Gärten von Potsdam und Sanssouci — deutsche Rosen, von denen Du selber die schönste bist!" ...

Die Ehe des Herrscherpaares gehörte zu den glücklichsten, von denen die Geschichte zu melden weiß. Zar Nikolaus war oft stolz, eigenwillig und despotisch. Aber als Gatte benahm er sich musterhaft. Die Hohenzollerntochter hat niemals wieder Veranlassung gehabt, Reue darüber zu empfinden, daß sie ihm in das fremde Land gefolgt war.

*) Siehe das Titelbild.

Onkel Trinius.

Novelle von **Wilhelm Berger.**

(Nachdruck verboten.)

Ich bin in einer großen norddeutschen Handelsstadt geboren und wurde von Jugend auf zum Kaufmann erzogen, wie das dort eben so allgemein Sitte ist. Bald, nachdem ich ausgelernt hatte, ging ich in die Fremde, zuerst nach New-York, später nahm ich eine gute Stelle an in einem englischen Handlungshause. Meine Eltern starben inzwischen und hinterließen mir fast nichts. Ich war, um in die Höhe zu kommen, auf meine eigenen Kräfte angewiesen. Und in die Höhe kommen wollte ich. Ich sah, wie Diejenigen, die oben standen, ihre Truhen füllten. Warum sollte mir das nicht auch gelingen?

Wer auf Erreichung eines Zieles alle seine Kräfte konzentrirt, kein Dummkopf ist und ein wenig Glück hat, der wird mit der Zeit hinkommen. Ich arbeitete mit alles Andere außer Acht lassendem Eifer. Als in China eine Hungersnoth drohte, wurde ich von meinen Chefs nach Birma gesandt, um Reis aufzukaufen. Diese Reise entschied mein Schicksal. Ein Nebengeschäft für eigene Rechnung machte mich unabhängig. Ich blieb in den Reishöfen. Meine Erntezeit war da, und ich nützte sie. Allmälig schwoll die Summe meines Guthabens, und mit fünfundvierzig Jahren sah ich mich im Besitze eines Ver-

mögens, das mir erlaubt haben würde, mich zurückzuziehen und mein Leben zu genießen, nachholend, was ich in meinen Jugendjahren versäumt hatte.

Daran dachte ich indessen nicht. Ich war eben durch und durch eine bloße Erwerbsmaschine geworden. Geselligkeit hatte ich nur wenig und mit Widerstreben gepflegt; von den Frauen hielt ich nicht viel; sie schienen mir wenig mehr als ein Quell beständiger Sorge, als eine zeitraubende, kostspielige Beigabe. Noch nie war der Gedanke in mir aufgestiegen, mich mit einer Lebensgefährtin zu versehen. Mein Junggesellendasein befriedigte mich vollständig.

Da erforderte das Geschäftsinteresse, daß ich eine Reise nach Deutschland unternahm. Auf dem nach Liverpool bestimmten Dampfer, den ich zu meiner Reise benutzte, traf ich eine Engländerin, die Gattin eines in Rangun ansässigen deutschen Geschäftsfreundes, der aus Bremen stammte. Die Dame, eine Frau Brinner, hatte das indische Klima nicht vertragen können; sie wollte in ihrer Heimath Erholung suchen. Ihre beiden Kinder hatte sie bei sich. Und als Bonne vervollständigte Lottchen Drube die kleine Gesellschaft.

Nachdem Frau Brinner erkundet hatte, daß ich beabsichtigte, nach Ankunft in Liverpool sofort nach Bremen weiter zu reisen, muthete sie mir zu, ihre Bonne unter meine Fittige zu nehmen und sie an die Wittwe Drube abzuliefern, die in einem Orte in der Nähe von Bremen ihren Wohnsitz hatte. Nach Ansicht der Frau Brinner war dies für mich die leichteste Sache von der Welt. Es gibt ja bekanntlich eine Menge Leute, namentlich Frauenzimmer, die jede Gefälligkeit, die man ihnen erweisen soll, für eine lumpige Kleinigkeit halten.

Ich antwortete Frau Brinner, daß das Vertrauen, womit sie mich beehre, mir zwar sehr schmeichelhaft sei,

indessen hätte ich, als Junggeselle, nicht die mindeste Erfahrung in der Eskortirung hilfloser junger Mädchen, und müßte fürchten, daß mein erster Versuch schlecht ausfallen würde.

Trotz meiner Ablehnung indessen nahm ich bald darauf Gelegenheit, mit der kleinen Bonne, die mir aufgepackt werden sollte, Bekanntschaft zu machen. Eines Abends, als Frau Brinner mit ihren Kindern bereits zur Ruhe gegangen war, traf ich sie auf Deck. Sie saß allein an der Regeling und schaute hinauf zu den Sternen, die in ungewöhnlichem Glanze strahlten. Nun hasse ich jede Sentimentalität, und von allen Eigenthümlichkeiten des anderen Geschlechts ist mir seine Schwärmerei für Mond und Sterne, für allerlei buntes Kraut in Garten und Feld und für Klaviergeklimper und Gesang immer am wenigsten sympathisch gewesen. Vollends ein Kindermädchen, das seine freie Zeit damit zubrachte, den nächtlichen Himmel zu begaffen — ich dachte, ich wollte Lottchen Drude lieber unbehelligt lassen.

Da redete sie mich an. Ob ich so gut sein wollte und ihr den Nordstern zeigen.

Was sie mit dem Nordstern vorhätte — fragte ich zurück.

Sie blickte mich vorwurfsvoll an. Bis dahin hatte ich nicht bemerkt, welch' sprechende Augen das kleine Ding hatte.

„O, Herr Trinius," erwiederte sie, „ich möchte nur wissen, wo ich mir meine Heimath vorzustellen habe."

Das war nun, nach meiner Ansicht, ein ganz thörichtes Verlangen. Wenn ich auf einem Thurme stehe, und der Wärter sagt mir: in jener Richtung liegt Berlin, in jener Paris — was habe ich davon? Aber es war etwas in dem Ton von Lottchens Stimme, das mich ergriff. Und dann dachte ich: es ist doch seltsam! Dies Kind, das aus

der Armuth kommt und in die Armuth zurückgeht, sehnt sich nach seiner Heimath. Mir war der Begriff längst verloren gegangen. Ich hatte nur noch ein geographisches Vaterland.

Ich zeigte also Lottchen, in welcher Himmelsgegend sie sich die paar Stuben ihrer Mutter zu denken hatte. Sie dankte mir, und ich hätte meinen Spaziergang auf Deck fortsetzen können. Aber ich blieb bei ihr stehen und fragte sie, ob sie schon lange an Heimweh leide?

„O nein," war ihre Antwort. „Es ist soeben über mich gekommen in der Stille und bei dem Rauschen des Meeres. Und ich habe nicht einmal Ursache, mich auf das zu freuen, was mir da oben im Norden bevorsteht. Freundliche Gesichter habe ich nicht zu erwarten oder höchstens so lange, als meine Ersparnisse reichen. Ich habe fünf Geschwister und keinen Vater; da muß gerechnet werden. Bei uns kommt zuerst die Nahrung und dann erst die Liebe. Es ist bitter, Herr Trinius."

„Wie sind Sie so jung nach Ostindien gerathen?" forschte ich weiter.

Das war ganz einfach zugegangen. Brinner hatte sie vor vier Jahren, als er sein erstes Kind erwartete, in Bremen engagirt. Damals hatte sie eben ihre Lehrzeit als Kindergärtnerin bestanden gehabt und die ihr gebotene, für ihre Ansprüche glänzende Stellung sofort mit Freuden angenommen.

Eine europäische Bonne gehört in den Hinduländern kaum zur Dienerschaft. Lottchen war fast beständig in Frau Brinner's Gesellschaft gewesen. Sie sprach englisch mit ihrem Accent; sie hatte sich den ganzen äußerlichen Schliff ihrer Herrin angeeignet. Aber die Kopie hatte merkwürdigerweise den Reiz von etwas Ursprünglichem, den das Original nicht besaß. Dies fiel mir auf, als ich mich zu Lottchen setzte und mit ihr weiter plauderte. Wo-

von, weiß ich nicht mehr. Während ich ihr zuhörte, überlegte ich mir, daß ich sie doch wohl von Liverpool weiter mitnehmen könne.

Eine ungewöhnliche Bewegung unter den Schiffsoffizieren, ein Hin- und Herlaufen der Mannschaft machte unserem Gespräch ein Ende. Ich war ein zu erfahrener Reisender, um nicht sofort zu wissen, daß nicht Alles so war, wie es sein sollte. Ein Bootsmann, den ich fragte, was vorgehe, erwiederte mir kurzab: „Nichts," und machte, daß er aus meiner Nähe kam. Das Benehmen des Mannes bestärkte mich in meinem Verdacht. Ich sagte Lottchen, sie möchte sich nicht vom Fleck rühren, bis ich zurückkäme, und ging auf Kundschaft. Als ich unter der Kommandobrücke durchgegangen war, sah ich die Bescheerung. Auf dem Vorderdeck war eine Luke geöffnet, und ein feiner bläulicher Rauch drang aus dem Laderaum. Was ich sah, konnte mir nicht abgeleugnet werden: in der Ladung des Dampfers war Feuer ausgebrochen. Noch ein paar Minuten, und die Dampfpumpe goß einen Strom von Wasser hinein. Der Kapitän meinte: „Es ist kein Grund vorhanden, die Passagiere zu alarmiren. In einer Viertelstunde wird der letzte Funke gelöscht sein." Er that sehr zuversichtlich und war es vielleicht auch. Mich aber beruhigte er nicht. Am besten fährt immer, wer sich auf einen schlimmen Fall vorbereitet.

Ich spazierte zurück zu Lottchen und sagte zu ihr: „Erschrecken Sie nicht; vorne im Schiff sind ein paar Stücke von der Ladung in Brand gerathen; die Pumpe wird wahrscheinlich in kurzer Zeit den Herd des Feuers unter Wasser gesetzt haben. Nichtsdestoweniger gebietet die Klugheit, auf Alles gerüstet zu sein. Wecken Sie Frau Brinner, ohne viel Geräusch zu machen. Sie soll sich ankleiden und die Kinder auch. Dann versehen Sie sich Alle mit Korkjacken."

Lottchen lamentirte nicht. Sie erhob sich sofort und begab sich in die Kajüte, um meinen Befehl auszuführen. Mit Wohlgefallen sah ich, daß sie ein starkes Herz besaß.

Ich ging wieder nach vorne; aus der Luke rauchte es stärker. Noch immer behauptete der Kapitän, es sei nicht die geringste Gefahr vorhanden. Nun, soviel leuchtete mir ein, daß die Ausbreitung des Feuers sehr langsam erfolgte. Jedenfalls hatten wir Passagiere Zeit genug, mit aller Muße unsere Einrichtungen für eine etwaige Einschiffung in die Boote zu treffen.

Frau Brinner, durch Lottchens Unglücksbotschaft aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt, schlug sofort solchen Lärm, daß sämmtliche Passagiere in Bewegung geriethen. Als ich in die Kajüte trat, fand ich die heilloseste Verwirrung. Es brannten nur ein paar Nachtlampen, bei deren schwachem Lichte Männer und Weiber, die aus ihren Betten zusammengeströmt waren, sich meist vergeblich bemühten, in ihre Kleider hineinzukommen. Ganz, wie es bei dergleichen Veranlassungen immer ist. Es war die höchste Zeit, daß ein tüchtiger, mit Autorität bekleideter Mann diese Schafe zur Besinnung brachte, sonst stürmte die ganze Heerde in fünf Minuten wie toll auf Deck und warf sich überall in den Weg der arbeitenden Mannschaft.

Auf meine Veranlassung übernahm der Kapitän dieses Geschäft. Er log die vorhandene Gefahr auf ein Minimum herunter und ermahnte meine Schicksalsgenossen, sich ruhig wieder zu Bett zu legen — wenn sie ängstlich seien, in ihren Kleidern — indem er sein Ehrenwort verpfändete, daß sie Alle geweckt werden sollten, sobald er anfange, für die Sicherheit seines Schiffes zu fürchten.

Ich glaube nicht, daß Jemand seinen Rath befolgt hat, aber seine Ansprache hatte doch die Wirkung, die ausgebrochene Panik zu dämpfen. Als die Stewards kamen und die Lampen im Salon anzündeten, schlüpfte die Mehr-

zahl der Passagiere wieder in ihre Kabinen zurück, um dort ihre Toilette zu vollenden, unter ihnen auch Frau Brinner.

Lottchen mit ihren beiden Pfleglingen entdeckte ich im Damensalon.

„Die armen Dinger!" sagte Lottchen. „Sie können sich nicht ermuntern. Darf ich sie weiterschlafen lassen? — Es ist Alles fertig. Dort liegen die Korkjacken."

„Sehr gut. — Die Kinder mögen schlafen; es ist besser, als wenn sie schreien. Nur verlasse ich mich darauf, daß ich Sie an dieser Stelle wiederfinde."

„Ich warte hier auf Sie," versicherte Lottchen. Dann, als ich mich zum Gehen wandte, fragte sie: „Werden wir lange umherfahren müssen, ehe wir ein Schiff treffen?"

Offenbar sah sie sich schon im Geiste, den verlassenen Dampfer als Feuersäule hinter sich, auf dem Meerbusen von Aden umhertreiben!

„So weit sind wir noch nicht," erwiederte ich. „Kommt es aber dazu, so ist es auch noch nicht allzu schlimm. Wir sind im Kurse des Verkehrs. Also nur guten Muth!"

„Ich fürchte mich nicht!" gab sie leise zur Antwort.

Nachdem ich meine eigenen Vorkehrungen für den schlimmsten Fall getroffen, begab ich mich wieder auf Deck. Augenscheinlich griff das Feuer um sich. Ich fand die Mannschaft beschäftigt, die am Vordertheile des Schiffs befestigten Boote, als die zunächst gefährdeten, zu Wasser zu lassen. Als sie sicher im Kielwasser des Dampfers schwammen, an einer langen nachschleppenden Trosse hintereinander befestigt, begab ich mich wieder in die Kajüte.

Die Kinder schliefen friedlich auf einem niedrigen Divan. Und vor ihnen, auf dem Teppich, mit den Korkjacken als Kopfkissen, lag Lottchen Drude. Auch sie hatte dem Schlafe nicht widerstehen können, trotz der Unruhe um sie her.

Ich holte einen Klappsessel und ließ mich zu ihren Füßen nieder. Nur, um sie mir mit Muße zu betrachten. Sie war damals noch kein voll erblühtes Weib, erst zwanzig Jahre alt, in meinen Augen ein halbes Kind.

Niemals, soweit ich zurückdenken konnte, hatte mich die Lust angewandelt, irgend einem Nebenmenschen sein Schicksal zu erleichtern. Es ist meine Natur nicht. Doch jetzt, bei diesem jungen Ding, das mich gar nichts anging, ergriff mich das Gefühl, als ob ich so für sie sorgen möchte, daß ihr das Dasein nichts als eitel Freude gewährte. Und, was das Seltsamste war, es schien mir, daß ich dabei der eigentliche Gewinner sein würde.

Eine Viertelstunde lang hatte ich vergessen, was uns bedrohte. Plötzlich hörte die Schraube auf zu arbeiten, und im Nu war ich wieder mitten in der Situation.

Ich stürzte auf Deck. Dichter Rauch verbreitete sich langsam durch die unteren Räume des Dampfers; die Kohlenzieher hatten ihre Arbeit einstellen müssen. Es wurden Segel gesetzt, damit das Schiff nicht zum Spielball der Wellen werde. Signalraketen zischten in die Luft; aber von keiner Seite kam Antwort.

„Wir dürfen den Morgen nicht abwarten," hörte ich den Kapitän sagen.

Da wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte und beeilte mich, Frau Brinner nebst Zubehör auf Deck zu holen.

Sie hatte eine ziemliche Anzahl handlicher Packete verfertigt, die wahrscheinlich ihre ganze erreichbare Habe enthielten, und trug Lottchen auf, sie nachzubringen.

Das erste Boot gehörte, wie billig, den Frauen und Kindern. Bei der ruhigen See machte die Einschiffung keine sonderlichen Schwierigkeiten. Das Boot war schon mehr als halbvoll, als die Reihe an Frau Brinner kam. Nun aber fehlte Lottchen; wahrscheinlich war sie noch

immer mit dem Transport jener unglückseligen Packete beschäftigt. Ich erbot mich, sie herbeizuholen; der Kapitän indessen wollte nicht warten und bestand darauf, daß Frau Brinner entweder jetzt ihren Platz einnehme oder einstweilen zurücktrete. Natürlich entschied Frau Brinner sich für das erstere und wurde sofort mit ihren Kindern hinabbefördert.

Das Boot füllte sich, und noch immer kam Lottchen nicht. Da suchte ich sie auf. In der Kajüte packte sie mit der größten Gemüthsruhe ein letztes Bündel; es waren ihre eigenen Habseligkeiten, die Frau Brinner unbeachtet gelassen hatte. Sie blickte auf und sah mich fragend an.

„Ich will Ihnen helfen,“ sagte ich.

„Ist Frau Brinner sehr ungeduldig?“ fragte sie.

„Höchstwahrscheinlich. Vorhin ist sie mit einem Kinde auf dem Arm die Schiffstreppe hinuntergeklettert. Ein Matrose hat ihr dann das andere zugereicht. Vorläufig sind sie gut aufgehoben.“

Erschrocken wollte Lottchen davonrennen.

Ich hielt sie fest. „Ruhig Blut, Kind! Sie kommen doch zu spät. Das macht aber nichts; ich werde dafür sorgen, daß Sie im zweiten Boote den besten Platz erhalten.“

Sie stand unentschieden.

„Bleiben Sie bei mir?“ fragte sie.

„Unter allen Umständen. Ich werde doch nicht gestatten, daß Sie die nächtliche Spazierfahrt allein antreten.“

Inzwischen hatte ich das Bündel fertig gemacht, und wir begaben uns auf Deck. Nach zehn Minuten hatten wir im zweiten Boote Platz gefunden. Als wir mit voller Ladung vom Schiffe abstießen, war das erste Boot bereits einige hundert Meter abgetrieben.

„Kurs Nordwest!“ rief der Kapitän.

Dann begann unsere Reise in's Ungewisse. Weiter und weiter entfernten sich die Lichter des Dampfers. Eine graue Rauchwolke stand über ihnen. Wir fuhren in's Dunkel; nur die Sterne, soweit sie nicht von langen Strichwolken bedeckt waren, verbreiteten einen Schimmer von Licht. Das Boot, worin sich Frau Brinner befand, konnten wir nicht mehr entdecken.

Die Matrosen, die uns beigegeben waren, hatten den Mast gesetzt und ein Segel hochgebracht. Der Wind war flau, und wir machten langsame Fahrt. Dafür aber war die See gnädig; nur ein kleiner Spritzer sprühte zuweilen über den Bug. Und die Luft, wie fast immer in dieser Gegend, hatte die Temperatur eines eben angeheizten Backofens — für uns Indier eine ganz angenehme Wärme. Es lag also einstweilen kein Grund vor, die Sache tragisch zu nehmen. Ich glaube, wenn wir der Aufnahme durch einen Dampfer am nächsten Morgen sicher gewesen wären, wir würden diese erzwungene Bootfahrt als ein ganz unterhaltendes Abenteuer betrachtet haben.

Lottchen brachte das fertig. Sie horchte auf das leise Rauschen des Wassers, wie es an der Schiffswand entlang lief. „Hören Sie nur, Herr Trinius," sagte sie. „Es klingt wie Musik."

„Hm," erwiederte ich. „Ich habe nicht viel für Musik übrig, und für diese Sorte am allerwenigsten. Lieber wäre mir in diesem Augenblick das Pfeifen einer Lokomotive, die mich zöge."

Wir mochten etwa eine Stunde gefahren sein, als auf dem von uns verlassenen Dampfer die Flammen durchbrachen. In kurzer Zeit schien der ganze Schiffskörper in Feuer zu stehen. Nach meiner Uhr dauerte es genau zwei Stunden und drei Minuten, bis der eiserne Rumpf ausgebrannt war und der letzte matte Schein glimmenden Holzes erlosch.

Es war zwei Uhr Morgens. Die Meisten von uns

sehnten ungeduldig den Anbruch des Tages herbei. Ich nicht. Zwar war mir die Sonne als Lichtspender willkommen, aber ich fürchtete die sengenden Strahlen, mit denen sie uns sehr bald heimsuchen würde.

Von Zeit zu Zeit flammte ein Streichholz auf. Jemand sah nach der Uhr. Drei Uhr — vier — fünf. Bald mußte es im Osten hell werden.

Da tauchte hinter uns über dem Horizonte ein weißes Licht auf.

„Es ist das Toplicht eines Dampfers," erklärte der Bootsmann.

Er hatte Recht; zehn Minuten später erschienen auch die farbigen Seitenlichter, und der Steuermann ließ unser Boot etwas nach Norden abfallen. „Dies bringt uns in den Kurs des Dampfers," erklärte er. „Es wird hell sein, wenn er in unsere Nähe kommt."

Seine Rechnung stimmte. Die Sonne ging auf, als der Dampfer noch etwa eine Seemeile entfernt war. Er hielt gerade auf uns zu; es war augenscheinlich, daß wir bemerkt worden waren.

Nun spähten wir nach unseren Schicksalsgefährten in den übrigen Booten aus. Weit im Westen entdeckten wir ihre Segel. Und zugleich wurde uns auch der Grund klar, weshalb sie von dem vorgeschriebenen Kurse abgewichen waren. Auch von Norden her nahte sich ein Dampfer. Da unsere Aufmerksamkeit gänzlich nach der anderen Seite hin in Anspruch genommen war, hatten wir ihn nicht gesehen. Wahrscheinlich war er von der Schaluppe aus, die einen Vorsprung vor uns hatte, um dieselbe Zeit gesichtet worden, als uns im Süden das Licht erschien. Die Folge dieses Zusammentreffens war, daß die kleine Flottille der Schiffbrüchigen sich getheilt hatte. Wir suchten Rettung von dem einen Dampfer, die übrigen Boote von dem andern.

Um es kurz zu machen: wir wurden von dem nach

Amsterdam bestimmten Dampfer „Nederland" aufgenommen, der unmittelbar darauf seinen Weg nach Norden fortsetzte. Unsere Schicksalsgefährten — unter ihnen Frau Brinner mit ihren Kindern — mußten zurück nach Bombay und verloren voraussichtlich vierzehn Tage.

* * *

Da waren wir nun, Lottchen und ich, vom Schicksal zusammengeworfen. Sie wußte Frau Brinner und die Kleinen gerettet, blieb in voller Fahrt nach der Heimath und hatte in mir einen Beschützer gewonnen — Grund genug für sie, um ihre neue Lage erträglich zu finden. Freilich: ihre Kisten und Kasten waren mit verbrannt, und Frau Brinner schuldete ihr noch ein halbes Jahr Gehalt, das sie ihr in Liverpool hatte auszahlen wollen. Doch das machte ihr weiter keine Sorge.

Ich habe mich immer einer vortrefflichen Gesundheit erfreut. Selbst das indische Klima konnte mir nichts anhaben. Ueber die Mahlzeiten fiel ich her wie ein Wolf und schlief wie ein Bär. Seit dem Schiffsbrande war das anders geworden. Mein Appetit wurde schwindsüchtig. Dies beunruhigte mich nicht sonderlich; ich wußte, daß ich noch lange nicht am Verhungern war. Aber mein tiefer, fester Schlaf hatte mich verlassen. Ich wachte Nachts zu allen Zeiten auf und glaubte einen Brandgeruch zu spüren. Meist gelang es mir, mich zu überreden, daß ich mich täuschte; zuweilen indessen war die Einbildung so stark, daß ich aufsprang, in die Kleider fuhr und das ganze Schiff, soweit mir dasselbe zugänglich war, abpatrouillirte.

Eines Morgens — wir befanden uns im Rothen Meer — kam ich an Deck, als es eben dämmerte. Vorne stand ein Trupp der Mannschaft zusammen. Dies war ungewöhnlich und erregte meinen Argwohn. Als ich näher trat, wurde aus dem Volkslogis eine auf ein Brett geschnürte

Leiche herausgetragen. Die Leute bildeten einen Halbkreis und nahmen die Mützen ab; der erste Offizier las ein kurzes Gebet; die Maschine stoppte, und die Leiche, an den Füßen mit einem Stück alten Eisens beschwert, wurde über Bord geworfen. Gleich darauf ging es mit vollem Dampf wieder vorwärts.

Es war dies nicht die erste Versenkung eines Todten in die See, der ich beiwohnte. Deshalb fiel mir auf, daß das traurige Geschäft mit einer gewissen ängstlichen Hast vollzogen wurde. Ich erkundigte mich beim Schiffsarzt. Der Gestorbene war ein armer Teufel von Heizer gewesen. Der Arzt sagte es mit einem mitleidigen Achselzucken und ging seiner Wege. Nun: ich wußte, daß das Rothe Meer, dieser Gluthkessel, der die auf dem Wüstensande erhitzte Luft von allen Seiten empfängt, fast immer von jenen Bedauernswerthen, die unten im Schiffsraum die Feuer schüren, ein oder mehrere Opfer fordert. Demgemäß machte ich mir denn auch über den Todesfall keine weiteren Gedanken.

Dennoch trieb mich am nächsten Morgen eine mir unerklärliche Unruhe um dieselbe Zeit aus meiner Kabine. Ich kam gerade recht, um wiederum Zeuge einer Bestattung zu sein. Diesmal waren es zwei Leichen, die in dem nassen Grabe verschwanden.

Der Schiffsarzt wich mir aus. Ich hielt einen Matrosen an und schob ihm ein Päckchen Tabak in die Hand. „Cholera?“ fragte ich ihn leise, mit einem Auge zwinkernd. Der Mann nickte.

Ich behielt für mich, was ich erfahren hatte; eine abermalige Panik wollte ich nicht veranlassen. Für meine eigene Person fürchtete ich die unheimliche Krankheit nicht; ich hielt mich für seuchenfest. Es ergriff mich jedoch eine lebhafte Sorge um Lottchen. Sie hatte, nach meiner Ansicht, wenig Widerstandskraft; wenn sie befallen wurde, unterlag sie voraussichtlich.

Von Stund an wachte ich über sie wie ein Vater über sein einziges Kind. Ich ließ sie nichts essen, was mir bedenklich schien, und erlaubte ihr Wasser nur, weil ich mich überzeugt hatte, daß es aus einem geschlossenen eisernen Kasten abgezogen wurde. Mit guter Miene ließ sie sich meine Bevormundung gefallen. Wenn ich ihr ein Gericht verbot, sah sie mich nur an, lächelte und ließ es vorübergehen. Nach dem Grunde fragte sie nicht.

Wie viele Leichen in den nächsten Tagen in das Meer versenkt wurden, erfuhr ich nicht. Ich bekümmerte mich auch nicht darum; ich wollte mich nicht noch ängstlicher machen, als ich ohnehin schon war. Jedenfalls wüthete die Krankheit nur unter der Mannschaft; wir in der Kajüte erschienen immer vollzählig bei den Mahlzeiten. Darüber führte ich genaue Kontrole und athmete jedesmal auf, wenn die Rechnung stimmte.

Dieses Leben konnte ich bis Amsterdam nicht aushalten, soviel wurde mir bald klar. Während wir den Suezkanal passirten, theilte ich dem Kapitän mit, daß ich mit meinem Schützling in Alexandria das Schiff zu verlassen wünsche. Er sprach höflich sein Bedauern aus; ob er vermuthete, daß ich von den Vorfällen unter dem Vorderdeck Wind bekommen hatte, verschwieg er mir. Es war das Klügste, daß er sich unwissend stellte; er hatte keine Lust, Quarantäne über sein Schiff verhängt zu sehen.

* *
*

Wir kamen in Alexandria an, und wurden sofort von einer wilden Meute in Booten überfallen, die sich unserer Personen zu bemächtigen strebten. Die beturbanten braunen Burschen, die ich schließlich mit unserer Beförderung an Land beauftragte, wurden ganz kleinlaut, als sie sahen, daß unser Gepäck nur aus zwei armseligen Bündeln bestand. Wahrscheinlich hielten sie uns für blinde Passagiere, deren sich der Dampfer kurzer Hand entledigte.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Dampfer „Nederland" im Rücken hatte. Jetzt konnte ich Lottchen sagen, in welcher Gefahr wir uns befunden hatten und weshalb ich eine Unterbrechung der Reise für nothwendig gehalten. An Bord hatte ich Geschäfte in Alexandria vorgeschützt.

Lottchen hörte mir aufmerksam zu. Aber sie erschrak nicht nachträglich. „Dann haben Sie also nichts hier zu thun?" fragte sie nur.

„Nicht das Mindeste," erwiederte ich. „Nur in Geduld den nächsten Dampfer zu erwarten, der nach Bremen fährt."

„Und ich darf bei Ihnen bleiben? Sie wollen mich weiter mitnehmen? — O Herr Trinius, wie gut sind Sie!"

„Ja, mein liebes Kind, was sollte denn aus Ihnen werden, wenn ich Sie jetzt abschüttelte? — Ich habe Sie übernommen und lasse Sie erst von mir, wenn Ihre Mutter vor mir steht. Nun aber etwas Anderes! Wir müssen für uns Beide ein Verhältniß finden, das die Leute respektiren. Ich dachte mir, wir wollten unsere Pilgerfahrt als Onkel und Nichte fortsetzen. Es ist das Einfachste. Du nennst mich Onkel Trinius — natürlich müssen wir uns duzen — ich nenne Dich Lottchen."

Das war abgemacht, als wir landeten. Ich nahm eine Droschke, und wir fuhren zum Hotel Abbat. Es ist das erste in der Stadt. Daß wir etwas schofel aussahen, will ich nicht leugnen. Außerdem führten wir kein Gepäck bei uns, und das ist allemal, namentlich aber im Orient, für einen vorsichtigen Hotelbeamten ein verdächtiger Umstand. Wir wurden abgewiesen unter dem gewöhnlichen Vorwande, daß kein Zimmer frei sei. Ich hätte dem Portier ja erklären können, daß unsere Koffer auf See verbrannt wären, und wir seitdem nothgedrungen die nämlichen Kleider trugen,

in denen wir uns gerettet hätten. Ich hätte ja auch nur eine Hundertpfundnote der Bank von England aus meiner Brieftasche hervorholen und sie dem Sicherheitskommissarius unter die Nase halten können. Aber ich ärgerte mich über die hochmüthige Miene des Menschen, wandte ihm den Rücken und befahl dem Kutscher, bei einem anderen Hotel vorzufahren.

Dies geschah denn auch. Es war ein französisches Haus, das uns ohne Schwierigkeiten aufnahm. Ich würde mich nie hineinbegeben haben, wenn ich kalten Blutes gewesen wäre. Es war dritten oder vierten Ranges, unordentlich und schmutzig. Aber ich stand noch unter dem Eindruck des Vorfalls vor dem Hotel Abbat und ließ mich geduldig abladen.

Im zweiten Stock wurden uns zwei nebeneinander liegende Zimmer angewiesen. Sie waren erbärmlich. Ob er nicht bessere Zimmer für uns habe — fragte ich den Oberkellner. Er musterte uns prüfend und zögerte mit der Antwort. Ich brauste auf: ob er etwa dächte, ich könnte nicht bezahlen? — Da wurde er geschmeidig und gab uns Zimmer im ersten Stock.

Er mußte wohl höheren Orts über die neuen Gäste berichtet haben, die so anspruchsvoll auftraten, obgleich sie so abgebrannt aussahen; denn bald darauf erschien Monsieur Taillefer, der Wirth, um uns zu besichtigen. Er war ein kleiner, brauner Südfranzose, der einen Schwall von Höflichkeiten über uns ausgoß. Dadurch erreichte er seinen Zweck: er erfuhr, wie wir in den Zustand von Reisenden letzter Klasse gerathen waren, und als ich von meiner Absicht sprach, uns sofort neu zu equipiren, leuchtete ihm die freudige Ueberzeugung von meiner Zahlungsfähigkeit aus den Augen.

Wir fanden bald einen Bazar, wo wir uns mit anständiger Kleidung versehen konnten. Ich hatte meine liebe

Noth mit Lottchen. Sie wollte sich nicht von mir kleiden lassen, am allerwenigsten als Dame. Endlich sah sie doch ein, daß sie, um meine Nichte glaubhaft darstellen zu können, in entsprechender Garderobe erscheinen müsse. Und Monsieur Taillefer hatte die Freude, zwei funkelnagelneue, wohlgefüllte Koffer in seinen Gasthof hineinspazieren zu sehen. In meiner Tasche brachte ich auch einen geladenen Revolver mit — zu meiner Beruhigung. Auf unbekanntem, verdächtigem Terrain fühlt sich ein bewaffneter Mensch immer sicherer, als ein waffenloser.

Die Küche im Hotel „Mehemed Ali" — so hatte Monsieur Taillefer sein Etablissement getauft — war passabel, und der Wein über Erwarten gut. Ich fing an, mich mit dem Hause auszusöhnen, in das uns der Zufall geführt hatte. Als wir uns jedoch zur Ruhe begaben, verlor sich meine bessere Meinung wieder. Die Thüren konnten nicht gesperrt werden. Es war eine recht unliebsame Entdeckung. An Abhilfe war erst am nächsten Tage zu denken; für diese Nacht mußten wir die Dinge nehmen, wie wir sie fanden. Ich rückte vor jede Thüre einen Koffer, legte den Revolver unter das Kopfkissen, stellte Licht und Streichhölzer handgerecht, und hatte damit Alles gethan, was ich konnte, um uns vor Ueberraschungen zu schützen.

Ich schlief bald ein. Einige Stunden später erwachte ich wieder. Ich wußte nicht, was mit mir geschehen war, so elend fühlte ich mich. Mein erster Gedanke war, der Wirth hätte mich mit seinem Wein vergiftet. Ich wollte aufstehen, aber mir versagten die Kräfte. Mir schwindelte, und ich fiel in die Kissen zurück, einen Klageruf ausstoßend.

Eine Minute später stand Lottchen neben mir. Ich hatte die Empfindung, daß es in kurzer Zeit mit mir zu Ende sein würde.

„Ich bin schwer krank, Lottchen," stammelte ich. „Auf

alle Fälle — nimm mein Geld an Dich — es steckt in der Innentasche meiner Weste. Verbirg es an Dir, so gut Du kannst. Will man Dir etwas zu Leide thun, gebrauche den Revolver und frage Dich hin zum deutschen Konsul; er wird für Dich sorgen."

Weiter reicht meine Erinnerung nicht; was nun folgte, erfuhr ich erst später durch Lottchen. Sie ließ den Wirth wecken und verlangte einen Arzt. Monsieur Taillefer besichtigte mich und entschied, daß ich sofort in's Hospital geschafft werden müsse; er wolle keinen Todesfall in seinem Hause haben. Lottchen widersprach vergeblich. Endlich sagte sie: „Gut, mein Herr. Hängen Sie nur an die große Glocke, welche Krankheit in Ihrem Hause ausgebrochen ist; die Folgen werden Sie bald merken." — Da stutzte er und verlangte zu wissen, was Lottchen meinte. Sie flüsterte ihm ein einziges Wort in's Ohr. Er fluchte und wetterte und schoß davon, wahrscheinlich, um sich mit seiner Frau zu berathen. Bald erschien er wieder, wagte sich aber nur bis zur Thüre, die er handbreit öffnete. Gegen Zahlung von tausend Franken erklärte er sich bereit, mich zu lassen, wo ich war.

Lottchen hätte besser daran gethan, mich ohne Widerrede in das Hospital schaffen zu lassen. Aber mein Zustand war derart, daß sie fürchtete, ich würde den Transport nicht überstehen. Und dann hätte sie mich auch verlassen müssen. Das wollte sie nicht.

Kurz: sie nahm das Anerbieten des Wirthes an, unter der Bedingung, daß er schleunigst für ärztliche Hilfe sorge. Dies versprach er auch, und eine halbe Stunde später erschien ein Individuum, das sich als „docteur en médecine" vorstellte und dann ein Honorar von dreihundert Franken verlangte, ehe er sich überhaupt mit dem Falle beschäftigte.

Es wurde ihm bewilligt. Was sollte Lottchen anders

thun? Sie hatte zwar eine Ahnung, daß dieser Doktor nichts weiter war als ein französischer Heilgehilfe, dem sein guter Freund Taillefer zu einer außerordentlichen Einnahme verhelfen wollte, aber was sollte sie machen?

Was mir fehlte, hatte Lottchen richtig errathen. Ich war auf dem „Nederland“ angesteckt worden. Der „Doktor“ gab mich auf, nachdem er mich flüchtig untersucht hatte. Indessen war er doch so gütig, eine Flasche Arznei herbeizuholen, die Lottchen wohlweislich uneröffnet bei Seite stellte. Dann ließ er sich nicht wieder sehen und auch sonst bekümmerte sich Niemand um mich.

Inzwischen war es längst Tag geworden, und Lottchen wurde hungrig. Sie drückte auf den Knopf der elektrischen Leitung. Vergebens, kein Mensch ließ sich sehen. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen, einen Kellner herbeizuklingeln, mußte sie schon auf die Vermuthung kommen, daß der vorsichtige Monsieur Taillefer den Draht durchschnitten habe. Wir sollten, als gemeingefährliche Subjekte, isolirt bleiben. Zum Glück hatte ich Abends vorher für Lottchen eine Schachtel Chokolade gekauft; damit hielt sie sich nothdürftig bei Kräften. Allein lassen wollte sie mich nicht, um sich unten Nahrung zu holen, und nach den bislang gemachten Erfahrungen fürchtete sie auch, daß man sie zurückjagen würde.

So schlich der Tag langsam hin. Es wurde Abend und rasch sank die Nacht herab. Noch ein paar Stunden hielt das Geräusch im Hotel an, dann wurde es schwächer und schwächer, und endlich erlosch es. Tiefe Stille trat ein; das Geschäft des Tages war vorüber.

Um diese Zeit befand sich bei mir die Krankheit auf ihrer Höhe. Ich verfiel in eine Art von Starrkrampf und Lottchen, die mich bisher aufopferungsvoll gepflegt hatte, glaubte, daß ich in den letzten Zügen läge. Entsetzt sprang sie auf, um nach Hilfe zu rufen, den Arzt zu holen. Aber

die Zimmerthür war von außen verschlossen worden. Sie war eine Gefangene.

Da, in höchster Angst und Verzweiflung, zog Lottchen den Revolver unter meinem Kopfkissen hervor, öffnete das Fenster und feuerte ein paar Schüsse in die Nacht hinaus ab.

Zwei Minuten später wurde von der Straße her das Geräusch rasch sich nähernder Fußtritte gehört. Von beiden Seiten kamen Menschen herbei, und Lottchen rief so laut sie vermochte: „Hilfe, Hilfe! Hier oben im Hotel ‚Mehemed Ali‘ Zimmer Numero drei!“

Gleich darauf wurde die Nachtglocke des Hauses heftig geläutet und dann die Hausthür geöffnet. Ein Dutzend Menschen stürmte zugleich die Treppe hinauf, an ihrer Spitze der Polizist.

„Hier ist Zimmer Numero drei,“ sagte der Wirth. „Ich halte es indessen für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß Sie einen Cholerakranken vorfinden werden. Aus Gutmüthigkeit habe ich ihn im Hause behalten.“

Es schien, als wolle sich Niemand hereinwagen. Nur der Polizist trat heran und sagte im Tone des Befehls: „Schließen Sie auf, Herr Wirth. Ich werde mich selbst überzeugen, ob Ihre Angabe richtig ist.“

Eine Sekunde später wurde die Thüre aufgestoßen, und die Menge, der Polizist an der Spitze, drang in das Zimmer.

Der Anblick, der sich den Leuten darbot, war ohne Zweifel ein entsetzenerregender. Auf dem Fußboden hingestreckt lag Lottchen, die gleich, nachdem sie den Hilferuf ausgestoßen hatte, von Hunger, Aufregung und geistiger und körperlicher Erschöpfung ohnmächtig geworden war. Im Bette aber ein anscheinend in den letzten Zügen liegender Kranker.

Ich wurde sofort auf Anordnung des Polizisten in das Hospital transportirt, und auch Lottchen mußte sich dort einer zehntägigen Quarantäne unterwerfen. Ich erholte mich unter sachgemäßer Pflege schnell. Sobald ich wieder bei klarer Besinnung war, begann mich die Angst um Lottchen zu quälen. Voraussichtlich wurde sie früher entlassen als ich. Dann stand sie allein in der fremden Stadt. Was konnte ihr nicht Alles zustoßen? Sobald ich Kraft genug dazu hatte, schrieb ich an den deutschen Konsul, und dieser versprach mir in seiner Antwort, daß für meine Nichte nach ihrer Entlassung bestens gesorgt werden solle. Da kam ich denn leichter durch die langen, öden Tage, die mir noch bevorstanden, ehe ich endlich dem freien Verkehr mit Meinesgleichen zurückgegeben wurde.

Daß ich mich geradeswegs in das Geschäftszimmer des Konsuls verfügte, ist selbstverständlich. Jedes andere Interesse trat hinter der Sorge um Lottchen zurück. Zu meiner freudigen Ueberraschung hörte ich, daß der Konsul sie in seinem eigenen Hause aufgenommen hatte. Wenige Minuten später stand ich vor ihr. Und sie, nach kaum bemerkbarem Zögern, gab dem Impulse ihres Herzens nach, flog mir an die Brust und umarmte und küßte mich unter Lachen und Weinen. Nie war mir etwas derartiges geschehen. Ich glaube, ich habe mich recht ungeschickt benommen, denn das liebe Kind ließ mich gleich wieder los und wich roth und verlegen vor mir zurück, erschrocken über die unziemliche Freiheit, die sie sich mit mir genommen.

Ich aber gelobte mir, daß ich Lottchen nie wieder von mir lassen würde. Nur wußte ich noch nicht, wie sich unser Zusammenbleiben für die Zukunft am besten werde einrichten lassen. —

Wir blieben noch acht Tage in Alexandria in einem deutschen Gasthause, das uns der Konsul empfahl, damit wir uns dort völlig erholten. Dann traten wir die Heimreise an.

Lottchen, das merkte ich mit Erstaunen, wurde immer betrübter und immer stiller, je mehr wir uns der Heimath näherten. Sie hielt sich abseits, so viel sie konnte, und einigemale, als ich unvermuthet in die Nähe ihres Lieblingssitzes auf Deck kam, entdeckte ich Thränen in ihren Augen.

Endlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich mußte mit ihr in's Reine kommen. Eines Abends, als wir schon in den Aermelkanal eingefahren waren, und ich es wieder einmal in ihren Augen feucht schimmern sah, setzte ich mich zu ihr und nahm ihre Hände in die meinigen.

„Warum so traurig, Lottchen?" fragte ich leise.

Sie sah mich an und versuchte zu lächeln.

„Es ist nichts," sagte sie.

„Das weiß ich besser, Kind. Wer keinen Kummer hat, weint auch nicht. Was ist es? Mir kannst Du es doch sagen."

Da brach sie aus: „O, ich wünschte, dieser Dampfer käme nie an!"

Es war ein sonderbarer Wunsch. Ich schüttelte den Kopf. „Es ist noch gar nicht lange her, da mußte ich Dir den Nordstern zeigen."

Sie schwieg.

„Fürchtest Du Dich vor den Verhältnissen zu Hause?"

„Nein."

„Möchtest Du lieber bei mir bleiben?"

Ein rascher Blick traf mich, dann senkte sie die Augen wieder. „Du kannst mich nicht gebrauchen, Onkel Trinius," sagte sie.

„Da ließe sich doch vielleicht Rath schaffen."

„Nein, nein," fiel sie hastig ein. „Plage Dich nur nicht mit Nachdenken! Es geht nicht."

„Oho! Ich könnte mich einrichten, und Du führtest mir den Haushalt. Sieh, Kind; seit Du in mein Leben

getreten bist, habe ich mich so an Dich gewöhnt — ich möchte Dich nicht mehr missen."

Ihre Hände zitterten in den meinigen.

„Wenn ich fünfzehn Jahre jünger wäre, würde ich Dir einen anderen Vorschlag machen. Daran aber darf ich nicht denken. Was hätte ich Dir denn noch zu bieten? Reichthum — nun ja; im Uebrigen aber bin ich ein alter, eingetrockneter, langweiliger Junggeselle."

Lebhaft unterbrach sie mich: „O, Onkel Trinius, sprich nicht so häßlich von Dir! Ich kenne Dich besser; Du bist —"

„Nun, was bin ich?"

In äußerster Verwirrung entriß sie mir plötzlich ihre Hände.

„Liebes Kind, Du kennst mich nicht. Bisher habe ich noch für keinen Menschen etwas übrig gehabt, als für mich selbst. Ich bin ein hartgesottener Egoist. Du bist die Erste, für die sich ein paar Fäserchen in meinem Herzen rühren. Es ist ein schnurriges Gefühl, aber es gibt mir eine Lebensfreudigkeit, die ich noch nicht in mir erfahren habe."

„O, daß Du das sagst, Onkel Trinius — es macht mich so glücklich!"

„Nun denn — so laß uns doch beieinander bleiben. Wenn's einmal nicht anders sein kann, dann als Onkel und Nichte. Es geht am Ende auch, obgleich — na, so alte Burschen dürfen nicht so anspruchsvoll sein."

Sie stand und blickte hinaus über das träge wogende Meer zu der fernen Küste Englands. Von den rothen Wolken im Westen fiel ein schwacher Schein in ihr liebes Gesicht. Mir wurde entsetzlich bange, daß sie meine resignirten Redensarten für bare Münze nehmen möchte.

Endlich rief sie, die Hände ringend: „Was soll ich thun?"

„Als wir in Alexandria, nach gemeinsamer Todes-

gefahr, getrennt waren — erinnere Dich einmal — wie dachtest Du damals an mich?"

„O Onkel Trinius," stammelte sie. „Es ist ja ganz unglaublich . . . nein, ich kann es Dir wirklich nicht sagen . . ."

Und die Hände vor das Gesicht haltend, rannte sie davon und ließ sich nicht wieder sehen bis spät am nächsten Morgen.

Ich aber lud den ersten Offizier, der mir gleich darauf in die Quere kam, ein, mit mir eine Flasche Sekt zu trinken. Und dann ging ich bis nach Mitternacht auf Deck spazieren, studirte die Leuchtfeuer, sah nach dem Kompaß und verglich den Kurs. Es war mir ungeheuer wichtig geworden, daß wir rasch und sicher an Land kamen.

Noch zwei Tage fuhren wir. Ich behelligte Lottchen nicht mehr mit vorwitzigen Fragen. Ich war ja selbst mit mir noch nicht einig. Am Morgen nach unserer Ankunft in Bremen ließ ich einen Wagen holen. Wir wollten zusammen in Lottchens Heimathsdorf fahren.

„Soll mein Koffer nicht mitgenommen werden?" fragte sie.

„Heute noch nicht. Erst müssen wir sehen, ob für Dich Platz ist."

„Aber —"

„Du bist vier Jahre von Hause fortgewesen. Das ist eine lange Zeit. Da zeigen oft Personen und Dinge ein ganz anderes Gesicht."

Nachdenklich stieg sie ein. Unterwegs war sie einsilbig. Meine Bemerkung ging ihr im Kopfe herum. Erst als der Kirchthurm auftauchte, wurde sie lebhafter und unterhielt mich mit Erinnerungen aus ihrer Kindheit.

Es war ein kleines Häuslein, vor dem wir stillhielten. Ein junger Mensch war draußen beschäftigt, den beschädigten Lattenzaun auszubessern.

„Robert!" rief Lottchen.

Er stellte phlegmatisch die Säge hin und kam an den Wagenschlag.

„Wo ist Mutter?"

Robert streifte seine Schwester mit einem scheuen Blick und wandte sich an mich: „Wollen Sie nicht aussteigen und eintreten?"

Hinten aus dem Garten liefen neugierig zwei kleine Mädchen herbei. „Kennt ihr mich nicht mehr?" rief Lottchen, indem sie zu Boden sprang. „Ich bin ja die Lotte!"

Aber die Kleinen wichen zurück und versteckten sich hinter der Regentonne.

„Ihr werdet mich schon wiedererkennen, wartet nur!" rief Lottchen. „Jetzt lauft nur; erst will ich die Mutter begrüßen."

Sie eilte in's Haus hinein.

Robert flüsterte mir zu: „Die Mutter ist todt."

Schon kam Lottchen zurück. „Ich weiß nicht, wie mich's da d'rinnen angraust. Als ob etwas Dunkles geschehen wäre."

„Der Tod ist durchpassirt, Lottchen," sagte ich. „Wann ist es gewesen, Herr Drude?"

„Vor zwei Monaten."

Lottchen verstand, daß sie mutterlos geworden war. Stumm lehnte sie sich an mich. Ich umfaßte sie und flüsterte ihr zu: „Du stehst nicht allein."

Robert beobachtete uns, an seiner Werkschürze drehend. „Ich habe die Hinterlassenschaft übernommen," erklärte er mir. „Dafür ziehe ich die Kinder groß. Lotte muß noch bescheinigen, daß sie damit einverstanden ist und kein Erbtheil begehrt."

Lottchen war wie im Traum. Die plötzliche Todesnachricht, der seltsam frostige Empfang, den ihr der Bruder

zu Theil werden ließ — der jähe Fall von ihren freudigen Erwartungen in eine herzbeklemmende Wirklichkeit — es war zu viel für sie. Weinend legte sie den Kopf an meine Schulter, während ich sie zum Wagen zurückführte.

Ich holte eine Visitenkarte hervor, schrieb meine Adresse darauf und gab sie Lottchens Bruder mit den Worten: „Wenn Sie Ihrer Schwester etwas Geschäftliches mitzutheilen wünschen — der Weg geht durch mich. Zur Stadt, Kutscher!"

So vollzog sich die Trennung Lottchens von ihrer Familie. Mein Entschluß aber war jetzt gefaßt. Als wir wieder in der Stadt angelangt waren, ließ ich bei einem Goldschmied vorfahren.

„Was wollen wir hier?" fragte Lottchen.

„Uns an eine glückliche Zukunft binden," versetzte ich.

Sie drückte mir die Hand, als ich ihr aus dem Wagen half. Das war unsere Verlobung. Mit den goldenen Reifen an der linken Hand kehrten wir in das Gasthaus zurück.

Als es in den Kreisen, worin ich verkehrte, bekannt wurde, daß ich die Absicht hatte, eine ehemalige Bonne, ein ganz junges Ding, zu meiner Gemahlin zu erheben, erfolgte ein allgemeines Kopfschütteln und Achselzucken über diesen „dummen Streich" eines Fünfundvierzigjährigen. Ich machte mir nichts daraus; ich versuchte nicht einmal, die öffentliche Meinung zu Gunsten Lottchens zu stimmen, indem ich die Geschichte meiner Ueberfahrt von Rangun nach Bremen erzählte. Wahrscheinlich würde es mir doch nichts geholfen haben. Wie die Welt nun einmal ist: Vorurtheile sind ebenso wenig zu entfernen, wie Flecken aus Marmor; eben glaubt man sie ausgetilgt zu haben, da schimmern sie wieder durch.

Wie die Dinge einmal lagen, war eine baldige Hochzeit für beide Theile das Beste, um aus den unklaren Ver-

hältnissen herauszukommen. Wir ließen uns sechs Wochen später in aller Stille trauen.

Nach Indien bin ich nicht wieder zurückgegangen. Mir ging an Lottchens Seite ein neues Leben auf. Ich genoß ein Glück, wie ich es mir nie hatte träumen lassen. Wahrscheinlich lächelten meine Bekannten über den verliebten alten Brummbär, der so hübsch an der Kette tanzte, die ihm ein junges unternehmendes Ding an der Nase befestigt hatte. Mich kümmerte es nicht. Und im Laufe der Zeit hatte ich die Genugthuung, daß Frau Lottchen Trinius einen dieser Spötter nach dem andern überzeugte, daß ein Mädchen nicht in eine mit Atlaß ausgeschlagene Wiege hineingeboren zu werden braucht, um zu echter Vornehmheit zu gelangen.

Kinder wachsen um uns auf und machen mir zuweilen den Kopf warm. Aber wenn ich dann Lottchen als Mutter zwischen der kleinen Bande schalten und walten sehe — immer freundlich, immer geduldig — dann schäme ich mich der Anwandlungen von Unzufriedenheit und verurtheile mich selbst zu einer Stunde Kinderstube. Und die Zeit ist mir noch niemals zu lang geworden.

Natürlich sprechen wir zuweilen von den Gefahren, die wir gemeinsam überstanden haben. Einmal sagte Lottchen: „Wir müssen eigentlich Frau Brinner sehr dankbar dafür sein, daß sie damals meine Garderobe liegen ließ.“

„Wieso?“

„Verstehst Du denn nicht? Wären wir wohl in dasselbe Boot gekommen, wenn sie nicht nur an sich selbst gedacht hätte?“

„Sehr wahr. Mit solchen Kleinigkeiten operirt das Schicksal! Und dennoch: wenn nicht damals schon, noch unerkannt von mir, in meinem alten Herzen ein Fünkchen Liebe für Frau Brinner's Bonne gebrannt hätte — es ist

doch die Frage, ob es zur Trennung zwischen euch gekommen wäre."

Ihre Augen leuchteten auf. „Wirklich?"

„Aber in Lottchen Drude kam solch' ein Fünkchen erst später . . ."

„Was weißt Du davon?" fiel sie mir in die Rede. „O Du blinder Onkel Trinius!"

Sie legte die Arme um meinen Hals und schloß mir den Mund mit Küssen.

Die „Söhne des Scheingefechts“.

Bilder aus dem chinesischen Theater. Von **Hans Gerstner.**

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Eine chinesische Theatertruppe, die erste überhaupt, welche nach Europa kommt, gibt gegenwärtig in Berlin Vorstellungen, die natürlich das lebhafteste Interesse des Publikums erregen. Der Krieg zwischen China und Japan ist der Anlaß, daß diese bezopften Künstler vor den „Barbaren des Westens“ auftreten. Wie nämlich bei uns in Fällen der Landestrauer, so werden im „Reiche der Mitte“ während eines Krieges die Theater geschlossen, und dieser Umstand hat die erwähnte Truppe auf den Gedanken einer europäischen Gastspielreise gebracht.

Da nun aber gewiß nicht alle unsere Leser diese Wandergesellschaft zu sehen bekommen werden, das allgemeine Interesse aus Anlaß der kriegerischen Verwickelungen in Ostasien jedoch gegenwärtig mehr als je auf China gerichtet ist, so dürfte eine Schilderung des chinesischen Theaters und seiner Einrichtungen, die überall genau dieselben sind, sicherlich willkommen sein.

Der Ursprung des chinesischen Theaters verliert sich im Dunkel der Zeiten. Noch gegenwärtig verräth das chinesische Drama sein Hervorgehen aus der Musik und der Pantomime dadurch, daß der Gesang dominirt und pantomimische Scenen, die oft sogar mit Akrobatik verbunden

sind, hinein greifen. Ursprünglich hat der Dialog nur eine erläuternde Verbindung der Gesänge gebildet.

Als Urheber des regelrechten Dramas wird Kaiser Hiuentsong (702—756 n. Chr.) angeführt, der aus Wechselrede und Wechselgesang das erste Drama geschaffen haben soll. Aber erst in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gründete Kaiser Hong Hai die erste Bühne zu Peking, an der berufsmäßige Darsteller auftraten. Liebhabertheater dagegen hat es in China bereits seit alter Zeit gegeben, deren Ursprung in poetischer Weise auf einen Traum des Kaisers Ming Wang, der vor etwa fünfhundert Jahren regierte, zurückgeführt wird.

Dieser Herrscher fand sich im Traume auf den Mond versetzt, wo er Berg und Thal durchstreifte und allerhand wunderbare Dinge sah. Ueberirdische Töne schlugen an sein Ohr, und gar liebliche Wesen in prachtvollen Gewändern erblickten seine Augen. Nach dem Erwachen beschloß der Kaiser, seiner zärtlich geliebten Gemahlin ebenfalls die Herrlichkeiten dieses Traumes vorzuführen. Es ward deshalb in dem kaiserlichen Birnengarten ein Gebäude aufgeführt, auf dessen Bühne jüngere Edelleute des Hofes, nach den Angaben Ming Wang's kostümirt, die Genien, welche ihm im Traume erschienen waren, darstellen mußten. Aus diesem Grunde heißen noch heute die Mitspieler bei einem Liebhabertheater oder Mandarinentheater, wie man in China sagt, „Jüngere Brüder aus dem Birnengarten“, während die berufsmäßigen Schauspieler die „Söhne des Scheingefechts“ genannt werden, um anzudeuten, daß auf der Bühne nicht wirkliches, sondern nur fingirtes Leben sich abspielt.

Es gibt in China nur wenige stehende Theater in den größeren Städten; meist sind es Wanderbühnen, umherziehende Gesellschaften, die nur wenige Tage an einem und demselben Orte weilen. Sie spielen in Bambuszelten mit

Vorhängen oder in höchst primitiven Buden, die aber häufig so groß sind, daß sie mehrere tausend Besucher fassen können, da die Chinesen aller Stände eine leidenschaftliche Vorliebe für theatralische Darstellungen hegen. Die Folge



Der Eingang eines chinesischen Theaters.

der Eile, mit der solche „fliegenden Theater" errichtet werden, sind häufige Unglücksfälle; gar nicht selten bricht solch' ein Musentempel dem Publikum über den Köpfen zusammen. Sehr oft werden derartige Wandertruppen auch in die Häuser reicher Leute entboten, um dort Privatvorstellungen zu geben.

Aber auch unter den erwähnten stehenden Bühnen darf

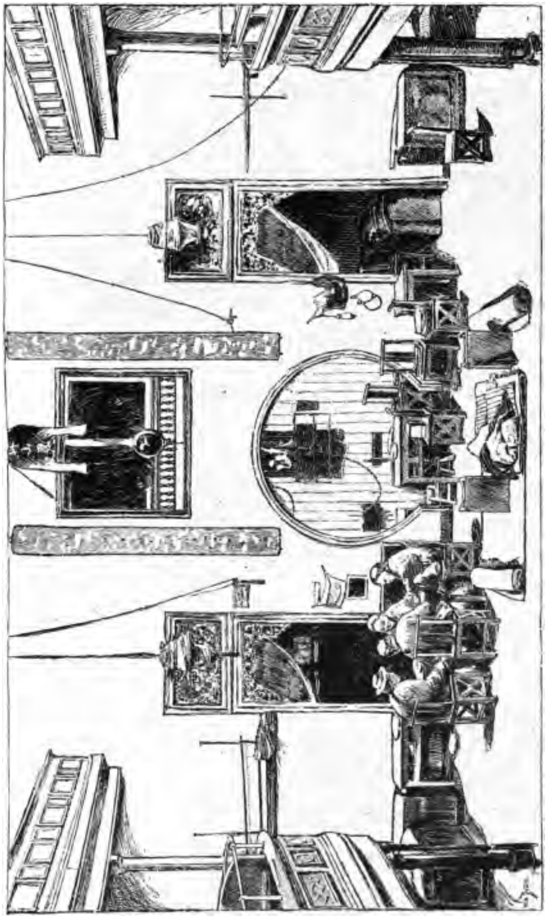
man sich durchaus keine prächtigen Bauten gleich unseren Theatern vorstellen. Es sind niedrige, unscheinbare Gebäude, die allerdings im Innern hinreichenden Raum bieten. Meist führen von der Straße Treppen zu dem Zuschauerraum empor; vor den Eingangsthüren hängen Papierlaternen und an den Außenwänden und in der Nähe des Theaters thun sich Verkaufsbuden, Theehandlungen u. s. w. auf.

Das chinesische Theaterwesen schließt alle Illusionen aus: es gibt keinen Vorhang, kein Proscenium, keine Scenerie und keine Kulissen. Der bei uns als Parkett oder Parterre bezeichnete Zuschauerraum liegt auf gleicher Höhe mit der Bühne, in deren Hintergrund das Orchester sitzt. In der Hinterwand der Bühne befinden sich zwei Thüren, durch welche die Schauspieler auftreten und abgehen; oben ist eine Loge für die nicht im Stücke beschäftigten Schauspieler. Die ganze Einrichtung lernt man am besten kennen, wenn man ein chinesisches Theater am Vormittage besucht. Man findet dort auch gewöhnlich die ganze Truppe versammelt, da sie Alle eng zusammenhalten und sich nach außen hin abschließen.

Es kommt das daher, weil der Stand des Schauspielers in China noch, wie vordem in Europa ebenfalls, wenn auch nicht gerade verachtet, so doch auch nicht geachtet ist. Der Schauspieler büßt seinen Rang ein, kann nicht in den Staatsdienst eintreten, und auch die gute Gesellschaft ist ihm und den Seinigen verschlossen. Sie heirathen daher fast nur untereinander, und ihre Kinder werden wieder Schauspieler, weil ihnen der Weg zu anderen Gewerben verschlossen ist.

Die Frauenrollen werden im Allgemeinen, wie in England zu Shakespeare's Zeit, durch Knaben und Jünglinge gespielt, jedoch nicht ausschließlich, wie man oft irrthümlich in Reisebeschreibungen liest. Es gibt auch Schauspielerinnen,

z. B. befinden sich unter der jetzt in Europa gastirenden Truppe fünf Frauen, von denen sich namentlich Ao-Yoph,



Das Innere eines chinesischen Theaters am Vormittage.

die Frau des Direktors, durch ihre zierliche Erscheinung bemerkbar macht. Niemals aber widmet sich eine Frau

aus besserem Stande der Bühne. Hinter der Scene befindet sich ein besonderes Zimmer, in dem die Schauspieler sich schminken, soweit dies für ihre Rolle erforderlich ist. Nur die Träger bestimmter Rollen nämlich, wie z. B. aller ausländischen „Barbaren“, der Rebellenführer in historischen Stücken, die Darsteller von Seeräubern u. s. w. müssen sich mit weißer, rother oder brauner Farbe möglichst scheußlich bemalen. Ebenso spielen Perrücken, falsche Bärte und Masken (für Götter und Dämonen) eine große Rolle.

Jeder Schauspieler hat sein Rollenfach, aus dem er nur in den seltensten Fällen heraustritt; daraus ergibt sich die Nothwendigkeit einer sehr starken Truppe, zu der immer auch eine erhebliche Anzahl von Choristen und Gehilfen, sowie verschiedene Akrobaten gehören. Die Gage der Künstler richtet sich nach den Rollen, welche sie spielen. Die glücklichen Mimen, welche Könige, Kaiser, Prinzen, Generäle und hohe Beamte zu verkörpern haben, erhalten für die gegen zehn Monate dauernde Spielzeit etwa 400 bis 600 Mark unseren Geldes. Die Künstler zweiter Klasse, die als biedere Bürger, niedere Beamte, Kaufleute, Dämonen u. s. w. auftreten, erhalten schon weniger, und am schlechtesten bezahlt sind die jungen Leute, welche Frauenrollen spielen, denn diese bekommen nur 25 bis 40 Pfennig für die Vorstellung.

Die gewöhnliche Dauer einer Vorstellung beträgt sieben bis acht Stunden, meist aber ist das Stück damit noch keineswegs beendet, sondern die Handlung geht am nächsten Tage munter weiter und dauert mitunter sogar wochenlang. Vielfach zahlen die Besucher, die über ihre Zeit nicht frei verfügen können, ihren Kunstgenuß stundenweise. Uebrigens ist in China der Zutritt zum Parterre unentgeltlich, und nur die Besucher der Logen oder Gallerien zahlen je nach der ihnen gebotenen Bequemlichkeit ein höheres oder niedrigeres Eintrittsgeld.



Chinesischer Schauspieler, sich schminkend.

Werfen wir nunmehr einen Blick in den Zuschauerraum, der sich zu der für den Beginn der Vorstellung angesetzten Zeit rasch füllt. Ueberall sind Plakate angeschlagen, die theils Sinnsprüche, theils Anweisungen

bezüglich des Verhaltens der Zuschauer enthalten. Ueber der Eingangsthür sind gewöhnlich allegorische Darstellungen zweier Naturerscheinungen angebracht, welche die Chinesen sich ganz und gar nicht zu erklären vermögen, nämlich der Wasserhose und der Sonnenfinsterniß. Erstere wird dargestellt durch einen Drachen, der eine Wassersäule ausspeit; letztere durch eine Fledermaus, welche die Sonne verschlingt.

Kopf an Kopf drängt sich in dem übervollen Hause. Die Frauen aus dem Volke und dem Mittelstande bringen meist ihre Kinder mit, und die von ihnen besetzte Frauengallerie gewährt einen höchst originellen Anblick. Vielfach sind auch vergitterte Logen für die Damen vorhanden.

Bei der erwähnten langen Dauer der Vorstellungen ist es kein Wunder, daß viele Zuschauer Speisevorräthe mitbringen, was die ohnehin schon sehr dumpfe und übelriechende Luft in dem Hause nicht verbessert. Auch bieten Zuckerwerkhändler und andere Verkäufer während der Vorstellung ihre Waaren mit lauter Stimme aus; Thee wird in unglaublicher Menge ausgeschenkt.

Alle Stücke, welche das chinesische Theater besitzt, zerfallen in folgende vier Arten: Geschichtsdramen, Familienschauspiele (nach Art der „Waise von Tschao", die Voltaire bearbeitet hat), Charakter- und Intriguen-Lustspiele und Zauberdramen. Letztere bilden wohl die eigenartigste Kunstgattung des chinesischen Theaters, weshalb wir die Handlung eines solchen in ihren Hauptzügen wiedergeben wollen.

Vorher sei noch bemerkt, daß die Ausstattung der Bühne ziemlich ärmlich ist und an die Einbildungskraft der Zuschauer die höchsten Anforderungen stellt. Einige Tische und Stühle sind Alles. Soll ein Thron dargestellt werden, so wirft man ein Stück Zeug über einige Stühle; Berge werden durch einige übereinander gehäufte Stühle angedeutet. Wenn der Schauspieler das eine Bein eine gewisse Zeit lang in die Höhe hält, so deutet das an, daß

er zu Pferde sitzt. Läßt er seine Peitsche durch die Luft pfeifen, so sagt das dem Zuschauer, daß er im Galop



Ein Seeräuber.

davonsprengt. Erscheint er dagegen mit zwei viereckigen Stücken Zeug in den Händen, auf denen rothe Räder gemalt sind, so sitzt er im Wagen; will er aussteigen, so reicht er die Stücke einem Theatergehilfen, der sie unter

den Arm nimmt. Spielt sich eine Scene auf einem Schiffe ab, so erscheint ein Gehilfe mit einem Ruder, das er wie



Maske eines Königs.

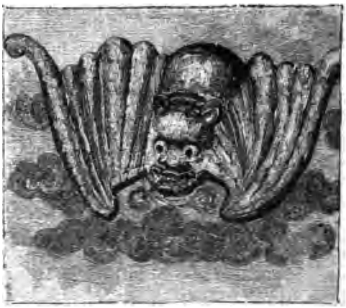
ein Steuerruder hält und womit er Schritt für Schritt hinter einem der Schauspieler hergeht. Ein kriegerische Aktion geht in der Weise vor sich, daß zuerst eine Gruppe von Leuten mit Fahnen durch die Thür auf der rechten



Auf der Frauengallerie.

Seite auftritt und durch die zur Linken verschwindet; dann kommt eine Anzahl Anderer, die andere Fahnen tragen, von links, um sich durch die Thür auf der rechten Seite zurückzuziehen.

Eine Art Herold verkündet zuerst den allgemeinen Inhalt des Stückes; jeder Schauspieler, der auftritt, nennt sogleich seinen Namen und die Lokalität, in der er sich befindet, z. B.: „Ich bin Li, der Seidenhändler, trete in einen Garten und setze mich auf einen schwarzen Felsen im Schatten eines blühenden Pflaumenbaumes; der Himmel ist heiter.“ Gespenster, Geister und Götter theilen dem Publikum mit, was sie beabsichtigen, wie überhaupt alle Auftretenden die Zuhörer auf alle mögliche Weise in den Gang des Stückes einweihen.

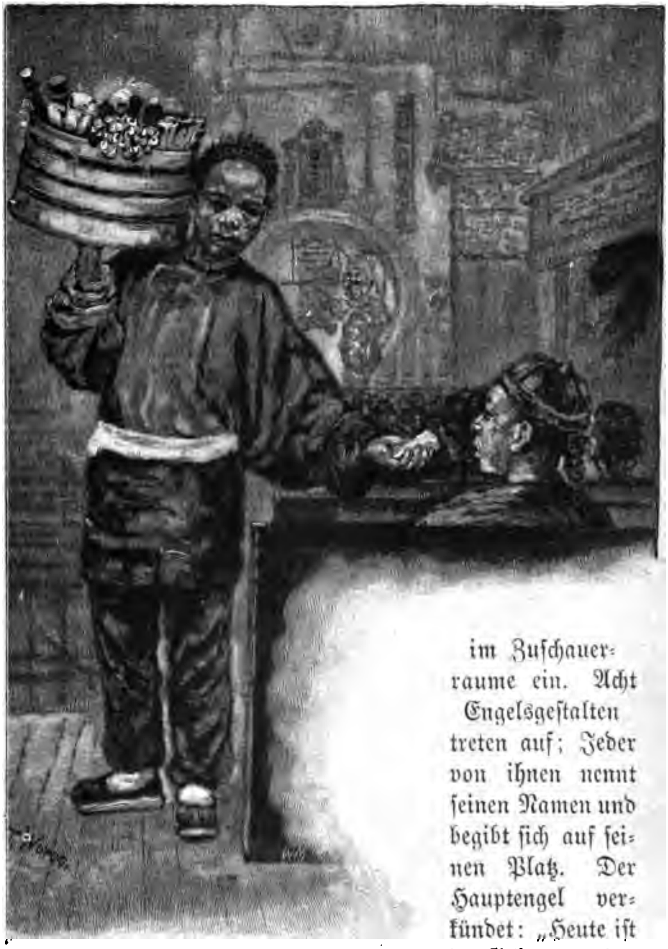


Allegorische Darstellung der Sonnenfinsterniß.

Im Gegensatze zu der armseligen Bühnenausstattung sind die Kostüme meist ungemein prachtvoll aus schweren, feinen Seidenstoffen, oft mit reicher Kunststickerei versehen und nach alten Mustern hergestellt.

Einige Schwärmer, die abgebrannt werden, künden der schon ungeduldig werdenden Zuhörerschaft an, daß das Stück anfängt. Sofort beginnt auch das Orchester seine primitive und höchst einförmige Musik, die vorzugsweise durch Flöten, Klarinetten, eine Art von Cymbal, Trommeln und Gongs in gedämpfter Weise hervorgebracht wird. Sie begleitet den Gesang; alle Stücke sind melodramatisch.

Es tritt mit Anfang der Vorstellung alsbald tiefe Stille



Zuckerwaarenhändler.

im Zuschauerraume ein. Acht Engelsgestalten treten auf; Jeder von ihnen nennt seinen Namen und begibt sich auf seinen Platz. Der Hauptengel verkündet: „Heute ist der Geburtstag der Göttin der Barmherzigkeit. Wir wollen ihr unsere Glückwünsche darbringen.“ Das ist der Prolog, der zugleich kurz Zweck

und Inhalt des Stückes andeutet. Die Engel verlassen hierauf die Bühne, und es tritt der Affenkönig mit einem Gefolge von Affen auf. Sie durchforschen die Berge nach einem wunderbaren Pfirsich, der seinen Besitzer unsterblich macht und den sie der Göttin als Angebinde darbringen möchten. Ein großes akrobatisches Ballet veranschaulicht die schließliche Eroberung dieses Apfels, mit dem die Affen triumphirend davon ziehen.

Nunmehr erscheint Kwan Yin, die Göttin der Barmherzigkeit, mit zwei Bannerträgern und nimmt auf ihrem Throne Platz. Sie empfängt die Gottheiten der Blumen, des Westens und Ostens, die zur Feier ihres Geburtsfestes Glückwünsche abstatten, und den Affenkönig, der ihr zum Zeichen der Ergebenheit des gesammten Affenvolkes die wunderbare Frucht zu Füßen legt. Endlich bittet der König des östlichen Oceans im Namen der Versammlung die Göttin der Barmherzigkeit, sie möge doch einige ihrer überraschenden Verwandlungen vornehmen. Kwan Yin nickt Gewährung und erscheint hierauf in acht verschiedenen Gestalten, zuletzt als Schüler, der bei der letzten Prüfung den höchsten kaiserlichen Preis davongetragen hat.

Die Scene soll nun den Tempel der Göttin der Barmherzigkeit darstellen, in dem Kwan Yin und ihre Gäste auf übereinander gestellten Stühlen bis zu der oben erwähnten Loge der Schauspieler emporsteigen, die nun das Himmelsthor vorstellt, vor dem die Göttin einen Wächter aufgestellt hat. Indem die Göttinnen und Götter die Stuhlpyramide auf und ab steigen, erscheint der Gott des gemünzten Goldes, wobei das Orchester die Töne, welche das Abzählen von Goldstücken auf einer Tischplatte erzeugt, nachahmt. Er öffnet eine von ihm als Geburtstagsgeschenk mitgebrachte große Kiste voll baren Goldes und streut deren Inhalt unter die Zuschauer.

In diesem Augenblicke öffnet sich der Wunderpfirsich

und es zeigt sich ein darin versteckt gewesener Knabe, der im Munde einen mit einem symbolischen Motto versehenen Pergamentstreifen hält.

Damit ist das Stück zu Ende. Es ist, wie man sieht, eine ziemlich unvermittelte Aneinanderreihung von Scenen und Aufzügen, was jedoch durchaus nicht immer der Fall ist, wenngleich im Allgemeinen die Handlung sich meist ziemlich lose aufbaut. Die Hauptsache ist, daß nichts Frivoles vorkommt, und daß das Laster, wenn es sich zeigt, bestraft wird. Kein Wort eines Stückes darf gegen Anstand, Sitte und guten Ton verstoßen, sonst trifft das Strafgesetz den Bühnendichter mit schwerer Buße.



Der Wächter des Himmelsthores.

Die Charakterisirung ist meist sehr scharf, auf den Dialog wird vom Autor weniger Werth gelegt; sehr oft sind den Schauspielern sogar nur die Stichworte und ihre eigenen Anfangsworte vorgeschrieben, während ihnen überlassen bleibt, das Dazwischenliegende im Sinne der Tendenz des Stückes zu gestalten.

Namentlich in den historischen Stücken ist die Handlung

durchweg eine sehr lebhafte, zu deren Verkörperung das gesammte Personal aufgeboten wird. Heere, Aufzüge von Fürsten, Staatsmännern und Generalen kommen in rascher Folge durch die eine Thür auf die Bühne, um durch die andere wieder zu verschwinden. Jetzt ertheilt der Herrscher



Zwei Prinzen, in einem Stück Dame spielend.

eine Audienz, um dann mit seinem Heere in's Feld zu ziehen. Gräßliche Verbrechen werden vorgeführt und die Zuschauer durch die wildesten Ausbrüche der Leidenschaft erschüttert.

Während in einer Ecke zwei Prinzen bedachtsam Dame spielen, tobt ein König in dem Gemach umher, Alles mit wüsten Flüchen und Schwüren bedräuend; wilde Jäger, der Donnergott und allerlei Dämonen stürmen herein, und

die unablässig dazu erschallende schrille Musik trägt wesentlich dazu bei, das Publikum in Aufregung zu versetzen. —

Für das beste unter allen ihren Dramen halten die Chinesen selbst ein Stück, das „Loke-Kwog-Fong-Shung" heißt und die Gründung des chinesischen Kaiserthums durch



Ein wilder Jäger.

den ersten Minister Shung, mehrere hundert Jahre vor Christi Geburt, behandelt. Die Hauptperson ist dieser Minister, der fast allein redet, um den Zuschauern mitzutheilen, wie er bei der Prüfung den ersten Grad erhalten und dann seinem Lande hervorragende Dienste geleistet habe. Es fehlt dem Stücke fast gänzlich an Handlung, aber die prächtigen Aufzüge der darin vorkommenden sechs

Könige und ihrer Gemahlinnen entzücken jedesmal die Zuschauer in hohem Grade.

In den Intriguenlustspielen fehlt es aber auch nicht



Der Donnergott.

an fein ersonnenen, spannenden Situationen, und dem Helden eines Stückes, der gegen des Schicksals Tücke schwer ankämpfen muß, folgt das Publikum stets mit athemloser Spannung auf seinem Lebenswege, bis der schließliche gute

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Buchstaben [illegible] [illegible] zu finden.

Magenkrankheiten.

Populär-medizinische Skizze von Dr. Fr. Parkner.

(Nachdruck verboten.)

Zu den verbreitetsten krankhaften Erscheinungen, die sich bei dem Menschen einstellen, gehören unstreitig die Magenleiden, denn es dürfte wenig Menschen geben, die nicht schon wiederholt in ihrem Leben wenigstens an einer krankhaften Verstimmung des Magens gelitten hätten.

Die Häufigkeit der Magenleiden läßt sich leicht erklären. Der Magen ist dasjenige Organ des menschlichen Körpers, welches unausgesetzt arbeiten muß. Auch wenn die übrigen Theile unseres Körpers sich ausruhen, wenn wir weder eine körperliche, noch eine geistige Arbeit verrichten, so müssen wir doch essen und trinken, und nöthigen deshalb den Magen zu seiner Verdauungsthätigkeit. Es kommt aber noch ein anderer Umstand hinzu, der die Magenleiden vermehren hilft. Das ist die geringe Rücksicht, die im Allgemeinen auf das Wohlbefinden des Magens genommen wird. Kalte und warme Speisen und Getränke von der verschiedensten Zusammensetzung werden oft dem Magen in schneller Aufeinanderfolge zugemuthet und das nicht selten in Mengen, die das Nahrungsbedürfniß weit übersteigen. Unter diesen Umständen ist es dann nur zu natürlich, wenn der Magen von einer ganzen Reihe von krankhaften Erscheinungen heimgesucht wird.

Beginnen wir zunächst mit der ungefährlichsten Magen-

krankheit, dem akuten Magenkatarrh, den man gemeinhin als „verdorbenen Magen" zu bezeichnen pflegt. Derselbe entsteht durch eine einmalige Reizung der Magenschleimhaut, zumeist im Ausgangstheile des Magens, die sich durch Lockerung, Schwellung, Röthung und Absonderung von Schleim kenntlich macht. Der akute Magenkatarrh ist, wie bemerkt, unschuldiger Natur, das verhindert aber nicht, daß er bekanntermaßen recht lästig empfunden wird.

Wie alle Krankheiten, so läßt sich der Magenkatarrh nur dann vermeiden, wenn wir die Ursache seines Entstehens kennen. Diese ist fast ausnahmslos ein Diätfehler. Zu diesen gehört aber nicht nur die Ueberladung des Magens mit allzu vielen und zu verschiedenen Speisen, sondern auch die Einführung schwer oder gar nicht verdaulicher Stoffe. So gehören zu den schwer verdaulichen Nahrungsmitteln fette Speisen, wie der schmackhafte Schweinebraten und fette Kuchen aller Art. Gerade gegen fette Speisen sind gewisse Personen besonders empfindlich, während sie andere, sonst wegen der von ihnen bewirkten Verdauungsstörungen berüchtigte Nahrungsmittel gut vertragen. Auch sehr massige und wenig lockere Gerichte, wie Klöse, Puddings, grobes Brod und seifige Kartoffeln bilden öfters die Ursache des akuten Magenkatarrhs. Ferner sind schwer verdaulich die nährkräftigen Hülsenfrüchte.

Aber auch uns sonst ganz zuträgliche Genußmittel können zu Magenverderbern werden, wenn wir sie nämlich zu heiß oder zu kalt zu uns nehmen. Im Winter kann uns eine heiße Tasse Kaffee oder ein heißer Teller Suppe und im Sommer ein kaltes Glas Bier den unleidlichsten Magenkatarrh zuziehen, wenn wir diese Flüssigkeiten zu hastig zu uns nehmen. Mehr noch aber als zu hohe oder niedrige Temperaturen von Speisen und Getränken vermögen chemische Reize in Form von zu stark gewürzten oder in Zersetzung begriffenen Nahrungsmitteln die Magenschleim-

haut schädlich zu beeinflussen. Wenn man sieht, welche Unmengen von Salz, Pfeffer und Senf manche Menschen zu ihren Speisen verwenden, so ist es eigentlich ein Wunder, daß sie nicht noch häufiger am Magenkatarrh zu leiden haben. Gerade solche Gewürzliebhaber fragen sich dann oft, was wohl der Grund von ihren Magenbeschwerden sein könne, und finden darauf keine Antwort, weil alle verzehrten Speisen, die sie in Gedanken durchgehen, bis auf die starke Würzung, auf die man nicht verfällt, in der That auch unschädlich sind. Schließlich sei noch erwähnt, daß auch das Uebergehen einer oder mehrerer Mahlzeiten einen Magenkatarrh zeitigen kann. Das Uebergehen oder Hinausschieben der Mahlzeiten ist häufig bei Geschäftsleuten die Ursache von Magenstörungen, da diese infolge ihres Berufs oft behindert sind, eine regelmäßige Tischordnung einzuhalten. Als äußeres Zeichen dafür, daß der Magen aus seiner Ordnung gerathen ist, bemerkt man dann, wenn die Mahlzeit über die gewohnte Zeit hinausgeschoben worden ist, das Verschwinden des Appetits.

Wer daher öfters an akutem Magenkatarrh leidet, wird, wenn er über die angeführten Ursachen Umschau hält, vielleicht in der einen oder anderen den wahren Grund seiner Beschwerden entdecken und sich durch Vermeidung desselben in Zukunft vor ihnen zu schützen wissen, während er bisher sich immer auf einer falschen Fährte befand und infolge dessen trotz aller Vorsicht stets wieder ihnen zum Opfer fiel.

Die Symptome des Magenkatarrhs sind bekannt. Die Appetitlosigkeit, der reiche Belag der Zunge mit dem ausgesprochenen Gefühl der Trockenheit im Munde sind ein Zeichen, daß gleichzeitig ein Mundkatarrh besteht. Der fade Geschmack alles Genossenen, sowie das brennende Gefühl im Rachen, das mit dem Namen Sodbrennen bezeichnet wird, bekunden das Vorhandensein einer abnormen Gährung im Magen.

Sorgfältige Diät, in stärkeren Fällen sogar Fasten während eines oder zweier Tage, sowie Beschränkung der Flüssigkeitszufuhr sind das sicherste Mittel zur Erholung der angegriffenen Schleimhaut. Für gewöhnlich genügt früh und Abends Thee, nur mit etwas Milch oder Zwieback, und Mittags Schleimsuppe aus Gries oder Mehl. Als Getränk eignet sich am besten frisches Wasser oder Selterswasser. Gegen Uebelkeit und Erbrechen wirkt gut das Verschlucken von Eisstückchen, während gegen etwaige heftige Magenschmerzen Breiumschläge aus Roggenmehl vortreffliche Dienste leisten. Erst wenn alle Krankheitserscheinungen verschwunden sind, darf man wieder zu Fleisch und festerer Kost übergehen.

Gewöhnlich hält der Magenkatarrh nur wenige Tage an, zuweilen dauert er aber auch durch die häufige Wiederholung der Reizwirkungen längere Zeit an und gestaltet sich dann zum chronischen Magenkatarrh. Dieser chronische, langwierige Magenkatarrh kann aber auch von vornherein entstehen und namentlich durch Alkoholmißbrauch. Es ist dazu nicht nöthig, daß Jemand täglich große Massen von Bier oder auch Branntwein trinkt, sondern auch kleinere Mengen des letzteren, Tag für Tag regelmäßig genossen, reichen aus, um einen chronischen Magenkatarrh hervorzurufen. Selbst die sogenannten Frühstücksschnäpschen sind nach zahlreichen Beobachtungen bei empfindlichen Naturen genügend, da sie in regelmäßiger Wiederkehr die Schleimhäute des Magens reizen, dieses Magenleiden herbeizuführen.

Die Symptome des chronischen Magenkatarrhs sind im Großen und Ganzen dieselben wie beim akuten Magenkatarrh, nur daß sie eben nach der Natur der Sache nicht nach einigen Tagen wieder zurückgehen, sondern sich über eine längere Zeit, nach Umständen über Jahre, erstrecken. In vielen Fällen erfolgt Erbrechen kurz nach der Mahlzeit

oder wenige Stunden darauf; regelmäßig nach dem Aufstehen am Morgen bei Trinkern. Zur Beseitigung des chronischen Magenkatarrhs sind strenge diätetische Maßregeln das einzige Mittel. Vor Allem ist eine späte Einnahme der Abendmahlzeiten unbedingt zu vermeiden, da an chronischem Magenkatarrh Erkrankte während des Schlafes fast gar nicht verdauen, und die aufgenommenen Speisen darum ohne Weiteres einer abnormen Gährung verfallen. Sodann ist streng auf regelmäßige Einnahme der Mahlzeiten, auf genügende Zerkleinerung und mäßige Temperatur der Speisen zu achten. Die viel verbreitete Gewohnheit des hastigen Essens muß aufgegeben und den übeln Folgen eines schadhaften Gebisses durch künstlichen Zahnersatz abgeholfen werden. Hinsichtlich der Diät soll der Kranke trotz Innehaltung gewisser Vorschriften nur seiner persönlichen Geschmacksrichtung und Neigung Rechnung tragen und sich nicht zwingen, auch noch so geeignete Speisen zu sich zu nehmen, wenn sie ihm widerstehen.

Im Allgemeinen sind die durch ihre chemische oder mechanische Beschaffenheit reizenden Speisen zu vermeiden, also alle sauren, stark gesalzenen und gewürzten Nahrungsmittel, sodann alle fetten Stoffe, weil durch die fettige Umhüllung die Einwirkung des Magensaftes beeinträchtigt wird, ferner die verholzten Gemüse, die Kohlarten und Mehlspeisen. Denn gerade die letzteren geben infolge ihres Stärkegehaltes einerseits das Material ab, das so leicht der mit Recht gefürchteten Gährung Vorschub leistet, andererseits ist die Menge, in der sie zugeführt werden müssen, um den Stoffwechsel zu decken, häufig zu groß, um von dem Magensaft bewältigt und verdaut zu werden, und hieraus ergibt sich dann eine reichliche Gelegenheit zur Stauung und Zersetzung. Frisches oder schwarzes Brod ist schädlich, gut vertragen wird dagegen Zwieback. Erfahrungsgemäß ist auch der Kaffee bei chronischem Magenkatarrh von nachtheiligem Ein-

fluß auf die Schleimhaut, weshalb er am besten durch Thee mit etwas Milch ersetzt wird. Es dürfen daher genossen werden einfache, nicht mit Mehlzusatz hergestellte Suppen, Eier und die weicheren Fleischsorten, wie Kalbfleisch, junges, aber nicht fettes Geflügel und Wild. Alles das stets in geringer, durch die Wage zu kontrolirender Menge. Man esse stets nur wenig auf einmal, dafür aber öfter. Das Uebel ist sehr lästig und langwierig, und setzt die Geduld des Kranken wie des Arztes auf eine harte Probe.

Auf Grund des chronischen Magenkatarrhs kann sich zuweilen ein anderes Magenleiden, die Magenerweiterung entwickeln, indem das Gewebe der Magenwand aufgelockert, die Muskulatur weniger widerstandsfähig, und die Magenbewegung träg und unzureichend wird, wodurch naturgemäß die Austreibung der Speisen nur in unvollständiger Weise vor sich gehen kann, und nun eine Erweiterung der Magenwand erfolgt. Die Erweiterung betrifft gewöhnlich nur den unteren Theil des Magens, mitunter allerdings so stark, daß er sich in einem großen Bogen über den ganzen Unterleib bis in das kleine Becken hinein ausspannt, während unter normalen Verhältnissen der Magen nie bis unter den Nabel hinabreicht. Die Erweiterung des Magens bedingt eine Zurückhaltung der genossenen Speisen, die, weil sie in der tiefen Ausbuchtung desselben liegen, nur zu einem Theil durch den Ausgang des Magens in den Darm gelangen können und nun im Magen abnorme Gährungen eingehen. Die Folge davon ist Erbrechen. Das Erbrechen stellt sich meist aber erst dann ein, wenn durch die über mehrere Tage sich fortsetzende Anhäufung der Magen auf's Höchste ausgedehnt ist. Ohne die dem Brechakt sonst anhaftenden Beschwerden werden dann zur großen Erleichterung des Kranken bedeutende, arg saure und häufig schäumende Massen entleert. Allgemeinerscheinungen, wie Appetit-

losigkeit, Vollsein und Druck in der Magengrube gesellen sich dazu. Ferner wird durch infolge der Gährungen immer wieder von Neuem gebildete Gase das Zwerchfell nach oben gedrängt, wodurch häufig Athemnoth und Beklemmung hervorgerufen wird. Desgleichen tritt bei dem nahezu gänzlichen Fehlen der Auffaugung des Speisebreies und dem andauernden Erbrechen heftiges Durstgefühl auf, das durch ein unaufhörliches, ein beständiges Gefühl von Trockenheit und Prickeln im Rachen erzeugendes Aufstoßen noch verstärkt wird. Sehr bezeichnend für die Magenerweiterung sind eigenthümlich polternde oder plätschernde Geräusche, die als Folge einer Wellenbewegung in dem mit Flüssigkeiten und Gasen angefüllten Magen bei einer Hin- und Herbewegung desselben aufzutreten pflegen. Oft fällt bei der Besichtigung auch eine starke Ausdehnung und Hervortreibung in der Nabelgegend auf.

Die Behandlung richtet sich in erster Linie gegen die Anstauung der Speisen und ihre Zersetzung. Werden nämlich die angestauten Massen immer zur rechten Zeit entleert und wird eine weitere Ansammlung und Gährung verhindert, so fallen damit die Schädlichkeiten fort, die der Magenerweiterung immer wieder Vorschub leisten und sie erhöhen. Daher muß eine Säuberung des Magens vorgenommen werden. Dies geschieht dadurch, daß man durch die Speiseröhre einen einfachen Heber, an dessen Ende sich eine Sonde aus weichem Gummi befindet, in den Magen einführt. Es wird durch ihn so lange lauwarmes oder auch kaltes Wasser, wenn man die Magenwand zu einer Zusammenziehung anzuregen beabsichtigt, in den Magen geleitet, bis das rückfließende Wasser vollständig klar erscheint. Dann ist die Ausspülung sorgfältig vorgenommen, und es sind dann alle Gährungsvorgänge unmöglich gemacht. Der Eingriff muß natürlich zuerst vom Arzt ausgeführt werden, bald sind aber die Patienten bei gehöriger

Anleitung so geschickt, daß sie die Prozedur, die am zweckmäßigsten anfänglich täglich, später jeden zweiten Tag wiederholt wird, selbst vornehmen können. Auch hier ist die Diät besonders zu regeln. Die Kost muß leicht verdaulich sein, einen sehr geringen Rauminhalt umfassen und möglichst wenig oder gar keine gährungsfähigen Stoffe enthalten. Man hat daher die Hülsenfrüchte und zuckerhaltigen Stoffe zu vermeiden und sich hauptsächlich auf Fleischkost in den leicht verdaulichen Formen zu beschränken. Den entschiedensten Nutzen bringt eine trockene Kost. Daher ist die Flüssigkeitszufuhr von Suppen und Getränken auf ein möglichst geringes Maß zurückzuführen.

Veranlassung zur Magenerweiterung kann auch ein Magengeschwür geben, wenn es sich nämlich am Ausgang des Magens in den Darm, am sogenannten Pförtner, bildet. Dadurch wird eine Verengerung der Passage bewirkt, die den Durchtritt des Speisebreies erheblich hemmen kann. Die Größe der Magengeschwüre, die aber auch ohne Magenerweiterung häufig auftreten, schwankt zwischen dem Umfang einer Linse und eines Fünfmarkstückes, doch hat man auch Magengeschwüre von der Ausdehnung eines Handtellers und darüber aufgefunden. Magengeschwüre von geringerer Ausdehnung kommen vielfach, und ohne besondere Merkmale zu hinterlassen, von selbst zur Heilung. Ein nicht geringer Theil der größeren heilt zwar ebenfalls, hinterläßt jedoch mehr oder weniger hochgradige narbige Zusammenziehungen, die dann eine Verengerung an der betreffenden Magenpartie nach sich ziehen. Zeigt das Magengeschwür keine Neigung zur Heilung, so dringt es unaufhaltsam in die Tiefe, zerstört die Magenwand und kann in den Bauchraum durchbrechen. Allerdings wird diese Möglichkeit meist dadurch verhindert, daß, bevor das Geschwür die äußere Oberfläche des Magens erreicht, an der bezüglichen Stelle eine theilweise Bauchfellentzündung entsteht, wodurch

eine Verwachsung der äußeren Magenwand mit den benachbarten Organen eintritt, und der drohende Durchbruch verhindert wird. Auf diese Weise bilden sich Verwachsungen mit der Bauchspeicheldrüse, mit der Milz, der Leber, einem anliegenden Darmstück und sogar mit der vorderen Bauchwand.

Die Entstehungsursachen sind in allen Fällen noch nicht vollständig aufgeklärt. Wahrscheinlich spielen Störungen im Blutumlauf, besonders gewisse Stauungsvorgänge, eine Rolle, wozu dann die Wirkung des Magensaftes tritt, der das absterbende Schleimhautgewebe verdaut. Besonders empfänglich für dieses Leiden ist das jüngere Alter und namentlich das weibliche Geschlecht, das einen weitaus höheren Bruchtheil als die Männer zu dieser Krankheit zu stellen pflegt. Das Kindesalter und das höhere Alter bleibt von dem Leiden fast gänzlich verschont.

Die Beschwerden sind zuweilen so gering, daß die Kranken gar nicht die Hilfe des Arztes aufsuchen. Das Verlangen nach Speise ist dann vollkommen befriedigend, ja es kann mitunter noch gesteigert sein. In der Regel treten allerdings Appetitmangel, Aufstoßen, Erbrechen auf. Sehr bestärkt wird die Annahme von dem Vorhandensein eines Magengeschwürs durch häufig nach Nabel, Brust und Armen ausstrahlende Schmerzen, die durch Druck auf eine ganz bestimmte, umschriebene Stelle merklich hervortreten und sich steigern. Sie halten bis zu zwei Stunden an. Gesellt sich dazu Blutbrechen, so ist an einem Magengeschwür nicht zu zweifeln. Gewöhnlich wiederholt sich die das Blutbrechen bedingende Magenblutung gleich innerhalb weniger Tage.

Das Magengeschwür verheilt zuweilen in einigen Wochen, mitunter zieht es sich aber auch viele Monate lang hin. Da man auf den Magen nicht unmittelbar einwirken, und er ebenso wenig völlig ruhig gestellt werden kann, weil

sonst die Kranken mehrere Wochen hungern müßten, so muß mit um so größerer Strenge die Vermeidung aller derjenigen Nahrungsmittel beobachtet werden, welche durch ihre Beschaffenheit größere Anforderungen an die Thätigkeit des Magens stellen. Die Ernährung des Kranken hat sich daher auf flüssige Nahrung zu beschränken, die anfangs nur aus dünnem Thee, aus entfetteten, schleimigen Fleischsuppen, aus Fleischbrühe und aus rohem oder weich gekochtem Eidotter bestehen darf und möglichst kühl verabreicht werden muß. Nach drei bis vier Wochen darf man dann beim Nachlaß der Erscheinungen allmälig zu anderen, leicht verdaulichen Speisen übergehen, wozu Milchspeisen, gekochtes junges mageres Geflügel und geschabtes, aber nicht gewürztes Rindfleisch gehören. In den sich daran schließenden Wochen können dieselben Fleischspeisen in gebratenem Zustande gegeben werden. Zu diesem Zeitpunkt darf der Kranke auch etwas leichten Wein oder ein wenig gutes Bier genießen. Besser ist es aber, er läßt das ganz, wie bei allen Magenkrankheiten. Grundsätzlich soll der Kranke am Abend nur flüssige Nahrung geraume Zeit hindurch zu sich nehmen. Einen wohl verdienten Ruf hat sich beim Magengeschwür die ausschließliche Milchdiät erworben. Die Milch wird, falls sie vertragen wird und nicht Widerwillen erregt, gekocht genossen und, um störende Gerinnungen im Magen zu verhindern, sehr oft und nur immer in kleinen Mengen genommen.

Wenden wir uns schließlich zu der gefürchtetsten Magenkrankheit, zum Magenkrebs. Der Magen wird von allen Organen und Geweben des Körpers überhaupt am häufigsten vom Krebs befallen. Der Sitz des Magenkrebses ist meistens die Verbindungsstelle zwischen Magen und Darm, der sogenannte Pförtner, den er gewöhnlich ringförmig umgibt. Der Magenkrebs kann in verschiedenen Abarten auftreten, so daß man ihn als Bindegewebskrebs, mit derber, faseriger

Beschaffenheit, als Markschwamm, mit weichem, an grau- lichem Saft reichen Gewebe, und als Gallertkrebs, mit körnigem, gallertartigem Aussehen, bezeichnet. Diese Arten gehen aber vielfach ineinander über oder bestehen gleich- zeitig nebeneinander, so daß beispielsweise die Geschwulst zum Theil faserigen, zum Theil gallertigen Charakter tragen kann. An den oberflächlichen Parthien des Krebses tritt zudem außerordentlich schnell eine Zersetzung ein, die zur Geschwürbildung führt. Kann schon der einfache Magen- krebs, namentlich beim Sitz am Pförtnertheil, den Magen- raum bedeutend verengern und dadurch die gefährlichsten Folgezustände bedingen, so birgt das Krebsgeschwür mit seinen charakteristisch wallartig und pilzförmig aufgeworfenen Rändern, mit seinem zerklüfteten, mißfarbig grauschwärz- lichen Grunde und seiner ausgesprochenen Neigung zur Ausdehnung eine noch viel größere Gefährdung des Ge- sammtorganismus in sich, da es sowohl durch Annagung von Blutgefäßen zur Entstehung von Blutungen Anlaß geben kann, als auch die Entwickelung von krebsigen Neu- bildungen in benachbarten Organen des Körpers, am häufigsten in der Leber, dann in der Bauchspeicheldrüse, dem Netz, dem Bauchfell, der Milz und den Nieren be- fördert, indem krebsige Geschwürtheilchen mit der Blut- bahn fortgeführt und nach diesen Körpertheilen verpflanzt werden.

Für die Entstehung des Magenkrebses wirkt, wie bei allen Krebsen, das höhere Alter begünstigend ein. Be- sonders kommt der Zeitraum von 35 bis 65 Jahren in Betracht. Die Versuche, die Krebsbildung auf Bakterien oder andere Mikroorganismen zurückzuführen, haben bis jetzt noch kein Ergebniß gezeitigt. Dagegen steht fest, daß sich der Magenkrebs leicht auf dem Boden eines chronischen Magenkatarrhs, eines Magengeschwürs oder dessen Narbe entwickelt. Daß ungeeignete Nahrung, wie überreichliche

Zufuhr von pflanzlichen Stoffen und verholzten Gemüsen, mit der Zeit ebenfalls den Anlaß zum Magenkrebs liefern können, darf ebenso als zweifellos angesehen werden. So beobachtete man in einem Theil der bayrischen Oberpfalz, wo Kartoffeln, Sauerkraut und grobes, aus Roggen und Hafer hergestelltes Schwarzbrod zu den Hauptnahrungsmitteln gehören, eine auffallend häufige Erkrankung an Magenkrebs, und ähnliche Wahrnehmungen machte man auch anderwärts.

Die Symptome sind zuweilen in der ersten Zeit nur gering, dennoch fehlen niemals die allgemeinen Zeichen einer gestörten Verdauung. So hat man auch neuerdings dargethan, daß gerade beim Magenkrebs die freie Salzsäure im Magensaft fast regelmäßig dauernd fehlt, und daß überhaupt bedeutende Veränderungen in der chemischen Zusammensetzung des Magensaftes, sowie eine gestörte Aufsaugungsfähigkeit der Schleimhaut sich ausbilden. Aus der Untersuchung des Magensaftes auf freie Salzsäure ist heute dem Arzt ein wichtiges Mittel zur Erkennung des Magenkrebses erwachsen. Regelmäßig zeigt sich Erbrechen. Das Erbrochene hat häufig wegen kleinerer Magenblutungen eine kaffeesatzartige oder chokoladene Färbung. Sehr bedeutsam ist ferner das Fühlbarwerden einer knolligen Geschwulst in der Magengegend. Außerdem bleiben Schmerzen mit nagendem, bohrendem und stechendem Charakter nicht aus, die nach der Mahlzeit und auf Druck zunehmen, aber nicht so heftig sind, wie beim Magengeschwür.

Die Dauer des Bestehens eines Magenkrebses schwankt zwischen einem Monat und zwei Jahren. Der Ausgang ist bekanntlich ungünstig. Ein Mittel zur Bekämpfung der Krankheit steht bis jetzt der Wissenschaft noch nicht zur Verfügung. Sie muß sich damit begnügen, durch schmerzstillende Medikamente und geeignete Diät das Leiden des Kranken nach Möglichkeit zu lindern und ihm das Leben nach

Kräften zu verlängern. Auch die sogenannte Magenresektion, d. h. die Ausschneidung des erkrankten Magentheiles, ist ein chirurgisches Kunststückchen, das nur selten zum Ziele führt. Die Kranken bekommen meist nach kurzer Zeit einen Rückfall und sterben doch. Alles, was wir thun können, ist, das Entstehen eines Magenkrebses durch geeignete Diät zu verhindern.

Wenn auch die leichteren Formen der Magenkrankheiten häufig von selbst wieder vergehen, so sollte man sie doch nicht für zu gering achten. Denn, wie erwähnt wurde, es gehen aus ihnen nicht allzu selten auch bedenklichere Magenleiden hervor. Daher sollte man auch hier, wenn die Beschwerden sich öfters wiederholen und lästiger werden, nicht zögern, den Rath des Arztes einzuholen, weil bei einer zeitigen sachgemäßen Behandlung sich bedrohlicheren Erscheinungen noch erfolgreich vorbeugen läßt.

Antike und moderne Faustkämpfer.

Ein Kapitel aus der Geschichte des Sports.

Von

Signor Saltarino.

Mit 2 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Faustkampf entstammt dem frühesten Alterthum, denn lange vor Verfertigung aller Waffen mußten sich die Menschen der Fäuste als natürliche Vertheidigungsmittel bedienen. Besonders die alten Griechen hatten den Faustkampf zu einer förmlichen Wissenschaft erhoben, die ebenso gelehrt wurde wie Philosophie und die schönen Künste. Auf den Gymnasien ließen sich die Jünglinge darin von kundigen Lehrern unterweisen, die mit allen „Tricks" und Finten dieser rohen und ungeschliffenen Kunst vertraut waren. Bei allen öffentlichen Lustbarkeiten, religiösen Festen und Leichenbegängnissen traten auch Faustkämpfer auf.

Die besten Faustkämpfer der Griechen kamen aus Arkadien, Aegina und Rhodus. Von der letztgenannten Insel stammte auch der von Pindar besungene Diagoras, der seinen Geist aushauchte, nachdem man ihm den Sieg seiner beiden Söhne im Faustkampfe gemeldet hatte.

„Stirb, Diagoras, denn es bleibt Dir nichts mehr zu wünschen übrig!" rief ihm ein Lacedämonier zu.

Und der alte Faustkämpfer starb glücklich und stolz.

Es würde uns hier zu weit führen, die von Homer besungenen Kämpfe zwischen den griechischen Athleten zu schildern, nur des Kampfes sei Erwähnung gethan, der bei den nemeischen Spielen in Argolis zwischen Kreugas aus Epidamnus und Damoxenos aus Syrakus stattfand. Der Kampf zwischen diesen Beiden drohte bis in die Nacht hinein zu dauern, und darum kamen die Athleten überein, sich beiderseits gegen die Streiche nicht mehr zu decken. Während der Eine schlug, blieb der Andere unthätig stehen. Kreugas schlug zuerst, und seine Faust fiel wie ein eiserner Hammer auf das Haupt des Gegners. Jetzt kam die Reihe an diesen. Er winkte dem Kreugas, seine Hände über dem Kopf zu erheben, streckte dann seine mit langen, spitzen Nägeln versehenen Hände vor und stieß diese blitzschnell in den Unterleib des Gegners, um dessen Eingeweide zu fassen und in die Arena zu schleudern. Kreugas gab sofort seinen Geist auf, während Damoxenos vom Spielplatz gewiesen wurde, weil er sich eines unerlaubten Kniffes bedient hatte.

Von den Griechen übernahmen die Römer den Faustkampf, der besonders unter dem Kaiser Titus gepflegt wurde. Mit dem Untergang des römischen Kaiserreiches verschwand dieser Sport auf Jahrhunderte, um erst wieder im Mittelalter bei den Engländern als „boxing“ aufzutauchen. Diese brachten in die Boxkunst gewisse, theilweise noch heute geltende Regeln, die der geschickte Professionalboxer Jack Broughton am 10. August 1743 aufstellte und sich von hervorragenden Amateuren bestätigen ließ.

Dieser Broughton war der erste offizielle „Champion of England“, der an dem greisen Sohne des Königs Georg II., dem Herzog von Cumberland, einen einflußreichen Beschützer hatte. Broughton fand jedoch bald einen ihm überlegenen Gegner, und zwar in dem Amateurboxer Slack. Er war seines Zeichens ein Schlächter, gerieth mit

dem Champion bei dem Pferderennen in Hounslow in Streit und sandte ihm darauf eine Herausforderung. Der Kampf fand am 10. April 1750 statt, und zwar standen die Wetten zu Gunsten des Meisterschaftsboxers Eins gegen Zehn. Im Anfang war Broughton im Vortheil, bald aber wendete sich das Bild, als er von Slack einen Streich zwischen die Augen erhielt.

Der Champion schlug in die Luft — er war erblindet!

Slack verdiente bei diesem Kampfe neben dem Titel des Champion, der nun auf ihn überging, über 600 Pfund Sterling (12,000 Mark). Broughton aber starb arm und verlassen am 8. Januar 1789 in London. Der Vater der „edlen" Boxerei liegt auf dem Kirchhofe zu Lambeth begraben.

Nach Slack bekam den Titel eines „Champion of England" im Jahre 1783 Tom Johnson, sodann John Jackson, der besonders „elegant arbeitete" und daher den Beinamen Gentleman-Boxer erwarb. Lord Byron, ebenfalls ein eifriger Boxer, rühmt sich an mehreren Stellen in seinen Werken, diesen eleganten Athleten als Lehrer gehabt zu haben.

Wie hoch im Laufe der Jahre das Ansehen der Boxkunst im englischen Volke stieg, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Selbst ein „goldenes Buch der Boxerei" erschien, fünf dicke Bände, in welchem die Geschichte und Theorie des Faustkampfes gelehrt wird. (Peter Egan, „Boxiana or sketches of ancient and modern pugilism", London 1824.) Der Boxer findet darin Alles, was er wissen muß, um seinen Gegner mit Leichtigkeit zu überwältigen. Selbstverständlich kann die reine Kraft nie genügen, wenn sie auch zur Durchfechtung des Kampfes unbedingt erforderlich ist.

Das „Training" der Muskeln, das Balancehalten, das Wissen der Theorie vom Schwerpunkte (man muß die

Beine in schicklichem Verhältnisse auseinanderhalten, das linke Bein ein wenig über das rechte hinaus, während der linke Arm als Schild dient, um sich gegen die Schläge zu decken) — das Alles wirkt beim Boxkampfe mit, wenngleich die wenigsten Boxer nach der grauen Theorie „arbeiten" dürften, sondern sich instinktiv nach der Sachlage des Augenblicks richten.

Die gefährlichsten Hiebe sind nach dem oben erwähnten Buche diejenigen unter das Ohr, zwischen die Augenbrauen und auf den Magen. Der Schlag zwischen die Ecke des linken Kinnbackens und den Hals ist der empfindlichste, weil an dieser Stelle Blutgefäße liegen, welche das Blut vom Herzen nach dem Kopfe leiten. Sobald das Blut in diesen Gefäßen infolge des heftigen Druckes in's Stocken geräth, entsteht eine Rückwirkung auf das Gehirn, wodurch Bewußtlosigkeit eintritt, während das Blut aus Ohren, Mund und Nase läuft. Das sprudelnde Blut nennen die Engländer „claret" (nach dem rothen Bordeauxwein).

Der Boxer, welcher zwischen die Augenbrauen trifft, ist seines Sieges so gut wie sicher, denn ein Druck, den zwei harte Körper, hier die Faust und das Stirnbein, aufeinander ausüben, verursacht, daß die Augenlider mit Blut unterlaufen; letztere, von sehr losem Gewebe und unfähig, der Blutergießung zu widerstehen, schwellen sogleich auf und verdunkeln das Auge. Unter solchen Umständen hat der betreffende Boxer mit seinem Gegner leichtes Spiel.

In gleichem Grade ist der Magen empfindlich. Es wird daher den Boxern empfohlen, sich nicht mit Speisen zu überladen, sondern vor Beginn des Kampfes nur eine kleine Herzstärkung zu sich zu nehmen, wodurch die Fibern des Magens gewissermaßen auf einen kleineren Raum zusammen gezogen werden.

So machte es auch der große Faustkämpfer Tom Crib, der im Anfang dieses Jahrhunderts der Champion von England war. Er wurde am 8. Juli 1781 zu Hankam an der Grenze zwischen Glocestershire und Somersetshire geboren, so daß zwei Grafschaften Englands sich um die Ehre streiten, als Geburtsland des Raufbolds gelten zu dürfen. Man hat vergessen, daß Crib nur ein Lastträger war — man sieht in ihm nur den unvergleichlichen Boxer.

Die Engländer sind stolz auf ihren Landsmann, denn dieser war es, der in zwei Treffen den Neger Molineux besiegte, der eigens über das Meer gefahren kam, um sich mit dem englischen Champion zu messen. Dieser „unvergeßliche“ Kampf fand am 10. Dezember 1810 zu Copthall-Common, Grafschaft Essex, statt und endete mit einer Niederlage des Schwarzen. Dieser forderte Revanche. Nun entstand unter den Anhängern dieses Sports eine wahre Raserei, und selbst die Träger der berühmtesten Namen hielten es nicht unter ihrer Würde, dem Kampfe beizuwohnen. Er fand am 28. September 1811 in Thiselton-Gab, Grafschaft Rutland, statt. Drei Monate vorher war Tom Crib von einem seiner hochadeligen Beschützer in Beschlag genommen und nach Schottland entführt worden, wo ihm ein angemessenes Training zu Theil wurde.

Am Abend vor dem großen Ereigniß war es nicht möglich, zwanzig englische Meilen in der Runde ein Bett zu erhalten, welchen Preis man auch bieten mochte. 20,000 Menschen waren anwesend, um dem Match zuzuschauen.

Aus dem Schlachtenbulletin des „Nationalkampfes“ seien folgende Stellen entlehnt:

„. . . 18. Gang. Der Champion of England schlägt seinen Gegner mit der rechten Hand an den Leib. Molineux schlägt einen Kopfhieb nach; er erhält seinerseits einen Schlag gegen die Stirn, daß er wankt, aber auch

Crib fällt bei dem heftig geführten Hiebe zu Boden. Beide sind im Zustande der äußersten Erschöpfung.

19. Gang. Es ist unmöglich, die Züge der Kämpfenden zu unterscheiden, so schrecklich entstellt sind ihre Gesichter. Der Unterschied der Farbe gestattet jedoch, sie auseinander zu halten. . . ."

Unter den Zuschauern erblickte man Generäle, Pairs, den Marquis v. Queensberry, Lord Yarmouth, Lord Pomfret, den General Grosvenor, Major Mellish, Hauptmann Barklay, der 10,000 Pfund Sterling gewann, denn sein Klient Crib trug den Sieg davon. Crib selbst gewann 400 Pfund. Auf die Kämpfer waren Wetten von mehr denn einer Million Pfund abgeschlossen worden. Ein Bäcker verspielte seinen ganzen Grund und Boden, sein Haus und seine Habe, nahezu 1700 Pfund Sterling. In mehreren Vierteln Londons brachen Aufstände aus, da das Volk nicht rechtzeitig den Ausgang des Kampfes erfahren konnte.

Crib's Rückkehr glich einem Triumphzuge. Ein Mitglied des Landadels fuhr ihm mit einer vierspännigen Equipage entgegen, und in allen Ortschaften, die der Boxer berührte, fand feierliche Begrüßung statt. In London selbst hatte der Jubel keine Grenzen. Man gab ein Bankett, bei dem Crib den Ehrensitz einnahm, er wurde von Lords angesprochen, angedichtet und man schenkte ihm endlich einen Becher im Werthe von 50 Guineen. Eine Subskription ergab sofort 80 Guineen. Auf dem künstlerisch gearbeiteten Becher war als Inschrift eine Stelle von Shakespeare angebracht: „Schmach dem, der zuerst rufen wird: Halt ein — es ist genug!"

Crib's Geschichte beweist unwidersprechlich, welche Leidenschaft das englische Volk für diese Art von Sport bewegt, die sich bis heute erhalten hat. In fast allen größeren Städten gibt es Boxerklubs und Institute, in

denen von bewährten „Professionals“ die Kunst gelehrt wird. Etwas ist das Boxen neuerdings zwar abgekommen, es findet aber immer noch als eine „mannhafte“ Leibesübung beredte Vertheidiger.

Dagegen ist heute Nordamerika das klassische Land des Boxens, wo auch die sogenannte Weltmeisterschaft ausgefochten wird, zu welcher sich immer der Champion von England stellen muß, welchen Titel jetzt Charley Mitchell innehat.

Dieser wurde am 21. November 1861 zu Birmingham geboren. Sein erster Boxkampf fand daselbst am 11. Januar 1878 mit dem Champion Bob Cumingham statt, den er in 50 Minuten besiegte. Sodann besiegte er am 22. November 1879 in 17 Minuten ohne Handschuhe in Wolverhampton C. Smithers und wenige Wochen später Bill Kennedy in London. Er blieb weiter Sieger in den Kämpfen mit Bill Gray, Tom Tully, Jack Burke und unterlag endlich am 10. März 1888 in 39 Gängen, welche über drei Stunden dauerten, dem Champion of the World John L. Sullivan. Dieser Kampf fand in Chantilly statt.

John L. Sullivan wurde geboren am 15. Oktober 1858 in Boston, Mass., stieg zum ersten Male am 24. Dezember 1880 in Cincinnati in den Ring, besiegte Steve Taylor und Jimmy Ellioth, und errang am 16. Mai 1881 mit seinem Sieg über Paddy Ryan die „Meisterschaft von Amerika“. In dem berühmten Match vom 7. September 1892, welcher in New-Orleans ausgefochten wurde, unterlag Sullivan nach 21 Runden dem aufstrebenden James J. Corbett, der mit seinem Siege „Champion pugilist of the World“, der Meisterfaustkämpfer der Welt, wurde.

Der neue Weltmeisterschaftsboxer wurde am 1. September 1866 von irischen Eltern in San Francisco geboren, und besiegte im Alter von 19 Jahren den „Professional“ Jack Burke. Er trat erfolgreich mit Joe

Choynski, Kilrain und Bud Renaud in den Ring und focht dann mit dem Australier Peter Jackson einen Match aus, der nach 61 Runden unentschieden blieb. Es war zu erwarten, daß Corbett nach seinem Siege über Sullivan seinen Titel bald zu vertheidigen haben würde.

Es meldete sich dann auch der bereits erwähnte Charley Mitchell, und dieser focht am 25. Januar 1894 zu Jacksonville in Florida jenen berühmten Kampf aus, der den Kennern der edlen Boxkunst als größtes pugilistisches Ereigniß des Jahrhunderts gilt.

Als zum ersten Male die Welt die Nachricht erhielt, daß der Engländer und der Vertreter Amerikas sich entschlossen hätten, zu erproben, wer von Beiden der Bessere sei, da regnete es von Seite der angesehensten Athletikerklubs der Neuen Welt und des alten Albions Anerbieten oft horrender Summen als Kampfpreis. Schließlich sollte der Kampf in Amerika ausgetragen werden. Während Alles im besten Gange war und der ersehnte Match schon feste Gestalt gewonnen zu haben schien, kam aber plötzlich die Nachricht, daß die Behörden die Abhaltung eines Kampfes, bei dem, wie dies leider der Fall, auch Blut fließen könnte, nicht gestatten würden. Die verschiedenen Vereine zogen einer nach dem anderen die gemachten Offerten zurück, und nur der „Duval Athletic Club“ zu Jacksonville in Florida hielt sein Angebot aufrecht. Florida, so glaubte man, sei der Staat, wo man dem Kampf keine Hindernisse bereiten werde.

Aber es kam anders, unvorhergesehene Schwierigkeiten erhoben sich, der Gouverneur des Staates erklärte ganz entschieden, derartige Veranstaltungen mit Gewalt verhindern zu wollen. Kurz, es war im höchsten Grade noch bis zur letzten Minute vor Beginn des Kampfes ganz ungewiß, ob die Sache zu Stande gebracht werden könne. Der „Duval Athletic Club“ aber setzte Alles daran, seine



James J. Corbett, der „Meisterboxer der Welt“.

Reunion auch wirklich abhalten zu können, und so kam denn der seit September 1892 beabsichtigte, stets verschobene Kampf endlich nach einer Verzögerung von mehr als einem Jahre zu Stande.

Bereits seit mehreren Wochen war Jacksonville mit Sportsmen aller Länder überfüllt, die sich von dem großen „Ereigniß" persönlich überzeugen wollten. Als am 25. Januar bekannt wurde, daß der Kampf an diesem Tage stattfinden würde, da drängte sich Alles in die Kluträume des „Duval Athletic", um Eintrittskarten zu kaufen; so groß war der Zuspruch, daß sich der Verein veranlaßt sah, den ohnedies nicht zu niedrigen Preis von 25 Dollars für den reservirten Sitz auf 35 Dollars zu erhöhen. Das erregte zwar den hohen Unwillen des Publikums, hinderte aber nicht, daß bereits Vormittags, trotz des strömenden Regens, der Platz vor der Arena von einer dichtgedrängten einlaßbegehrenden Menge erfüllt war, die dem recht starken Aufgebot von Schutzleuten ziemlich viel zu schaffen machte.

Unter den der Eröffnung Harrenden wurden natürlich die Aussichten der beiden Kämpen lebhaft erörtert, und trotz der „drangvoll fürchterlichen Enge", in der sich die einzelnen Individuen der sehr einem Heringfaß gleichenden Versammlung befanden, auch zahlreiche Wetten abgeschlossen.

Alles wettete meist nur auf Corbett, während merkwürdigerweise, gleichsam in Vorahnung der kommenden Dinge, sein Gegner Mitchell wenig Freunde und Nehmer fand.

Endlich wurde das Gebäude geöffnet, und was bereits Karten hatte, ergoß sich in den weiten Raum, der nach und nach schwarz vor Menschen wurde, besonders als der Regen knapp vor Beginn des Kampfes aufhörte. Unter den Zuschauern befanden sich auch zahlreiche Damen, die aber in — Männerkleidern erschienen waren, indem es

ja bekanntlich für Ladies höchst unanständig ist, einer derartigen Veranstaltung beizuwohnen.

Die englische Sportzeitschrift „Sporting Life" gab wenige Tage nach dem Kampfe eine charakteristische Schilderung desselben, nach der wir unseren Lesern die einzelnen Phasen des Schauspiels vorführen wollen:

Zehn Minuten nach zwei Uhr erschien Corbett in der Arena, die durch einen hohen Drahtzaun von dem Zuschauerraum abgegrenzt war, etwas später betrat Mitchell den Kampfplatz. Die beiden Matadore wurden mit frenetischem Applaus empfangen, namentlich aber erregte Corbett's Erscheinen den wildesten Enthusiasmus unter den Yankees. Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, als ein Witzbold mit lauter Stimme Jedermann eine Wette von 100 Stück Ochsen gegen 5000 Dollars anbot, daß Corbett Sieger bleiben werde. Dieser Antrag verursachte ein minutenlanges Halloh. Nahezu lebensgefährlich wurde schließlich die Heiterkeit, als ein anderer Zuschauer allen Ernstes diese sonderbare Wette anzunehmen erklärte und den „Wippchen" von der Gallerie aufforderte, sein Vieh hereinzubringen.

Um 2¼ Uhr erschienen die Schiedsrichter, und der Obmann derselben forderte die beiden Champions auf, ihre Plätze einzunehmen, was diese denn auch thaten. Corbett trug ein Kostüm in den amerikanischen und irischen Farben, sowie leichte dunkle Handschuhe, während Mitchell solche von lichtem Leder benützte; im Uebrigen war er dunkel gekleidet. Vielfach bemerkt wurde, daß Beide sich nicht, wie üblich, als sie ihre Stellungen einnahmen, die Hände schüttelten. Der Obmann der Schiedsrichter forderte sie dann ausdrücklich hierzu auf, aber keiner von ihnen entsprach der Aufforderung.

Während die Richter sich noch besprachen, standen sich die beiden Rivalen unthätig Auge in Auge gegenüber

und boten dem Beschauer vorzügliche Gelegenheit zu Vergleichen. Mitchell sah dem ihm an Größe überlegenen Corbett gegenüber bei oberflächlicher Betrachtung ziemlich unterwerthig aus. Aber seine Muskeln waren ausgemeißelt wie an einer Statue, sein Nacken breit und kräftig, alles überflüssige Fett fehlte, kurz, man konnte merken, daß der Mann sich in „brillanter Kondition" befand. Noch mehr aber war der Ausdruck strotzender Kraft an dem amerikanischen Champion bemerkbar, der vermöge seiner schlanken und zugleich hohen, sehnigen Gestalt, sowie durch seine strotzenden, bei jeder Bewegung hervortretenden Muskeln allgemeine Bewunderung erregte.

Die Richter begaben sich nunmehr auf ihre Plätze, und einige Minuten später fing das Gefecht an. Auf das „Los!" avancirte Corbett sofort und rasch gegen den zuversichtlich lächelnden Engländer. Gleich zu Beginn zeigte sich die Ueberlegenheit des größeren Corbett. Sein Gegner brachte ihm zwar mehrere Stöße bei, der Vertreter Amerikas jedoch beherrschte die Situation vollkommen, wehrte einen meisterhaften Stoß des kleinen Engländers in seinen Nacken ebenso meisterhaft ab und beantwortete diesen Angriff mit einem blitzartig ausgeführten Hieb in das Gesicht Mitchell's, der diesen für einen Augenblick taumeln machte. Aber der Engländer nahm sich zusammen, und fort ging der Kampf in einer zweiten Runde.

Corbett ist wieder der agressive Theil und geht Mitchell sehr scharf an. Hin und her fliegen die Stöße. Mitchell versetzt dem Amerikaner einen gelungenen Stoß zwischen die Rippen, dieser wird wüthend und schlägt unbarmherzig auf seinen etwas langsamen Gegner los, Beide fassen sich am Nacken, das Ganze droht in eine persönliche Balgerei auszuarten, da springen die Schiedsrichter hinzu und trennen sie, worauf der Kampf wieder ordnungsmäßig fortgesetzt wird.

Mitchell scheint nicht mehr recht zu können, und Alles schreit schon: „Corbett wins!“ Das gibt dem Sohne Albions wieder neue Kraft, er stürmt auf Corbett los und holt zu einem furchtbaren Schlage aus, den aber „Jim“ geschickt vermeidet.

Man sieht, Mitchell ist dem langen Amerikaner gegenüber augenscheinlich im Nachtheil, er thut zwar sein Bestes, um noch eine Wendung herbeizuführen, aber Corbett läßt in seinem wüthenden Schlagen und Stoßen nicht nach, vom Publikum, das fortwährend schreit: „Gib ihm den Rest, Jim!“ stets auf's Neue ermuntert. Jetzt ist Mitchell zu Fall gebracht, aber nein, er erhebt sich sofort wieder und kämpft weiter, bis die Schiedsrichter die Runde für beendigt erklären.

Nach kurzer Weile beginnt eine neue Runde; sie sollte die letzte sein. Mitchell erhebt sich anfangs nur mühsam, findet aber dann seine Kampfesfreudigkeit wieder und stellt sich in Positur.

Wie ein gereizter Tiger fliegt Corbett auf ihn los, aber Mitchell hält sich geschickt in der Defensive und wehrt mit besonnenen Stößen die Angriffe seines Gegners ab.

Der Amerikaner wird dadurch äußerst erbittert, er bietet alle seine Kunst auf, um Mitchell niederzuzwingen, aber dieser weiß, daß es sein letzter Gang ist, und kämpft mit dem Muthe der Verzweiflung.

Ein furchtbarer Schlag, und Corbett rollt zu Boden, doch nicht allein. Auch Mitchell hat einen Stoß erhalten, der ihn zu Fall bringt.

Im nächsten Momente springen Beide wieder auf, Mitchell ergreift die Offensive, stößt mit voller Wucht nach dem Magen des Gegners, dieser weicht mit geschickter Wendung aus und benützt ein Straucheln seines Gegners, um ihm einen furchtbaren Stoß in's Antlitz zu versetzen. Mitchell taumelt wie ein Trunkener hin und her, dann

breitet er die Hände aus und fällt dröhnend nieder. Sein Gesicht ist über und über mit Blut bedeckt.

Die Menge brüllt dem siegreichen Corbett ihre „Cheers“ zu, die Richter rufen Mitchell laut zu, aufzustehen. Er hört nichts von alledem, was jetzt um ihn vorgeht. Erneutes Rufen der Richter, man rüttelt ihn. Aber von dem Engländer, der regungslos auf dem Boden liegt, kommt keine Antwort. Corbett wird nunmehr als Sieger erklärt, was von den Zuschauern mit erneuten Beifallsstürmen begrüßt wird.

Unterdessen wird der jämmerlich zugerichtete Mitchell, der die Besinnung verloren hat, in ganz hilflosem Zustande fortgetragen. Es kostete viele Mühe, ihn wieder zu sich zu bringen, und die Heilung der erlittenen Verletzungen (Bruch des Nasenbeines, Schulterverrenkung), nahm längere Zeit in Anspruch.

Kaum war der Kampf beendigt, kaum hatte sich die Arena zu entleeren begonnen, als der Sheriff von Jacksonville in Begleitung einer starken Schaar von Polizisten erschien und die beiden Boxer, Corbett sowohl als den noch immer bewußtlosen Mitchell, wegen Friedensbruches für verhaftet erklärte. Erst nachdem verschiedentliche Gönner der beiden Faustkämpfer für dieselben eine namhafte Kaution erlegt hatten, verstand sich die Behörde dazu, sie in Freiheit zu belassen. Beide mußten sich jedoch dazu verpflichten, am folgenden Tage vor dem Friedensrichter zu erscheinen. Sie erschienen denn auch am 28. Januar vor Gericht und wurden einem kurzen Verhöre unterzogen, worauf die Verhandlung für immer vertagt wurde. Sehr guten Eindruck machte es auf alle Anwesenden, als sich der siegreiche Corbett und der verbundene, übel zugerichtete Mitchell vor dem Richter die Hände schüttelten.

Mit dieser Episode endete „der Kampf des Jahrhunderts“, wie man in dem Adoptivvaterlande des Siegers

das Duell zwischen den Fäusten Mitchell's und Corbett's euphemistisch zu bezeichnen pflegte.

James Corbett, der nunmehrige Meisterboxer der Welt,



Corbett mit seinen Schülern und Freunden beim „Training“.

ist seiner Abstammung nach nicht Kalifornier, sondern Irländer. Er wurde am 6. November 1866 zu Tuam in Irland geboren, ist 1,85 Meter groß und wiegt im trainirten Zustande nahezu 85 Kilogramm. Besonders kräftig sind seine Schulterparthien und sein Nacken entwickelt, hin-

gegen ist seine Brust nicht allzu breit. Früher ein Angestellter der Nevada Bank in San Francisco, machte Corbett den etwas weiten Sprung vom „Bankclerk" zum Preisboxer und ist gegenwärtig entschieden einer der gewandtesten Faustkämpfer der Erde. Das Boxen erlernte Corbett im „California Athletic Club", dem er während seiner Bankthätigkeit als Mitglied angehörte. Bis jetzt hat sich der Champion an etwa dreißig Faustkämpfen betheiligt, die er fast sämmtlich zu seinen Gunsten entschied.

Er ist ein Meister in allen körperlichen Uebungen, namentlich auch ein ausgezeichneter Ringer, übt sich jeden Tag anhaltend und systematisch und wird beim „Training" stets von einer Anzahl Schüler und Freunde begleitet. Trotz aller Anstrengungen aber wird auch für ihn einmal der Tag kommen, wo er sich einem Stärkeren und Gewandteren stellen muß, der ihn besiegt und ihm seinen stolzen Titel entreißt.

Einschienige Eisenbahnen.

Technische Streifzüge von **W. Berdrow.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

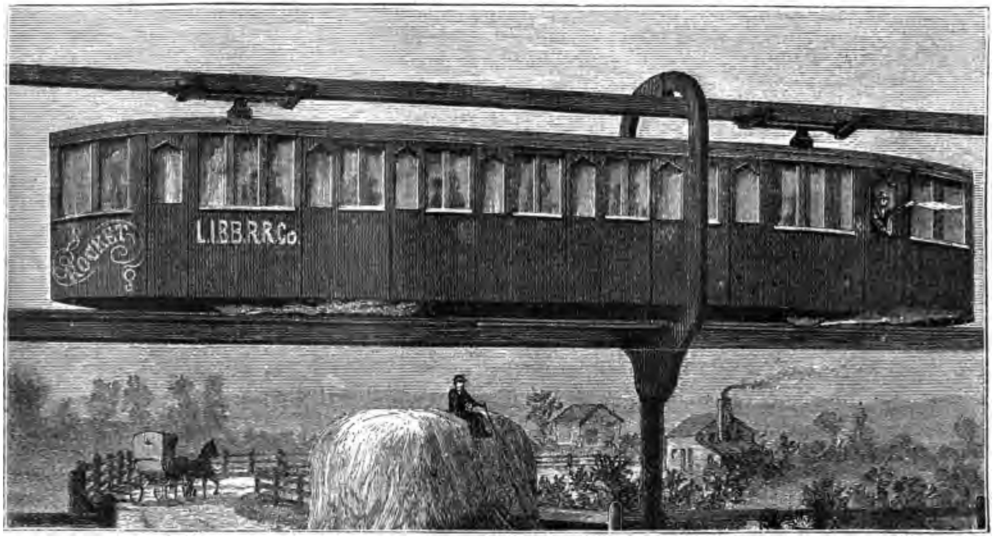
Gewiß haben Manche, als vor drei bis vier Jahren die ersten Entwürfe von einschienigen Eisenbahnen in die Oeffentlichkeit drangen, ebenso ungläubig gelächelt, wie damals, als man vor fünfzehn bis zwanzig Jahren von Zweirädern hörte, auf denen sich der Mensch, ohne eine andere Stütze als die eigene Balancirfähigkeit, mit der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes über die Landstraße zu bebewegen vermöchte. Indessen Thatsachen beweisen.

Man sah die leichten, behenden, lautlosen Gummigefährte in Städten, Parks und auf Landstraßen zuerst mit Staunen an sich vorüberhuschen; jetzt ist man es längst gewöhnt, daß Sportsfreunde, Spazierfahrer, Geschäftsleute, Touristen, Briefträger, Soldaten, ja Damen auf dem Zweirad durch die Straßen sausen, Niemand fällt es auch ein, lange darüber zu grübeln, auf welche Weise die behenden Räder, welche, wenn man sie ohne Reiter aufrecht hinstellt, sofort zu Boden fallen, so zierlich, ohne Schwanken im Gleichgewicht bleiben, sobald sie von den Muskeln ihrer Besitzer in sausender Eile über die Straße getrieben werden. Das alte Gesetz, daß ein Gegenstand, um im festen Gleichgewicht zu bleiben, mindestens drei Stützpunkte haben müsse,

scheint eben für einen Fall durchbrochen. Unsere Augen müssen das Gleichgewicht des Zweiradfahrers anerkennen, und man beruhigt sich dabei. Gibt es doch bereits Zweiräder, auf denen zwei, ja drei und vier Personen gleichzeitig Platz nehmen und die mit ihrer Last thatsächlich kleinen, auf einer Schiene laufenden Eisenbahnzügen ähnlich sehen.

In gleicher Weise soll nun auch die einschienige Eisenbahn selbst zur Wirklichkeit werden, oder vielmehr: sie ist es schon geworden, denn auf der großen, New-York vorgelagerten Insel Long Island rollen bereits die einspurigen Züge der Boynton'schen elektrischen Zweiradbahn hoch über Feld und Wiesen auf leichtem Säulenviadukt dahin. Eine wirkliche Zweiradbahn, schmale, lange, spitzige Wagen, welche nur vorn und hinten je ein, die einzige Schiene umfangendes Rad besitzen und auf einem unglaublich leichten, von einzeln stehenden Eisenpfeilern getragenen Gerüst, hoch über dem festen Boden mit der unerhörten Schnelligkeit von zwanzig deutschen Meilen in der Stunde dahinschießen, — wem würde nicht schwindlig, wenn er sich in einen dieser schmalen Zweiradwagen versetzt denkt? Wird nicht der Wagen bei der nächsten Biegung weit aus dem Geleise fliegen, und, seine Insassen unter sich begrabend, in Trümmern von seiner luftigen Höhe herabsausen? Nein, so schlimm ist es nicht; wenn auch die Erfinder der einspurigen Bahn sich auf dasselbe Gesetz stützen, welches das schnell dahingleitende Veloziped im Gleichgewicht erhält — nämlich die große Geschwindigkeit, welche dem beständig veränderten Schwerpunkt gar keine Zeit läßt, nach der oder jener Seite seine Wirkung geltend zu machen — so tollkühn, sich und ihre Passagiere der kleinsten Verletzung dieses Gesetzes als Opfer preiszugeben, sind sie doch nicht.

Die Zweiradbahn läuft allerdings nur auf einer Schiene,



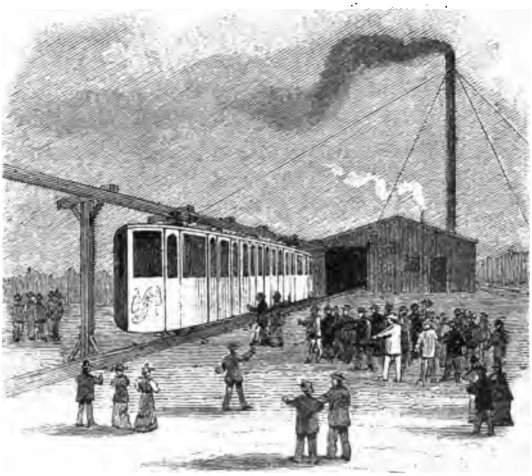
Die Boynton'sche elektrische Zweiradbahn.

aber über den Wagen zieht sich, von derselben Pfeilerreihe getragen, eine zweite Schiene hin, aus welcher die, natürlich elektrisch betriebenen Gefährte ihren Strom erhalten und an welcher sie durch kleine, von der Seite die Stützschiene umfassende Rollen die völlige Sicherung ihres Gleichgewichtes erhalten. Doch geben wir, so kurz es sich thun läßt, eine verständliche Beschreibung dieser neuesten, vielleicht mehr als wir ahnen können zukunftsreichen Hochbahn. Ihr Entstehen verdankt sie dem Bestreben, eine möglichst leichte Konstruktion, welche allein einen wohlfeilen Eisenbahnbau ermöglicht, mit der höchsten Geschwindigkeit zu verbinden. Die hohe Fahrgeschwindigkeit unserer Eilzüge will der modernen Reisehast nicht mehr genügen, und sowohl die Elektriker der verschiedensten Länder, als die Techniker der großen englischen und amerikanischen Bahnen sind längst bemüht, ihren Zügen eine schnellere Fahrt, bis 150 Kilometer in der Stunde, zu verleihen.

Technisch stößt diese Forderung auch kaum noch auf erhebliche Schwierigkeiten, sie verlangt nur starke Maschinen und einen außerordentlich soliden Unterbau, aber gerade an dem letzteren scheitert meistentheils der ganze Plan. Die kolossalen Maschinen und Eilwagen, wie sie die neuen Dampfschnellzüge oder die Projekte elektrischer Eilbahnen erfordern, brauchen einen so massiven, breiten und schweren Bahnkörper, daß seine Ausführung nebst den erforderlichen Bodenankäufen meistentheils die Rentabilität in Frage stellt und dadurch den ganzen Plan vereitelt. Eben diese Klippe aber ist es, welche Boynton und andere Konstrukteure durch die einschienige Eisenbahn zu umgehen suchen.

Der Wagen der elektrischen Hochbahn auf Long Island ist, ganz im Gegensatz zu dem sonstigen kolossalen Bau der amerikanischen Eisenbahnwagen, sehr schmal und niedrig. Kaum 2¼ Meter hoch, nur 1⅓ Meter breit,

schneidet er mit seinen scharf zugespitzten Kanten, in die er vorn und hinten ausläuft, leicht durch die Luft und besitzt bei der ungeheuren Länge von 16 Metern ein Gewicht, welches gegen dasjenige der üblichen Wagen verschwindend ist. Mehrere Wagen, je 50 Sitzplätze enthaltend — auf den schmalen Bänken sollen nur je zwei

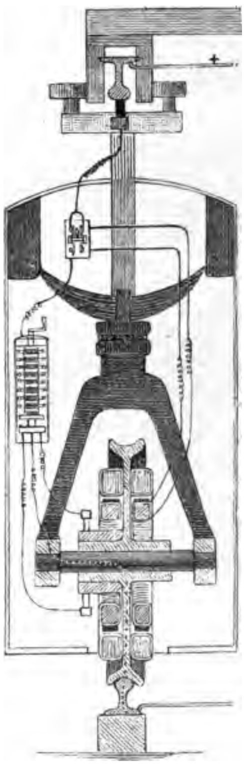


Zweiradzug bei dem Maschinenhaus.

Personen sitzen — werden von einem Motorwagen geschoben oder gezogen. Diese Triebwagen versehen den Dienst von Schnellzugslokomotiven, wiegen aber kaum den zehnten Theil derselben, nämlich je sechs Tonnen, und haben einen so wunderbar einfachen Mechanismus, daß sie außer der Maschinerie ebenfalls noch 24 Sitzplätze enthalten. Ein Zug von einer Maschine und fünf Wagen, 274 Plätze enthaltend, würde vollbesetzt etwa 800 Centner wiegen, ein entsprechender amerikanischer Schnellzug dagegen 4000 bis

5000 Centner, gewiß ein Unterschied, der bei der Beanspruchung der Geleise mitspricht.

Jeder Triebwagen hat vorn und hinten die Triebräder, zwischen denen sich die Abtheile für die Passagiere befinden; er vermag einen oder mehrere Anhängewagen zu ziehen oder zu stoßen. Letztere haben doppelte Länge, weshalb sie auch die doppelte Personenzahl fassen. Verbunden werden die einzelnen Wagen derart, wie es bei unseren sogenannten Harmonikazügen geschieht, um dem Luftwiderstande zwischen den einzelnen Wagen keine Angriffspunkte zu geben.


Querschnitt durch das Triebwerk.

In dem Maschinenhause, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Bahn noch auf ebenem Boden bewegt, um dann anzusteigen, ist eine Westinghouse-Dynamomaschine von hundert Pferdekräften unmittelbar mit der Dampfmaschine durch Treibriemen verbunden.

Die Räder, welche den Motorwagen auf einer Schiene bewegen, sind gleichzeitig Elektromotoren. Das Hauptrad lagert — wie aus dem Querschnitt durch das Triebwerk zu sehen — in einer in Federn ruhenden Gabel, die nach oben in eine Säule verlängert ist, welche durch die Wagendecken geht. Hier oben hat die Säule mit Hilfe von vier

Paar Rollen, die gegen zwei Balken beiderseits der oberen Zuführungsschiene anliegen, eine Einrichtung zur Abnahme des Stromes von der Oberschiene und dann auch zur Verhinderung seitlichen Umkippens.

Der Radkranz des Triebrades ist innen nach Art eines Gramme-Ringes mit Draht umwickelt, und diese kreisförmige Armatur umschließt den feststehenden Anker mit den Kollektorbürsten und dem Kollektor.



Ansicht des Triebrades.

Der Querschnitt durch das Triebwerk läßt uns die ganze Anordnung erkennen, von dem Stromeintritt an der Oberschiene bis zu seinem Austritt in die Unterschiene.

Der durch den ganzen Bahnkörper gelegte Querschnitt zeigt den einen Wagen durch den Personenabtheil, den andern durch den Betriebstheil durchschnitten. Das Triebrad ragt nur mit einem kleinen Theile seiner Peripherie durch den Einschnitt im Wagenboden hindurch, so daß auch auf dieses der Luftwiderstand nur unwesentlich wirkt.

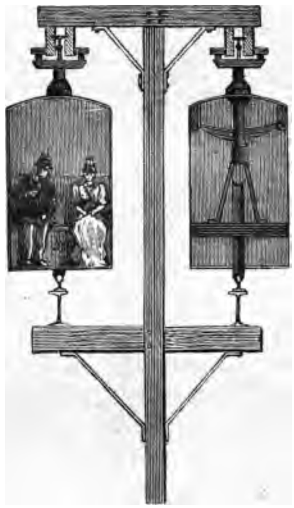
Der Mechanismus der Triebwagen besteht, wie wir gezeigt haben, nur aus den Triebrädern, welche ohne jedes Zwischenglied direkt von der Elektrizität in Umdrehung versetzt werden. Es gibt keine Kurbeln, keine Pleuelstangen,

Zahnräder oder Exzenter, keine Riemen- oder Friktionsscheiben, sondern der drahtbewickelte Induktor des Elektromotors, welchen der aus den Schienen tretende Strom in Thätigkeit setzt, ist bereits das Treibrad selbst. So ist gleichzeitig jede Erschütterung, wie sie die stoßenden Theile der Dampflokomotive erzeugen, jede Erschütterung der ganzen Maschine, die bei den großen, zwischen zwei Geleisen laufenden Eisenbahnwagen unausbleiblich ist, vermieden, und der Zweiradwagen rollt ebenso ruhig auf seinem Geleise dahin, wenn er mit 150, als wenn er mit 50 Kilometer Geschwindigkeit läuft. Die ganze Anlage aber ist, dank den leichten Wagen und dem durch sie ermöglichten, nur aus einer Säulenreihe mit darübergelegter Schiene und oberer Leitungsschiene bestehenden Bahnkörper, so einfach und billig, wie es bisher höchstens bei Pferdebahnen erreicht wurde.

Eine Modifikation dieses Systems ist Boynton's Zweiradlokomotive, die mit einem einzigen großen Triebrade und mit zwei kleineren Laufrädern auf dem einschienigen Geleise läuft. Ihre Führung geschieht oben durch zwei Paar kleiner, horizontal liegender Räder längs eines wagerechten Balkens, der in bestimmten Abständen an bogenförmigen Trägern befestigt ist. Der Führerstand hat zwei Abtheile übereinander: oben für den Lokomotivführer, unten für den Heizer. Auch die von dieser Lokomotive gezogenen Personenwagen sind mit zwei Etagen gebaut.

Die Boynton'sche Zweiradbahn ist übrigens nicht mehr die einzige. Bereits im Jahr 1890 brachte der französische Ingenieur Lartigue seine „Hängebahn“ in Vorschlag, an welcher er seitdem rüstig weiter gearbeitet hat und welche auf einer kurzen Strecke in Irland, sowie zwischen den kleinen Städten Feurs und Panissières in Frankreich in tadellosem Betriebe ist. Auch Lartigue will die Elektrizität für seine Zwecke dienstbar machen, wenn-

gleich seine erste Anlage, die erwähnte irische Strecke Listowel—Ballybunnion, noch mit Dampf betrieben wird; sein Hauptaugenmerk ist die Anlage von wohlfeilen Bahnen, bei denen womöglich die Grunderwerbskosten ganz fortfallen, und für welche er, wenn es sich um Eilwagen handelt, einfach die breiten Böschungen oder Gräben an den Bahnkörpern der bereits bestehenden Geleise in Anspruch nehmen will. Der Gedanke ist nicht schlecht und würde in der That einen Bahnunterbau von bisher unerreichter Einfachheit schaffen können, ohne die alten, im Betriebe befindlichen Linien, auf deren Seite sich die neuen Geleise erheben, im Geringsten zu stören. Auch Lartigue's einschienige Bahn rollt auf einer über das Gelände erhobenen schmalen Fahrbahn dahin, aber die Laufschiene liegt hier, noch einfacher als bei der



Querschnitt durch den Bahnkörper.

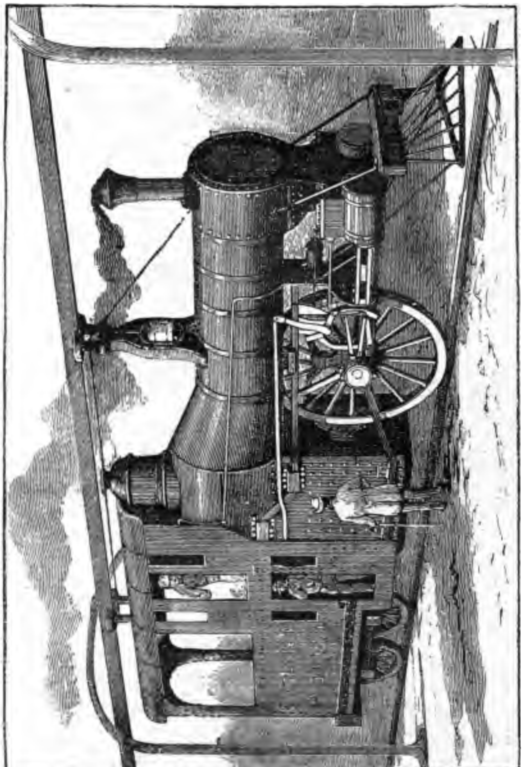
zuerst geschilderten Bahn, auf Gerüstbalken aus Winkeleisen, die in Form eines umgekehrten V (also: Λ) und in Abständen von einem Meter aufgestellt sind. Stahlschwellen, die gleich denen einer gewöhnlichen Eisenbahn in ein Schotterbett versenkt sind, verbinden die beiden schrägen Schenkel der Böcke unten, während der obere Theil der Winkeleisen so umgebogen ist, daß diese sich innig an die Schiene schmiegen und deren Kopf stützen. Ein Schraubenbogen geht durch Winkeleisen und Schienensteg. Ungefähr 30 Centimeter über der Stahlschwelle verbindet ein hori-

zontales Winkeleisen die beiden schrägen Schenkel des Gestelles und trägt außerdem auf den überragenden Enden die Leitschienen für die horizontalliegenden Leiträder der Wagen. Letztere sind nämlich nicht, wie die Boynton'schen, oben nochmals gestützt, sondern sie hängen saumtaschenartig zu beiden Seiten der Schiene herab. Jene Leiträder haben das seitliche Kippen zu verhüten und den Wagen im Gleichgewichte zu erhalten. Der Antrieb wird durch vorgespannte elektrische Lokomotiven bewirkt oder, wenn es sich um Eilbeförderung in Einzelwagen handelt, in jeden einzelnen Wagen verlegt.

Endlich gibt es auch in Boston bereits eine, den einschienigen wenigstens sehr nahe stehende Bahn, welche vor einiger Zeit nach den Vorschlägen von Meiggs auf Säulen erbaut worden ist und wohl als Muster einer Stadtbahn gelten könnte, wenn man es als das erste Erforderniß einer solchen betrachtet, daß sie, obwohl durch die belebtesten Straßen gehend, dennoch weder den Raum derselben durch die Aufstellung eines Waldes von eisernen Säulen verengt, noch durch ihre Träger, Geleise und Bohlen die Straße in einen feuchten, dunklen und dumpfigen Tunnel verwandelt. Auch die Meiggs'sche Bahn besteht nur aus einer breiten, auf beiden Kanten schienenartig ausgebildeten, auf hohen Säulen gelagerten Stahlplatte, über der in etwa einem Meter Entfernung eine zweite Schiene hinläuft. Auf letzterer reiten die Wagen gleichsam, während sich ihre Räder, je zwei nebeneinander, in geneigter Lage gegen die untere Schiene stützen und sie zwischen sich nehmen. Die cylindrischen, nach amerikanischer Art kolossalen Wagen, die schiefen, nach unten fast zusammenstehenden Räder und unter ihnen das fabelhaft leichte Gerüst geben der Bostoner Stadtbahn ein fast abenteuerliches Aussehen.

Es könnten, wenn wir neben den bereits ausprobirten Systemen der Zweiradbahn auch noch die mannigfachen

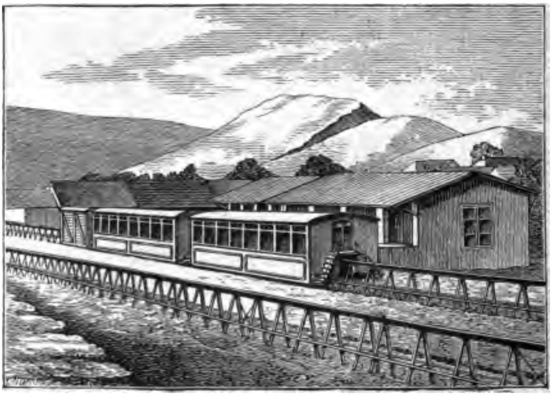
Vorschläge zu ähnlichen Unternehmungen zu Worte kommen lassen wollten, noch recht verschiedenartige Projekte (so z. B. das von J. P. Hanlon in Boston entworfene für elektri-



Boynton's Zweirad-Lokomotive.

schen Betrieb u. a.) mitgetheilt werden, doch beschränken wir uns auf die vorgeführten und setzen lieber noch einige Bemerkungen über den Werth der angeführten Erfindungen hinzu. Da scheint uns denn, im Gegensatz zu vielen anderen Erfindungen der Verkehrstechnik, gerade für die einschienige

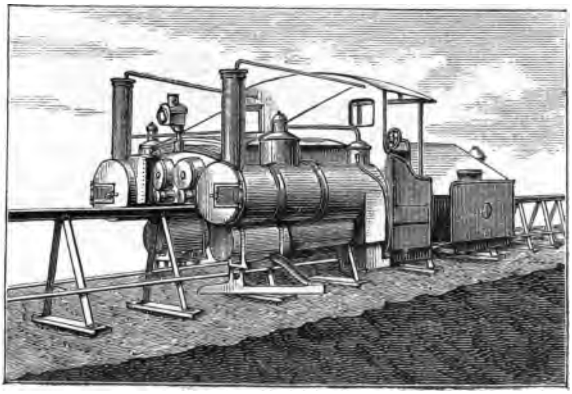
Eisenbahn Amerika kaum der geeignetste Boden zu sein. Mögen die Vortheile dieser neuen Konstruktion auch nach den verschiedensten Richtungen hin zu suchen sein, ihr größter, unbestreitbarer Vorzug ist offenbar der geringe Flächenraum, den ihre Anlage bedarf. In Ländern, wo der Grund und Boden durch eine starke Bevölkerung unerschwinglich vertheuert ist, halten wir die Einspurbahn für ein zukunftsreiches Verkehrsmittel, aber in den Vereinigten Staaten



Wagen von Lartigue's Eisenbahn im Bahnhof.

ist das gerade Gegentheil der Fall. Dort kann es noch heute geschehen, daß neuanzulegende Bahnen nicht nur den zum Bau nothwendigen Bahnkörper, sondern auch noch breite Streifen Nutzlandes rechts und links davon geschenkt bekommen, und unter solchen Verhältnissen dürfte eine zweispurige Normalbahn, zumal bei dem gewaltigen Holz- und Eisenreichthum des Landes, doch mehr für sich haben, als eine eingeleisige Bahn, deren Wagen auf keine benachbarte Strecke übergehen können, sondern stets auf den Kreislauf in ihrem eigenen, beschränkten Gebiete angewiesen bleiben.

Trotzdem wird die Neuerungssucht und die Konkurrenz in Amerika sicherlich mehr Einspurbahnen entstehen lassen, als sonst irgendwo; das Neue, Auffallende, besonders wenn es auch noch obenein wenig kostet, reizt ja den Amerikaner ganz besonders, und ein Land, welches mehr Eisenbahnen besitzt, als die ganze übrige Welt, hat ja schließlich auch noch für einige weitere Unternehmungen, selbst wenn sie verfehlt sein sollten, Platz. Ein Wirkungskreis wird überdies der einschienigen Bahn wohl ganz von selbst bald zufallen, nämlich die Rolle der Säulenbahn in großen Städten, als welche sie, wenn erst ihre Sicherheit durch längere Proben hinreichend festgestellt ist, sich gut verwenden läßt, obwohl neuerdings für diesen Zweck mit Recht in erster Linie die von E. Langen in Köln am Rhein konstruirte „Schwebebahn", die in Chicago so großes Aufsehen erregte, empfohlen wird.



Lokomotive der Lartigue'schen Hängebahn

Dagegen würde sich ein ungemein fruchtbarer Boden für die einspurige Bahn gerade in europäischen Staaten, namentlich in Deutschland und in Oesterreich-Ungarn auf-

thun, wenn man nur hier das Praktische ebenso schnell zu würdigen verstände, wie unsere Vettern in Amerika. Wir zielen hier nicht auf die Errichtung sensationeller Eilzugslinien hin, für welche bei uns wohl weniger Bedürfnisse vorliegen als z. B. in England, sondern auf das gerade Gegentheil. Es macht sich in Deutschland und Oesterreich eine starke Bewegung für die Frage der Kleinbahnen geltend, d. h. für die schmalspurigen, Dörfer, Güter und kleine Orte verbindenden Eisenbahnen. Man fängt an zu begreifen, daß die Bahnen bisher allzu ausschließlich den Zwecken der großen Städte gedient haben, und daß es nunmehr Zeit sein dürfte, auch dem platten Lande, das sich verkehrslos, weil ohne die Möglichkeit gewinnbringenden Verkehrs, zwischen den Maschen des Schienennetzes ausdehnt, etwas von den Segnungen des Verkehrs, unter dessen Zeichen wir stehen sollen, zuzuführen. Dazu bedarf es nicht besonders starker Lokomotiven, nicht bedeutender Bauten und des Eilzugsverkehrs, sondern in erster Linie eines bescheidenen, billigen Bahnkörpers, der wenig Platz beanspruchen darf und keine Herstellungskosten von Belang erfordert.

Die Schmalspurbahn von 60 Centimeter Weite ist oft, und bereits von bedeutenden Technikern und einsichtsvollen Sozialpolitikern, als hinreichend bezeichnet worden, um zu leisten, was das Land vom Eisenbahnverkehr fordert; aber ungleich wohlfeiler noch würde dasselbe eine Zweiradbahn nach dem System Lartigue leisten. Keine Schwellen, die vermorschen und Ersatz beanspruchen, keine Kiesbettung, die nachgestopft werden, keine Schienen, deren Abstand beständig kontrolirt werden muß, nein, einzig eine Reihe eiserner, in's Erdreich gerammter Pfähle, darauf die einzige aus bestem Stahl bereits in der Fabrik völlig fertiggestellte Schiene, dünne Eisenleisten rechts und links zum Halt für die Leitrollen, und, wollte man etwas Voll-

kommenes schaffen, eine einfache elektrische Centrale für je 100 Kilometer der so erbauten Sekundärbahn, das ist die Lösung der deutschen Kleinbahnfrage, wie sie einem Techniker vorschwebt, der unter dem Wust der tausend Erfindungen unserer Zeit nüchtern das Praktische zu sondern sich bestrebt.

Eheorakel.

Ethnographische Studie von **Richard Marcht.**

(Nachdruck verboten.)

Die Menschheit ist stets begierig, zu erfahren, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, und befragt deshalb seit jeher allerlei Orakel, unter denen die sogenannten Eheorakel eine hervorragende Stelle einnehmen und zumeist vom weiblichen Geschlechte in Anspruch genommen werden. Zu dem Zwecke natürlich, um vom Schicksale zu erfahren, ob, wann und von wem wohl die betreffende Schöne heimgeführt werden möge.

Es gibt eine schwere Menge solcher Orakel. Ihr Ursprung scheint für's Erste allerdings dunkel und unerklärlich zu sein, allein bei näherer Betrachtung muß sich dem Denkenden wohl die Erkenntniß aufdrängen, daß sie größtentheils der von Neugierde gestachelten Einbildungskraft ihr Entstehen zu verdanken haben.

Oder weiß Jemand eine plausiblere Erklärung dafür, warum die Mädchen im Bezirke Saalfelden (Tirol) in der Weihnacht zwischen elf und zwölf Uhr den Kopf in die Ofenröhre stecken und das kochende Wasser beobachten, um aus den aufsteigenden Blasen und anderen Anzeichen zu erkennen, ob sie im nächsten Jahre heirathen werden? Das eben daselbst und auch in Hessen übliche Orakel, rücklings die Stube auszukehren, weil dann der Geliebte in der-

selben erscheinen und in einer Ecke Platz nehmen muß, entspringt allerdings dem krassen Aberglauben, demzufolge irgend Jemand zu einer bestimmten Zeit von einer bestimmten Person Kraft ihres Willens zum Erscheinen an einen bestimmten Orte gezwungen werden kann, aber das Orakel der Gasteiner und vieler anderen deutschen Mädchen, wonach Diejenige, welche sich in der Christnacht in den Schafstall begibt, und, unter die Heerde greifend, sofort einen Widder erwischt, im kommenden Jahre heirathet, stammt unzweifelhaft von einem jener Glücksspiele ab, wobei die Entscheidung dem Zufalle überlassen bleibt, während sie bei vielen anderen Orakeln durch die Macht der Einbildungskraft herbeigeführt wird.

Die Schönen von Gastein und anderen benachbarten Orten thun ferner auch vier Zwiebeln in Töpfe, stellen diese in die vier Ecken der Stube und geben ihnen Namen von jungen, ledigen Männern. Die Zwiebeln bleiben dann von Weihnachten bis zum Dreikönigstage stehen, und wessen Zwiebel zuerst keimt, der wird sich im nächsten Jahre als Freier melden.

Nicht so lange währt die Entscheidung bei dem in verschiedenen Gegenden Deutschlands üblichen „Spänezählen", sowie bei dem nur im steirischen Ennsthale vorkommenden „Hütelheben", denn bei dem ersteren Orakel begibt man sich blos in den Hof oder Keller, wo die zum Feueranmachen dienenden Späne liegen, greift einen beliebigen Bund heraus, zählt sodann die Späne, und bringt man eine gerade Anzahl heraus, so heirathet man ganz sicher im nächsten Jahre. In Mähren und Schlesien wird jedoch aus der geraden Anzahl der Späne auf einen ledigen, aus der ungeraden aber auf einen verwittweten Freier geschlossen.

Auch das „Hütelheben" läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Unter einen Hut werden verschiedene

Dinge, z. B. ein Kamm, ein Brief, ein Ring u. s. w. gelegt und sodann hervorgezogen, ein Verfahren, das man „löseln“ nennt. Kommt der Ring zum Vorscheine, so tritt der Betreffende sehr bald in den Ehestand.

Bei dem im südöstlichen Rußland üblichen Ringorakel hingegen bringt ein Hahn die Entscheidung. Sind nämlich die Schönen am Sylvesterabende versammelt, so wird ein Gefäß mit Getreide gebracht. Jedes Mädchen nimmt nun eine Hand voll davon und häufelt es über ihren vom Finger gezogenen Ring, so daß dieser vom Getreide ganz bedeckt wird. Ist die Reihe der ringbergenden Hügel fertig, so läßt man einen hungrigen Hahn in's Zimmer, der bald an diesem, bald an jenem Getreidehügel zu picken oder zu scharren beginnt. Dasjenige Mädchen nun, dessen Ring zuerst herausgepickt oder gescharrt wird, heirathet sicher im nächsten Jahre.

In einigen Gegenden Deutschlands wieder pflegen die Mädchen in der Neujahrsnacht an den Hühnerstall zu klopfen. Antwortet hierauf der Hahn, so heirathet die Betreffende ebenso gewiß, wie die Schöne aus dem Fichtelgebirge und aus Schwaben, auf welche ein Gänserich, den man mit verbundenen Augen in den Kreis der neugierigen Mädchen stellte, schreiend losfährt. In Ungarn hingegen wird dasjenige Mädchen, um das sich, sobald es im Hofe erscheint, die Gänse laut schnatternd schaaren, in Kürze heirathen.

Dieses Orakel kann alle Tage sprechen, das Kiesel- und Schuhorakel darf jedoch nur zu bestimmten Zeiten und zwar letzteres in der Andreas-, ersteres aber in der Christ- oder auch in der Neujahrsnacht befragt werden, und zwar in folgender Weise: die Mädchen begeben sich in der Finsterniß an einen Bach, raffen eine Hand voll Kiesel heraus und thun dann dasselbe, was beim Späneorakel geschieht.

Beim Schuhorakel aber setzt man sich auf den Boden

des Schlafgemaches und wirft den Schuh über die Schulter. Dabei wird gesprochen:

„Schukel aus, Schukel ein,
Wo werd über's Jahr ich sein?"

und dann nachgesehen, wie der Schuh gefallen ist. Geschah dies mit der Spitze gegen die Thüre, so heirathet man; liegt aber die Ferse nach der Thür zu, so ist's damit nichts im nächsten Jahre.

Dem Schuhorakel nahe verwandt ist das Pantoffelwerfen, das nämlich die niederösterreichischen Mädchen an Weihnachten und am Sylvester befragen. Die Manipulation ist dieselbe, wie beim Schuhorakel, nur sitzt man nicht, sondern steht und spricht nichts beim Werfen. Auch hier besagt die nach außen gekehrte Spitze des Pantoffels baldige Heirath.

Mit wem, das weiß die Werferin freilich nicht, allein will sie's erfahren, so gibt's in Deutschland Orakel genug, welche darauf Antwort geben. Das Bequemste ist, von dem allgemein verbreiteten Bleigießen abgesehen, in der Neujahrsnacht Schlag zwölf Uhr in den Spiegel zu schauen, der künftige Gatte wird darin erscheinen. Hat aber die Schöne gerade keinen Spiegel zur Hand, thut's der Ofen auch, und wäre auch ein solcher nicht da, um einen Blick hineinzuwerfen, so braucht die Schöne blos dreimal um's Haus herum zu gehen, und sie wird den ihr bestimmten Gatten zu Gesichte bekommen. Sollte dies aber wider Erwarten nicht geschehen, nun so trete sie an den Brunnenrand, und das Bild ihres Bräutigams lacht ihr entgegen.

Da es aber nicht jedes Mädchens Sache ist, die beiden letzteren Orakel zu befragen, da ferner die meisten Töchter Eva's dem Aberglauben der Bulgarinnen nicht huldigen dürften, wonach die Rinder in der Christnacht von zukünftigen Dingen sprechen und man sonach nur an der Stall-

thüre zu horchen braucht, um zu erfahren, ob es im nächsten Jahre auch eine Hochzeit im Hause geben würde; und da in dem Spiegel, in welchen man Abends blickt, leicht der leibhaftige Satan erscheinen kann, so hat Menschenwitz noch ganz andere Orakel erfunden. Sehr empfehlenswerth, weil leicht ausführbar, ist das der Thüringer Mädchen. Sie verfertigen nämlich am Sylvesterabende aus drei Fingerhüten voll Wasser, Mehl und Salz drei kleine Kuchen, essen sie und sehen dann den Bräutigam im Traume.

Denselben Zweck erreichen die Schlesierinnen dadurch, daß sie in der Neujahrsnacht Schlag zwölf Uhr ein Stück von einem Apfel herunterbeißen, den sie am Sylvesterabende ohne zu handeln gekauft und ihn sodann unter das Kopfkissen gelegt haben. In Calw jedoch muß dieser Apfel von einer Wittwe erbettelt sein und vor Mitternacht zur Hälfte gegessen werden.

Dieses Orakel mag gut sein, amüsant aber ist das nachfolgende, in Deutsch-Böhmen und Niedersachsen sehr beliebte Schiffsorakel. Wallnüsse werden getheilt, und in die ausgehöhlten Schalenhälften kleine Wachslichtchen geklebt. Die Theilnehmer bestehen stets aus ledigen Burschen und Mädchen. Jeder stellt seine so präparirte, mit einem besonderen Kennzeichen, am besten mit seinem eigenen Namen versehene Nußschale vorsichtig auf das Wasser in einer runden Schüssel und zündet das Lichtchen an, ohne aber das Wasser hierbei in Bewegung zu setzen. Diejenigen Personen, deren Schiffchen aneinander stoßen, gehen eine Ehe ein.

Wie ersichtlich, ist nichts leichter, als auf diese Art einen Blick in die Zukunft zu thun. Freilich muß man in Gesellschaft sein, um den „Nappelfang“, wie dieses Spiel in Sachsen genannt wird, betreiben zu können, bei vielen anderen Orakeln, namentlich denen in der Andreasnacht, ist es aber am besten, allein zu sein.

Die Andreasnacht gilt überhaupt für die günstigste

aller Eheorakelnächte. Und zwar aus dem Grunde, weil der heilige Andreas schon vom frühesten Mittelalter an von den Jungfrauen als der mächtigste Ehefürsprecher, d. h. Förderer aller auf die eheliche Verbindung bezüglichen Wünsche, verehrt wurde und als der unmittelbare Nachfolger des altdeutschen Ehegottes Fro angesehen werden kann.

Schon frühzeitig kannten die deutschen Christen das Andreasgebet, das heißt die Bitte lediger Frauenspersonen um einen Mann, und errichteten zu allererst am Andreasabende ein Häufchen Mehl, das, wenn es bis zum nächsten Morgen beisammen blieb, baldige Verheirathung hoffen ließ. Mit der Zeit sind dann viele andere Orakel hinzugekommen. Das seltsamste ist wohl jenes, welches auf dem Aberglauben basirt, daß ein Mädchen im Stande ist, den ihm bestimmten Mann, wo er auch weilen möge, in seine Stube zu citiren, nur müsse zu diesem Zwecke der Tisch fein säuberlich, wie zu einem Mahle gedeckt sein, das Fenster geöffnet und sodann folgender Zauberspruch gesprochen werden:

„O heiliger Andreas, ich bitte Dich,
Du mögest lassen erscheinen,
Den Herzallerliebsten meinen,
Wie er geht und wie er steht,
Wie er mit mir zur Kirche geht."

Der Sage nach soll nun diese Beschwörung ehedem thatsächlich die erwünschte Wirkung gehabt haben, und das Verfahren hier und da sehr bezeichnender Weise „vermannen", d. h. verzaubern genannt worden sein. Und dies mit Recht, fügt ein gewissenhafter Chronist hinzu, denn die citirten Herzallerliebsten seien wie Träumende oder Nachtwandler herbeigekommen, und Keiner hat am anderen Morgen gewußt, wo er gewesen, nur von furchtbaren, in der vergangenen Nacht ausgestandenen Qualen hat er den Freunden erzählt. Und darum hat Einer, dem

sein Weibchen in einer schönen Stunde gestand, wie es ihn einst als ledigen Mann zu sich citirte, der Unklugen sofort das Messer in's Herz gestoßen und sodann sich selbst getödtet. Infolge dieser und ähnlicher Sagen, sowie fortgesetzter Ermahnungen von geistlicher Seite, ist das Landvolk allgemach davon abgekommen, solch' ein Orakel zu befragen. Der dazu gehörige Zauberspruch aber ist nicht in Vergessenheit gerathen, sondern wird nach wie vor gesprochen, nur mit dem Unterschiede, daß die Mädchen dabei im Bette liegen und mit der großen Zehe an die Bettstelle stoßen und dazu unbedingt sagen müssen:

„Bettstatt, ich tret' dich,
O heiliger Andreas, ich bitt' Dich,
Laß mir erscheinen" u. s. w.

Auch dürfen sie vorher nicht gebetet und müssen schweigend einen Hering verzehrt haben, sowie rücklings in's Bett gestiegen sein, wenn ihnen der Herzallerliebste wirklich im Traume erscheinen soll. Da dieses Orakel einigermaßen umständlich ist, haben es die Voigtländerinnen schon vor Zeiten dahin vereinfacht, daß sie am Andreasabende, unmittelbar nachdem sie einen Hering gegessen haben, vor die Hausthüre treten und die erste vorübergehende Mannsperson für ihren Bräutigam halten.

Im Erzgebirge erscheint übrigens auch der Hering überflüssig. Man beschränkt sich daselbst einfach darauf, entweder am Mittag des 30. November mit einem Löffel Hirsebrei vor die Hausthüre zu treten, ihn Punkt zwölf Uhr zu leeren, oder aber am Abende den Spruch:

„O heiliger Andreas, ich bitt' Dich" u. s. w.

zu murmeln und sodann vor's Haus zu gehen und in beiden Fällen den Ersten, der da des Weges kommt, für den künftigen Gemahl zu halten. Anderwärts wieder gehen die Mädchen in der Dämmerung auf die Straße

und essen schweigend ein Stück Brod „in drei Bissen". Nachdem dies geschehen, sehen sie nun in dem ihnen zuerst begegnenden Manne allerdings nicht ihren künftigen Gatten, wohl aber glauben sie, er werde desselben Standes wie der Begegnete sein.

Ferner ist im Erzgebirge, in Thüringen und Schlesien ein Buchstabenorakel im Schwange. Die Mädchen schreiben nämlich das Alphabet mit Kreide irgendwo an und tasten sodann mit verbundenen Augen darnach, um wenigstens den Anfangsbuchstaben des Namens ihres Zukünftigen zu erfahren. Wissen sie den, so können sie dieses Orakel in der Weise auf seine Richtigkeit prüfen, daß sie am Andreasabende einen Apfel unter das Kopfkissen legen, ihn bis zum ersten Weihnachtsfeiertage dort belassen und sich sodann mit demselben in der Hand vor die Hausthüre stellen. Der erste Mann, den sie nun sehen, verräth ihnen die Familie, aus der ihr Bräutigam sein wird.

Weniger umständlich und daher auch weiter verbreitet ist das Zauberorakel, das in der Weise befragt wird, daß neugierige Mädchen den Haupt- oder Erbzaun, der das Gehöfte umgibt, in der Andreasnacht schütteln und rütteln und dabei sprechen:

„Erbzaun, ich schüttele dich,
Erbzaun, ich rüttele dich,
Wo mein Liebster wohnt, da regt es sich.
Kann er sich nicht selber melden,
Laß du nur ein Hündchen bellen."

Erfolgt nun hierauf, was ja leicht möglich ist, Hundegebell oder sonst ein Geräusch, so liegt dort, woher es kommt, die Wohnung des Liebsten und Zukünftigen. Regt sich aber nichts, nun so bleibt dem wißbegierigen Mädchen nichts anderes übrig, als durch den, vor dem Schlafengehen gemurmelten Spruch:

„Andreasabend ist heute,
Es schlafen alle Leute,
Es schlafen alle Menschenkind,
Die zwischen Erd' und Himmel sind,
Bis auf den einzigen Mann,
Der mir zur Ehe werden kann,"

oder das Verslein:

„Herzlieber Andrees,
Gib mir zu erkennen, wie er heeß (heißt),
Gib mir zum Augenschein,
Welcher soll mein Liebster sein,"

den „bestimmten Mann" zu zwingen, ihr als Traumbild zu erscheinen.

Uebrigens sind nicht alle heirathslustigen Mädchen darauf verpicht, vom Schicksale gleich den ganzen Mann zur Ansicht zu verlangen. Sie begnügen sich vielmehr hier und da, vornehmlich in Schlesien und Mähren, damit, über dessen Körpergestalt Aufschlüsse zu erlangen. Zu diesem Behufe begeben sie sich in den Hof und ziehen in der Finsterniß aus einem Haufen Stockholz ein Scheit heraus. Und wie dieses beschaffen ist, gerade, krumm oder knorrig, so wird sich auch der Zukünftige zeigen.

Dieses Orakel heißt das „Tremmelziehen" und erinnert lebhaft an das in den Alpenländern übliche Zaunpfahlzählen, das darin besteht, daß Burschen oder Dirnen die Aufgabe gestellt wird, in finsterer Nacht auszuziehen, um eine gewisse Anzahl von Zaunpfählen (30, 40, 60 und mehr) zu zählen, wobei der letzte entweder kurze oder lange, dicke oder dünne Pfahl des oder der Zukünftigen entspricht.

Dieses Orakel ist jedoch nur in der Thomasnacht (20. zum 21. Dezember) gebräuchlich, weil zu dieser Frist „die Sonne umkehrt" und Blicke in die Zukunft viel leichter zu thun sind, als bei der Sommersonnenwende am Jo=

hannistage, der aber auch ein „Loostag" in Heirathssachen ist und von Burschen und Mädchen zur Befragung all' der hier beschriebenen und noch manch' anderer Orakel benützt wird.

Die Sitte heißt übrigens fast überall „loosen" und wird in dem von Slovenen bewohnten Gailthale Kärntens in der Weise geübt, daß die Jungfrau, welche wissen will, wen sie heirathen wird, ein Ontlas (am Charfreitage gelegtes) =Ei bis zum Abdontage (30. Juli) aufbewahrt, dann unter ihr Kopfkissen legt und hierdurch einen Traum erzielt, dessen Hauptperson ihr Bräutigam ist.

Denselben Erfolg können französische und — welch' seltsame Uebereinstimmung — böhmische Mädchen in der Nacht zum 1. März durch ein diesen Wunsch ausdrückendes Gebet erreichen, während die Süditalienerinnen, besonders die Kalabreserinnen, dieselbe Erscheinung dadurch herbeiführen, daß sie ein Lorbeerblatt unter ihr Kopfkissen legen. Wollen sie aber wissen, ob sie der Bräutigam noch in diesem Jahre heimführen werde, so werfen sie das Laub der Myrte oder des Oelbaumes auf glühende Kohlen. Knistert alsdann das Laub und flüstert wie ein Seufzer der Liebe, rollt es sich zusammen und springt prasselnd empor, so steht die Hochzeit in naher Aussicht.

Das Gleiche ist dann der Fall, wenn Kalabreserinnen zum Gebet zum Felsenkirchlein hinaufsteigen und auf der Straße einer Frau, die Brod bäckt, oder einem Bäcker, welcher Brod oder Kuchen soeben frisch aus dem Ofen bringt, begegnen, so ist das ein eheverheißender „Angang". Dasselbe Glück steht bevor, wenn beim Hinabschauen der Jungfrauen vom Felsen waschende Frauen in der Tiefe soeben ein heiteres Lied anstimmen, oder wenn Vorübergehende ihrer Fröhlichkeit in Rede oder Gesang Luft machen. Alles wird dann gut, die Jünglinge, welche den

Traum ihrer Herzen erfüllen, werden sie baldigst heimführen und treue Ehemänner sein.

Sehr prosaisch gehen dagegen die Milchmädchen Englands zu Werke, da sie ganz einfach in dem ersten jungen Manne, dem sie am Tage des heiligen Valentin (14. Februar) vor Sonnenaufgang begegnen, ihren künftigen Gemahl erblicken. Daher kommt es, daß sich heirathslustige Männer an obigem Tage von Mitternacht an in der Nähe der Häuser oder Straßen aufhalten, wo ihre Flammen wohnen oder vorbeikommen müssen.

Nicht alle Tage sind der Orakelstellung gleich günstig, allein es darf wohl kühn behauptet werden, daß trotzdem in Heirathssachen tagtäglich Fragen an das Schicksal gestellt werden. Und zwar sowohl in einer der hier angeführten oder sonst bekannten, als auch in tausend anderen Arten, welche jedoch zumeist unbekannt bleiben, weil ihre Erfinderinnen Bedenken tragen, sie öffentlich bekannt zu geben.

Eines der einfachsten Orakel für Mädchen, die viele Verehrer haben, ist, die Namen derselben in der Christnacht auf kleine Zettel zu schreiben, unter das Kopfkissen zu legen und in dem am anderen Morgen zuerst ergriffenen Zettel den Namen des Bräutigams zu erblicken, oder aber jene Zettel in Thonkügelchen zu kneten, diese in's Wasser zu werfen und von dem Zettelchen, welches zuerst frei wird, den Namen des zukünftigen Gemahls abzulesen.

Jene Mädchen aber, die blos wissen wollen, in wie viel Jahren sie in den Hafen der Ehe einlaufen werden, mögen es den Wienerinnen gleich thun, die sich ein Haar ausreißen, an dasselbe einen goldenen Ring befestigen und denselben langsam in ein leeres Glas versenken, so daß er, in Schwingungen gerathend und gleichsam den Klöppel einer Glocke bildend, gegen die Glaswand anschlägt. Jeder Schlag bedeutet ein Jahr des Ledigbleibens. Da die

Schwingungen sehr schwach sind und bald aufhören, so kommt bei diesem Orakel in der Regel keine allzulange Wartezeit heraus.

Und nun noch ein sehr hübsches Orakel, das die Mädchen im Fürstenthume Waldeck immer dann befragen, wenn sie an einem Hochzeitsfeste theilnehmen. Sie flechten ein dem Brautkranze ähnliches Kränzlein und lassen dasselbe von einer der Ihren, deren Augen verbunden worden sind, nach den im Kreise stehenden Wißbegierigen werfen. Diejenige, die davon getroffen wird, ist als die nächste Braut zu betrachten.

Dieses Orakel kann von weiblichen Hochzeitsgästen überall getrost nachgeahmt werden, denn schaden kann es durchaus nicht. Im Gegentheile, es kann nur eine angenehme Hoffnung erregen und verdient daher bekannt und betrieben zu werden, so weit die deutsche Zunge klingt und deutsche Herzen der Versuchung nicht widerstehen können, ein wenig in die Zukunft zu blicken.

Mannigfaltiges.

Wie Napoleon nach Elba kam. — Als der bekannte Diplomat Pozzo di Borgo im Jahre 1813 aus Frankfurt, dem Hauptquartier der Alliirten, nach England gesandt wurde, um den Prinzregenten einzuladen, einen seiner Minister auf den Kontinent zu senden, damit er an den Berathungen theilnehme, welche infolge des siegreichen Vordringens und des beschlossenen Einmarsches in Frankreich gepflogen werden sollten, machte er die Ueberfahrt auf der Fregatte „Minerva". Dieses Schiff war dem geistreichen und thätigen Staatsmann sehr wohl bekannt, denn es gehörte sechzehn Jahre früher zu dem Geschwader, mit welchem der berühmte Admiral Horace Nelson, ehe er die französische Flotte bei Abukir total schlug, an den Küsten von Korsika kreuzte und die Mitglieder der Regierung aufnahm, welche die Insel verlassen mußten, als die Truppen der französischen Republik siegreich ihre Fahnen dort aufgepflanzt hatten. Der damals noch junge Pozzo befand sich unter den flüchtenden Räthen und machte bald Bekanntschaft mit den höheren Offizieren der Flotte, auch an Bord der „Minerva". Als er nun nach Jahren wieder auf dieses Schiff kam, fand er noch einen Commodore, den er damals auf der Insel Elba kennen gelernt hatte. Bei der Tafel in der Kajüte des Commodore fragte einer der anwesenden Offiziere den Grafen Pozzo: „Aber was werden denn die verbündeten Monarchen mit Napoleon anfangen, wenn er gänzlich besiegt in ihre Hände fallen sollte?"

„Darüber," antwortete der General, „ist bis jetzt noch nichts Näheres bestimmt. Ich glaube aber, man wird als Bürgschaft für die Ruhe Europas von ihm verlangen, daß er abdankt; dann

wird man ihm wahrscheinlich irgend einen sicheren und anständigen Ort zum Aufenthalt anweisen ihn und streng überwachen, damit er nicht etwa den Boden Frankreichs wieder betritt, um das Land, ja vielleicht ganz Europa, in Feuer und Flammen zu setzen."

„Dann," sagte der Commodore, „würde man ihm keinen schicklicheren Ort als die Insel Elba anweisen können. Sie bietet durch ihr angenehmes Klima ein ebenso freundliches, als durch ihre geographische Lage leicht zu überwachendes Exil dar."

„Goddam," rief ein dicker mit Appetit speisender Marinekommissar aus, indem er auf einige Augenblicke Messer und Gabel ruhen ließ, „ich möchte wohl ein auf diese Weise pensionirter Kaiser und lieber im Ruhestande König auf der Insel Elba, als Regent eines noch so großen Reiches sein. Dieses kleine Land bietet Alles dar, was der Mensch nur verlangen kann, und auf dem ganzen Wege nach der Levante speist man nirgends so vortrefflich, als an der Wirthstafel des Gasthofes ‚Croce d'oro' in Porto Ferrajo."

Dieser Erklärung folgte ein schallendes Gelächter der Tischgesellschaft. Graf Pozzo aber zeichnete einige Worte in seine Schreibtafel ein.

Vier Wochen später erzählte er an der Tafel des Kaisers Alexander von dem Tischgespräch auf der „Minerva".

„Der Gedanke ist gut," meinte der Kaiser, „aber noch sind wir nicht so weit."

Darauf erwiederte Pozzo di Borgo: „Sire, ich für mein Theil würde, wenn ich gefragt werden sollte, keineswegs für Elba stimmen."

„Und warum nicht?" fragte verwundert der Kaiser.

„Weil mir der Charakter Napoleon's nur zu gut bekannt ist. Er würde schon nach einigen Wochen von Elba aus mit seinen Anhängern in Frankreich wieder in naher Verbindung stehen, und ehe noch ein Jahr vergangen sein würde, ginge er wieder im Sturmschritt auf Paris los."

„Niemand sieht die Zukunft immer so schwarz, als Pozzo," sagte Alexander. —

Drei Monate später, als man nach der Einnahme von Paris mit dem in Fontainebleau verweilenden Kaiser unterhandelte, sagte

der Fürst Metternich: „Gut, Napoleon soll abdanken, aber wohin mit ihm? Noch ist er der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich, er muß die Existenz eines regierenden Fürsten haben."

„Dafür ist gesorgt," antwortete der Kaiser von Rußland, „ich schlage vor, daß wir ihn zum souveränen Herrn der Insel Elba machen. Sie ist bereits zu diesem Zweck an anderer Stelle in Erwähnung gebracht. Wir haben übrigens hier einen Mann," fuhr er, seine Blicke auf den Grafen Pozzo werfend, fort, „der im Kanale von Piombino so genau Bescheid weiß, wie in der Meerenge von Bonifacio."

Der Graf aber schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: „Ich muß fest bei der Ansicht bleiben, die ich, diesen Gegenstand betreffend, Eurer Majestät bereits auseinander gesetzt habe. Elba ist ein herrliches Besitzthum. Für jeden anderen besiegten und entwaffneten Feind wäre es ein vortreffliches Exil und Asyl, nur nicht für Napoleon. Der darf Frankreich nicht so nahe bleiben, sonst geht der ganze Tanz im nächsten Jahre von Neuem los. Sire, ich beschwöre Sie noch einmal, geben Sie diese Idee auf, die ich durch eine Erzählung in Ihrer von Großmuth erfüllten Seele geweckt habe. Bedenken Sie, mit welchem unruhigen, unternehmenden und verwegenen Gegner Sie es zu thun haben. Setzen Sie die Ruhe Europas durch eine solche Bestimmung nicht von Neuem auf's Spiel, sie könnte viel Blut und Frankreich selbst weitere Opfer kosten."

„Noch einmal muß ich Ihnen darauf erwiedern," sagte der Kaiser Alexander lebhaft, „Sie malen die Zukunft mit zu dunklen Farben. Ihr persönlicher Haß verleitet Sie zu einer Ungerechtigkeit. Man muß auch die gefallene Größe noch ehren."

„Wohlan," rief der General aus, „es bleibt mir ja nichts anderes übrig, ich beuge mich vor dem Befehl Eurer Majestät. Aber denken Sie an mich: binnen Jahresfrist weht die Trikolore von Neuem auf den Tuilerien." —

Als am 1. März 1814 der vom Lord Bourghers, damals Gesandter in Florenz, abgeschickte Kurier in Wien mit der Nachricht ankam, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe und wahrscheinlich in Frankreich an's Land steigen würde, sagte der Kaiser Alexander zum Kaiser von Oesterreich und zum König von

Preußen: „Pozzo di Borgo hatte also doch Recht. Wir hätten der Predigt, die er mir hielt, folgen sollen. Er besitzt neben einem sehr festen Charakter einen die Zukunft durchdringenden Blick, eine vollkommen richtige Würdigung der Dinge, die allein den Erfolg der Maßregeln sichert. Mit solchen Staatsmännern ist die Vorsehung nicht verschwenderisch.“ —

Nach den „hundert Tagen“ mußte Napoleon bekanntlich die



Insel St. Helena, im fernsten Weltmeer gelegen, als Aufenthaltsort beziehen, wo er auch starb. v. M.

Zu Lande und zu Wasser. — Man hat in neuester Zeit, nachdem der Fahrradsport eine so gewaltige Ausdehnung angenommen, auch bereits verschiedene Wasservelocipede konstruirt, d. h. kleine Boote mit Rudern, zu deren Bewegung eine mittelst Pedalen in Umdrehung versetzte Schraube dient. Das Neueste und Originellste auf diesem Gebiete aber dürfte wohl ein Land- und Wasserdreirad sein, das ein amerikanischer Erfinder in

Chicago, Namens Thore J. Olsen, hergestellt hat. Unsere umstehende Abbildung zeigt diesen Apparat, mit dem man ganz nach Belieben auf dem Lande oder auf dem Wasser spazieren fahren kann. Er besteht aus zwei kahnartigen leichten Fahrzeugen, die am Hintertheil miteinander vereinigt und die mit dem Gestell des Dreirades in geeigneter Weise verbunden sind. Die beiden Haupträder sind an den Speichen mit kleinen Ruderschaufeln versehen. Der Betrieb der Maschine erfolgt in der gewöhnlichen Weise, doch leidet sie für die Landfahrt unverkennbar an einer gewissen Schwerfälligkeit. Auch bieten alsdann die Schaufeln an den Rädern zu viel Luftwiderstand, wodurch das rasche Fahren behindert wird. Immerhin aber ist dies Dreirad als Erfindung sinnreich und originell, auch wird es manchen Liebhabern ein Vergnügen gewähren, auf ihren Spazierfahrten durch Seen und Wasserläufe nicht behindert zu sein und nach Belieben auch eine Wasserpartie unternehmen zu können. — Die Illustration entlehnen wir zur Probe dem soeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart herausgegebenen und durch alle Sortimentsbuchhandlungen zu beziehenden, reich illustrirten 15. Jahrgange des Prachtwerkes „Das Neue Universum“ (Preis in Prachtband M. 6.75). Dies bereits in zahlreichen Familien eingeführte, in erster Linie der reiferen Jugend zugedachte Buch bietet nebst interessanten Erzählungen allgemein-verständliche und fesselnd gehaltene Berichte über die neuesten Fortschritte auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens. Die äußerst reichhaltige Rubrik „Häusliche Werkstatt“ und die zahlreichen Aufgaben „Zum Kopfzerbrechen“ machen das Werk noch anziehender, das namentlich zu Festgeschenken sich in vorzüglicher Weise eignet.

Wracks und Flaschenposten. — Zu den den Laien wenig bekannten, von den Seeleuten aber ängstlich gefürchteten Gefahren des Oceans gehören auch die herrenlosen, weil von ihrer Besatzung verlassenen Wracks, jene Ueberreste der gewaltigen Seeschiffe, die entweder Schiffbruch litten oder durch eine andere Ursache, wie die Entstehung eines Brandes, aufgegeben werden mußten. Die Wracks schwimmen meist so, daß sie nur wenig oder gar nicht aus dem Wasser hervorragen, nur in seltenen Fällen ist der Kiel nach oben gekehrt. Daher sind gewöhnlich

die Wracks bei nebeligem Wetter oder in der Nacht nicht zu erkennen, und die Folge davon ist häufig ein Zusammenstoß der Seeschiffe mit ihnen. Die Wracks sind um Vieles gefährlicher als die Eisberge, auf die das Sinken des Thermometers, das durch die von den Eisbergen bewirkte Abkühlung der Luft herbeigeführt wird, schon aus beträchtlicher Entfernung hinweist. Bei 49 Zusammenstößen auf dem Atlantischen Ocean mit Wracks gingen 9 Schiffe unter, während 17 so schwer beschädigt wurden, daß sie nur mit Mühe einen Hafen erreichen konnten.

Diese Umstände haben dem Hydrographic Office, dem hydrographischen Amt von Nordamerika, Veranlassung gegeben, von Zeit zu Zeit ein Verzeichniß der herumschwimmenden Wracks zu veröffentlichen, um dadurch die Aufmerksamkeit der Seefahrer auf dieselben hinzulenken. Die Zahl der Wracks nimmt von Jahr zu Jahr zu; im verflossenen Jahre wurden dem erwähnten nordamerikanischen Amt 1584 Wracks gemeldet. Durchschnittlich machen die Wracks das Meer zwei Monate lang unsicher, dann versinken sie, der vierte Teil jedoch treibt sechs Monate umher und einige irren sogar drei und vier Jahre herum. Berüchtigt ist ein Wrack, das noch eine Mahagoniholzladung im Werthe von 80,000 Mark birgt, siebenundzwanzigmal gesehen wurde und nach einer Berechnung 5000 Seemeilen zurückgelegt haben soll. Zuweilen sendet die amerikanische Regierung Torpedoboote zur Zerstörung der Wracks aus, bei dem Mahagoniholzwrack ist aber die Verwendung von Torpedos nicht möglich, weil in diesem Fall durch die Sprengung das Meer mit schwimmenden Hölzern bedeckt werden würde, die ebenfalls gefährlich wären, da sie den Bruch einer Dampferschraube, gegen die sie anstießen, herbeiführen könnten.

Zuweilen treiben aber auch völlig unbeschädigte und von ihrer Mannschaft verlassene Schiffe auf dem Meere umher. Im August 1893 traf man beispielsweise die österreichische Bark „Vila" auf der Höhe von Hatteras an. Es fand sich, daß sie mit Knochen beladen war, aber keine einzige Menschenseele an Bord hatte, obgleich nicht die geringste Beschädigung zu bemerken war. Diese merkwürdige Erscheinung wurde erst durch einen ähnlichen Fall aufgeklärt. Bald nach der Auffindung der „Vila" ging nämlich

ein Schiff mit gleicher Ladung von Montevideo nach Philadelphia ab, und als es in letzterem Hafen landete, betheuerte die Mannschaft, daß sie nie wieder mit einer Knochenladung fahren würde. Unterwegs seien Skorpione, die verschiedensten Insekten und giftiges Gewürm massenhaft aus den Knochen zum Vorschein gekommen, so daß man sich vor dem Ungeziefer nicht hätte retten können. Die Knochen waren auf den Steppen gesammelt worden und wahrscheinlich hatten in sie die Skorpione und das andere Gethier ihre Eier hineingelegt, aus denen dann in der tropischen Hitze die junge Brut ausschwärmte. Vermuthlich war es der österreichischen Bark „Vila" ähnlich ergangen.

Es darf als sicher angenommen werden, daß die Unglücksfälle durch einen Zusammenstoß mit Wracks noch zahlreicher sind, als es zur Kenntniß gelangt, und daß ein guter Theil derjenigen Schiffe, welche spurlos verschwinden, den Wracks zum Opfer fällt. Das vorher erwähnte Verzeichniß, welches das hydrographische Amt in Washington als „die Pilotenkarte des nordatlantischen Oceans" herausgibt, wird an die Schiffe alle Monate vertheilt, und es sind in ihm die Richtungen verzeichnet, die die schwimmenden Wracks nehmen.

Aber gerade durch diese Ortsveränderungen der Wracks, die mit den Strömungen des Meeres schwimmen, wird der praktische Werth dieser Karten sehr herabgesetzt. Dagegen hat das hydrographische Amt aus den Wegen, welche die Wracks mit den Meeresströmungen einschlagen, die Anregung geschöpft, auf wissenschaftliche Weise, nämlich durch Aussetzung von Flaschenposten, die Bahnen der Meeresströmungen zu erforschen. Die Aussetzung von Flaschenposten, d. h. das Auswerfen von Flaschen, die mit einem Zettel versehen sind, der Nachrichten trägt, wird bekanntlich von den Seeleuten seit Alters her geübt, wenn sie bei einem Schiffbruch der Welt ein letztes Lebenszeichen geben wollen. Man hat sie aber auch bereits zur Feststellung des Meeresströmungen benutzt. Jedoch hafteten bisher dem Verfahren verschiedene Mängel an, wie denn viele Flaschen zerschellten; oder sie wurden an den Küsten, wo sie landeten, nicht aufgefunden, oder sanken auch unter, indem sich kleine Seethiere an ihnen festsetzten, so daß die Flaschen durch die Vergrößerung des Gewichts untertauchten. Das hydro-

graphische Amt in Washington läßt nun jetzt eine besondere Art von Flaschen herstellen, die durch Gestalt und Farbe weithin erkennbar sind und die Buchstaben H. O. — Hydrographic Office — sowie eine Nummer tragen. Die Flaschen sind so gearbeitet und mit Ballast gefüllt, daß sie im Wasser aufrecht schwimmen, und ihre Nummern ziemlich weit gesehen werden können. Sobald eine solche Flasche einem Schiffe sichtbar wird, braucht der Kapitän nur näher heranzufahren und ihre Nummer festzustellen, während er die Flasche ruhig weiter treiben läßt. Wird nun Ort und Zeit der Begegnung notirt und nach Washington mitgetheilt, so kann aus solchen Berichten, wenn sie genügend zahlreich sind, die Richtung und Geschwindigkeit der Meeresströmungen mit ziemlicher Sicherheit festgestellt werden. In Kurzem wird eine große Anzahl solcher Flaschen an die amerikanische Hafenplätze anlaufenden Handelsschiffe mit der Anweisung vertheilt werden, an welchem Punkte sie über Bord zu werfen sind. Bei der großen Wichtigkeit, die die genaue Ermittelung der Meeresströmungen für die Seeschifffahrt und die Wissenschaft besitzt, ist die in Amerika jetzt eingeschlagene Methode mit Freuden zu begrüßen und zu hoffen, daß sie reiche Ergebnisse zeitigt. Th. S.

Verfehlte Wahl. — Unter den Zeichen der Anerkennung, welche Fanny Elsler, die berühmteste aller Tänzerinnen, bewahrte, befand sich auch ein goldener Kranz und zwei Pantoffeln, deren Geschichte nicht uninteressant ist. Als Fanny Elsler im Jahre 1849 in Turin auftrat und die ganze Stadt entzückte, wollten ihre Bewunderer ihr einen besonderen Beweis ihrer Verehrung geben und schossen 3000 Thaler zusammen, welche ein Juwelier für einen goldenen Kranz verlangt hatte, den man der reizenden Tänzerin überreichen wollte. Schon war er zur Uebergabe bereit, als es den Spendern einfiel, ob nicht dem König eine solche Demonstration mißfallen könnte, und man beschloß, Seine Majestät zu befragen.

„Sie bedürfen meiner Einwilligung zu dem nicht, was Sie thun wollen," antwortete Viktor Emanuel, „geben Sie den Kranz der Tänzerin, wenn es Ihnen Freude macht, aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie in der Wahl des Andenkens, für das Sie sich entschieden haben, nicht glücklich gewesen zu sein

scheinen, denn ich glaubte bisher, Kränze seien für den Kopf, nicht aber für die Füße bestimmt. Gestatten Sie mir daher, hier nachzuhelfen."

Und er ließ zwei reich mit Diamanten besetzte Pantöffelchen anfertigen, die der Tänzerin zugleich mit dem Kranze überreicht werden mußten. E. K.

Feuerwehrpferde. — Wenn man ein alarmirtes Feuerwehrfuhrwerk zur Brandstätte rasen sieht, so wird Jeder bemerken können, wie die Pferde ihre ganze Kraft anspannen, um vorwärts zu kommen, und vielfach geschieht dies, wie z. B. in New-York, ohne daß der Rosselenker sie anzutreiben braucht. Die in der eben genannten Riesenstadt eigens für den Feuerwehrdienst abgerichteten Pferde legen oft eine ganz erstaunliche Intelligenz an den Tag, die sich schon beim Anschirren, das bekanntlich in Windeseile geschehen muß, bemerkbar macht. Sobald das Signal zum Anschirren und Abrücken gegeben ist, zerren viele der Thiere, die rechts und links von den Deichseln festgemacht stehen, mächtig an ihren Halftern, um loszukommen und in das Sielenzeug zu gelangen. Sind sie losgekoppelt, so treten sie eiligst an ihre Kummete und suchen schon von selbst den Kopf hinein zu schieben. In jeder Weise suchen sie die Handleistungen des Menschen beim Anschirren zu erleichtern und zu beschleunigen, als ob sie wüßten, daß von der Schnelligkeit unendlich viel abhängen kann.

Daß das Pferd und dessen Leistungsfähigkeit im Zurücklegen von Entfernungen gerade bei der Feuerwehr eine äußerst wichtige Rolle spielen muß, ist klar, denn jede gewonnene Minute kann über die Rettung von Leben und Eigenthum entscheiden. Die Dressur der Feuerwehrremonten erscheint daher in New-York — an anderen Orten wird es ähnlich sein — an maßgebender Stelle ebenso wichtig, wie die Einübung der Mannschaften zu ihren mannigfachen Verrichtungen. Ungefähr 800 Pferde befinden sich im Dienste der New-Yorker Feuerwehr, und jedes Jahr heißt es etwa 50 Neulinge für den Gebrauch abzurichten. Für diese Remonten besteht eine besondere Schule, deren Leiter ein Thierarzt ist. Dieser hat zu beurtheilen, ob ein Thier sich zum Feuerwehrdienst eignet oder nicht, denn nicht alle eingestellten rohen Pferde erweisen sich als brauchbar für denselben. Schon nach einigen

Wochen läßt sich ersehen, ob ein Thier den Anforderungen genügt oder nicht, und ist letzteres der Fall, so wird es sofort abgeschafft.

Auch die Pferdecharaktere sind verschieden, wie die der Menschen, und die Anlagen mancher Thiere stehen dem kraß gegenüber, was von ihnen verlangt wird. Die Unterkunft an den Wagen sagt nicht jedem Pferde zu, andere können sich mit der Abrichtung nicht befreunden, während einzelnen die Horn- und sonstigen Signale eine wahre Todesangst einflößen, die sie nimmermehr abzulegen vermögen. Einzelne Thiere werden infolge dessen so störrisch, daß alle angewandten Mittel sich als fruchtlos erweisen; ihrer entledigt man sich alsdann baldigst. O. v. B.

Ein luftscheuer Staatsmann war der berühmte Minister der großen Kaiserin Maria Theresia, Fürst Kaunitz. Wie es heißt, datirte seine ganz außerordentliche Scheu vor jedem frischen Luftzug, ja vor freier Luft überhaupt, schon aus seiner frühen Jugend her, infolge der ängstlichen Verzärtelung seiner Mutter, die viel Unglück mit ihren Kindern gehabt, und deshalb stets für das Leben des schwächlichen Knaben fürchtete. Anstatt abgehärtet zu werden, wurde er also mit übertriebenster Sorge behütet, und vor jedem Lüftchen bewahrt. Nur so ist allerdings die geradezu unglaubliche Abneigung des mächtigen Staatsmanns, den man seiner Zeit sehr bezeichnend den „Kutscher von Europa" nannte, gegen das eigentliche Lebenselement des Menschen, die Luft, zu erklären. Kein Fenster durfte offen sein in dem Raume, wo er sich befand, sogar bei Hofe mußte man dieser Gewohnheit Rechnung tragen. Sobald es hieß: „Fürst Kaunitz kommt!" schlossen sich alle Fenster, und wenn's die Kaiserin oder die Prinzen mit eigenen Händen thun mußten. Zu Fuß ging der wunderliche Staatsminister höchst selten die paar Schritte von seiner Wohnung nach der Hofburg, nur an besonders drückend heißen Tagen wagte er diesen „Exceß", hielt aber dabei ängstlich ein seidenes Tuch sich vor den Mund; ebenso geschah es nur im schwülen Hochsommer, daß er die „Kühnheit" hatte, ein Weilchen im Lehnsessel in seinem kleinen Garten auf der Bastei zu sitzen, oder gar einen Spazierritt im Freien zu „riskiren", das heißt in seinem Garten in Mariahilf, den hohe Boskets vor jedem zudringlichen Luftzug schützten. Für gewöhnlich verschaffte er sich Bewegung dadurch,

Mannigfaltiges.

Wie Napoleon nach Elba kam. — Als der bekannte Diplomat Pozzo di Borgo im Jahre 1813 aus Frankfurt, dem Hauptquartier der Alliirten, nach England gesandt wurde, um den Prinzregenten einzuladen, einen seiner Minister auf den Kontinent zu senden, damit er an den Berathungen theilnehme, welche infolge des siegreichen Vordringens und des beschlossenen Einmarsches in Frankreich gepflogen werden sollten, machte er die Ueberfahrt auf der Fregatte „Minerva". Dieses Schiff war dem geistreichen und thätigen Staatsmann sehr wohl bekannt, denn es gehörte sechzehn Jahre früher zu dem Geschwader, mit welchem der berühmte Admiral Horace Nelson, ehe er die französische Flotte bei Abukir total schlug, an den Küsten von Korsika kreuzte und die Mitglieder der Regierung aufnahm, welche die Insel verlassen mußten, als die Truppen der französischen Republik siegreich ihre Fahnen dort aufgepflanzt hatten. Der damals noch junge Pozzo befand sich unter den flüchtenden Räthen und machte bald Bekanntschaft mit den höheren Offizieren der Flotte, auch an Bord der „Minerva". Als er nun nach Jahren wieder auf dieses Schiff kam, fand er noch einen Commodore, den er damals auf der Insel Elba kennen gelernt hatte. Bei der Tafel in der Kajüte des Commodore fragte einer der anwesenden Offiziere den Grafen Pozzo: „Aber was werden denn die verbündeten Monarchen mit Napoleon anfangen, wenn er gänzlich besiegt in ihre Hände fallen sollte?"

„Darüber," antwortete der General, „ist bis jetzt noch nichts Näheres bestimmt. Ich glaube aber, man wird als Bürgschaft für die Ruhe Europas von ihm verlangen, daß er abdankt; dann

Setzte silberne Schüsseln auf
Mit blassem Speck und gesottenen Vögeln."

Hier brachte die bewirthende Hausfrau dem Gaste:

„. . . einen rauhen Laib
Schwer und klebricht, der Kleien voll.
Suppe in der Schüssel ward aufgesetzt,
Ein gesottenes Kalb war das beste Gericht."

Der allgemeinsten Beliebtheit erfreute sich jedoch für gewöhnlich das Schweinefleisch. Man züchtete Schweine in großer Menge und labte sich an der fetten Kost, vornehmlich an Speck, der roh und gekocht genossen wurde. Das Pökeln und Räuchern verstanden die Deutschen so gut, daß römische Feinschmecker gerne Rauchfleisch aus Deutschland bezogen. Belgischer und westfälischer Schinken galten in den Zeiten des römischen Kaisers Diokletian, 300 Jahre nach Christus, als große Delikatesse. Freilich, je reger im Laufe der Zeiten die Deutschen mit den Römern verkehrten, desto mehr schwand auch diese alte Einfachheit des Lebens. Römische Kaufleute, die in den Grenzstädten ihre Stapelplätze hatten, brachten Schmucksachen, allerlei nützliches Hausgeräth, aber auch neue, bisher ungekannte Genußmittel, vor Allem Gewürze, zu den verschiedenen deutschen Völkerschaften. Auch lernten viele deutsche Männer, die im römischen Heere dienten, die Annehmlichkeiten römischer Lebensweise in nächster Nähe kennen. Früher als vieles Andere nahm man von den Römern die Art und Weise der feineren Speisebereitung an.

Besonders die Franken waren es, die sich am ehesten mit allen Geheimnissen der römischen Kochkunst vertraut machten. Schon zur Zeit der Merovinger gab es unter ihnen Feinschmecker, an welchen selbst M. Apicius, der berühmteste Feinschmecker und Schlemmer unter den Römern, seine Freude gehabt hätte. Gourmands von heute würden diesen leckeren Altvordern noch das Wohlbehagen ihres Gaumens nachfühlen, wenn sie wüßten, welche ausgesuchte Bissen auf damaligen Festtafeln zum Vorschein kamen: ein höchst delikat bereiteter Prachtfisch, der in Oeltunke schwamm und das einstimmige Lob aller Geladenen erntete; Pfirsiche von ausgelesener Güte zum Nachtisch, Milch-

crême in den zierlichsten Formen, Prünellen und andere Imbisse verschiedener Art. Nach Einführung des Weines durch die Römer fehlte es neben Meth, Bier und Most selbstverständlich nicht an einem guten Tropfen des edlen Gewächses. Ein starker, ungemischter Falerner, von Kampaniens Sonne gereift, war eine sehr beliebte Marke; noch mehr galten die edlen und schweren Sorten, die Palästina erzeugte, die vielbegehrten Weine aus Gaza. Die wenigen einheimischen oder aus Gallien eingeführten Weine waren zu jener frühen Zeit noch wenig beliebt; man trank sie, da sie zu leicht waren, auch nicht blank, sondern mischte sie mit Wermuth und Honig oder machte sie überhaupt durch allerlei Würzen und Zuthaten kräftiger. D—l.

Zwei Ringer. — Lord Darmouth, ein leidenschaftlicher Ringer, hörte so viel von der Körperstärke eines Schmieds in dem zwischen Glasgow und Edinburg gelegenen Orte Milcader, daß er sich davon persönlich zu überzeugen beschloß. Eines Tages erschien er hoch zu Rosse vor der Werkstatt des Athleten, stieg ab, führte sein Pferd durch die offene Thür des das Haus umgebenden Zaunes und sagte zu dem eifrig beschäftigten Cyklopen: „Freund, ich komme von London, um zu erfahren, wer von uns Beiden der Stärkste ist."

Ohne ein Wort zu erwiedern, legte der Schotte sein Werkzeug aus der Hand, faßte den Lord um den Leib und warf ihn, ohne sich anzustrengen, über den Zaun auf die Landstraße.

Nachdem der also an die Luft Gesetzte wieder etwas zu sich gekommen, hinkte er wieder an den Zaun heran.

„Was wollt Ihr noch?" fragte lachend der Herkules.

„Nichts Besonderes," versetzte der Lord, „werft mir nur auch mein Pferd noch herüber, damit ich nach Hause reiten kann."

E. K.

Warum bläut man Papier, Wäsche und Zucker? — Im Jahre 1746 ereignete es sich in der Papierfabrik des Mr. Buttenshaw in Oxford, daß dessen Frau, welche mit dem Waschen feiner Leinwand beschäftigt war, zufällig einen Sack gepulverten Blau's in's Zeug fallen ließ, das beinahe fertig gemahlen war. Das Blau vermischte sich rasch mit dem Papierstoff; sie fürchtete, großes Unheil angerichtet zu haben, und vermied jede Erwähnung

des Zufalls. Als sie jedoch auf ihres Gatten Frage, was denn dem Stoffe die schöne Färbung gegeben habe, entnahm, daß das Unglück nicht sehr groß sein könne, faßte sie sich ein Herz und offenbarte das Geheimniß. Sie wurde später glänzend belohnt. Mr. Buttenshaw war mit dem Aufschlag von 4 Schilling per Bündel, die er in London für sein verbessertes Fabrikat erhielt, sehr zufrieden und machte seiner Ehehälfte ein kostbares Scharlachkleid zum Geschenk.

Was war hier vorgegangen? Welche Zauberkraft wohnt dem unscheinbaren Waschblau inne? Die Sache ist einfach und dem Laien doch wenig geläufig. Mr. Buttenshaw hatte in seiner Fabrik stets weißes Papier hergestellt. Wissenschaftlich gesprochen, erscheint uns ein Körper im Tageslichte weiß, wenn er alle Farben des weißen Lichts in denselben Verhältnissen, in welchen sie im Spektrum der Sonne vorkommen, zurückzuwerfen vermag. Das Weiß ist um so blendender, je mehr Licht es zurückwirft. In demselben Maße aber, als es weniger Lichtstrahlen aller Gattungen zurückwirft, verliert die weiße Farbe an Intensität; der Körper erscheint grau, dann dunkel und endlich schwarz, wenn alle auffallenden Strahlen absorbirt und keine zurückgeworfen werden. Die Gegenstände, welche wir weiß nennen, wie z. B. Schnee und Milch, haben thatsächlich eine bläuliche Farbe. Selbst Eis ist nach Bunsen bläulich gefärbt. Das Blau spielt demnach für unser Auge eine hervorragende Rolle. Schon Parrot hat 1791 behauptet, daß ein bläulicher, also nur schwach blau gefärbter Lampencylinder in Verbindung mit der orangengelben Lampenflamme ein angenehmes weißes Licht gebe. Das Gelbliche der Wäsche wird durch Bläuen kompensirt; hält man in dem Blau das richtige Maß ein, so wird bei den reingewaschenen Geweben ein schönes Weiß erzielt. So ist auch das Weiß selbst des aus gebleichtem Stoff gefertigten Papiers matt, mit einem Stich in's Gelbe, und man sucht seit jener zufälligen Entdeckung durch einen geringen Zusatz von blauer Farbe, vorzugsweise Berlinerblau (Mineralblau), künstliches Ultramarin und Anilinblau den Eindruck des Weiß hervorzurufen, wie den Glanz zu erhöhen. Dasselbe findet statt beim Zucker. In den Fabriken erhält der gelbliche Zucker einzig und allein mit Hilfe von Ultra-

marin eine blendende Weiße. Zum Bläuen von je 100 Zuckerbroten à $12^1/_2$ Kilogramm Gewicht werden etwa 5 Gramm Ultramarin verwendet. Dr. A. B.

Zuerst das Geschäft. — Einer der sogenannten „Auferstehungsmänner“ in London, welche Leichen zu stehlen pflegten, um sie den Aerzten zu verkaufen, hatte einst dem Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam zu einem bestimmten Tage versprochen. Hunter erwartete ihn mit Ungeduld, aber er kam nicht; dagegen die Frau des Leichenlieferanten, die ihm jedoch, statt einer weiblichen, eine männliche Leiche brachte.

„Aber Ihr bringt mir ja eine männliche Leiche; ich bestellte eine weibliche,“ sagte er ihr.

„Lieber Herr,“ versetzte die Frau, „das hat seine Ursachen. Mein Mann wollte die versprochene weibliche Leiche holen, da ertappten ihn aber die Friedhofswächter und erschossen ihn. Ich bringe Ihnen nun meinen Mann dafür und hoffe, daß Sie die arme Witwe ferner mit Ihrem Zuspruch dafür beehren werden, weil sie Ihnen wenigstens Ersatz verschaffte.“ —dn—

Jugend hat keine Tugend. — Das ist schon immer so gewesen und wird wohl auch so bleiben. Eine hübsche Illustration dazu liefert der Prinz von Joinville, der Sohn Louis Philipp's, in seinen kürzlich erschienenen Erinnerungen. Sein Erzieher, der Professor Trognon, war zu Beginn seiner Laufbahn Lehrer am Gymnasium zu Langres. Als er hier eines Tages seine Klasse betrat, hatten die Schüler einen jungen Esel hinter das Katheder gesetzt, so daß der Kopf und die Vorderbeine desselben über das Pult hinwegragten, gerade als ob er der Professor sei. Trognon war mit Recht einigermaßen erstaunt über diese merkwürdige Vertretung, aber er verlor keinen Augenblick die Fassung. Er hatte sogar Witz genug, den jungen Unholden eine ganz vortreffliche Lektion zu ertheilen, denn er verließ die Klasse mit den Worten: „Da habt ihr ja einen Lehrer, der ganz eurer würdig ist; den behaltet nur.“ A. S.

UNIV. OF MICHIGAN,
JUL 15 1912